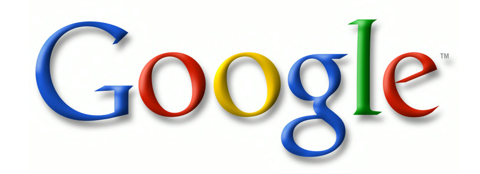


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

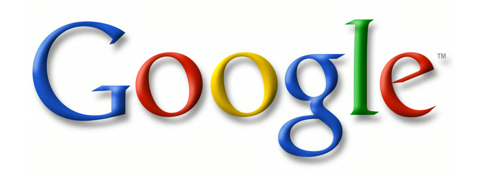
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





Kirchner
RFH

Buch der Freundschaft.

Von

Lic. Dr. **Friedrich Kirchner.**



Halle (Saale).
G. Schwetschke'scher Verlag.
1891.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
910659
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1919 L

Vorwort.

Mit dem vorliegenden Buche, dessen Eigenart in die Augen springt, glaube ich vielen eine willkommene Gabe darzubieten. Denn welcher Gebildete interessierte sich nicht für die Freundschaft? Wer hätte nicht schon dafür geschwärmt, sich über ihr Wesen den Kopf zerbrochen? Wer wäre nicht schon für dieses oder jenes berühmte Freundespaar begeistert gewesen?

Und doch ist gerade über diesen wichtigen Gegenstand an Büchern Mangel. Aristoteles und Cicero haben eingehend darüber gehandelt, aber spätere Schriftsteller selten. Dies ist schon Goethe aufgefallen (vgl. S. 165). Da ich mich nun seit je dafür interessiert habe, entschloß ich mich, dieses Thema einmal im Zusammenhange darzustellen.

Zuerst habe ich das Wesen der Freundschaft untersucht. Gewiß wird diese Darstellung hier und da Widerspruch herausfordern. Desto besser, dann reizt sie zu weiterem Nachdenken.

Sodann folgt die Geschichte der Freundschaft, und zwar so, daß ich die Ansichten der hervorragendsten Schriftsteller über die Frage und die Schilderung berühmter Freundschaften mit einander verflechte. In beiden Hinsichten wird gewiß jeder

Leser viel Neues finden; denn nirgends bisher ist eine so umfassende Darstellung versucht worden. Daß ich unter den etwa 115 Freundespaaren auch viele Freundschaften zwischen Männern und Frauen vorgeführt habe, darf wohl auf allgemeine Zustimmung hoffen. Ist ja doch die Grenze zwischen Liebe und Freundschaft sehr fließend.

Im Anhang gebe ich etwa 520 Sentenzen über die Freundschaft, die gewiß manchem das Beste am Buch erscheinen werden. Ich habe sie chronologisch geordnet, um sowohl einen Überblick über die Lehre von der Freundschaft als auch die Nachprüfung der einzelnen Schriftsteller zu ermöglichen.

Endlich ist überall die Litteratur möglichst erschöpfend angeführt worden.

So möge denn das Büchlein, dem der Verleger einen so reichen Bilderschmuck hinzugefügt hat, der Freundschaft recht viele begeisterte Freunde gewinnen!

Berlin, im März 1891.

Friedrich Kirchner.

Inhalt.

Vorwort.

Erstes Kapitel. Das Wesen der Freundschaft.

Seite 1—38.

Zweites Kapitel. Geschichte der Freundschaft.

Seite 39—268.

Anhang. Sentenzen über die Freundschaft.

Porträts.



Goethe und Schiller.

Erstes Kapitel.

Das Wesen der Freundschaft.

Es giebt eine Reihe von Begriffen, bei deren Klange jedem Menschen das Herz höher schlägt, sei es, daß er sich im Besitze der dadurch bezeichneten Güter weiß, sei es, daß er sie voll Sehnsucht begehrt oder voll Schmerz, weil er sie verloren, zurückwünscht; wir meinen Freiheit, Vaterland, Ehre, Liebe und Freundschaft. Wer auch nur eins dieser Kleinode besitzt, ist nicht ganz unglücklich; selig, wer im Vollbesitz aller ist oder — zu sein wähnt. Denn leider befindet sich mancher in grober Selbsttäuschung darüber, mancher wird früher oder später durch trübe Lebenserfahrungen aus seinem schönen Traume gerissen.

Fragen wir uns zunächst: Was ist Freundschaft? Freundschaft, vom Sanskritischen Freond = Liebender, bedeutet ursprünglich dasselbe wie Liebe. Und doch sind beide nicht dasselbe, wenigstens wenn wir an die Geschlechtsliebe denken. Wohl liebt ein Freund den andern, und Liebende (Brautleute, Gatten) sind meistens Freunde, aber doch besteht, wie mancher schmerzlich selbst erfährt, ein großer Unterschied. Nichts ist für einen Liebenden trauriger, als von seiner Angebeteten die herzliche Bitte zu hören: „Seien Sie mein Freund!“ Und umgekehrt, was ist süßer, als zu bemerken, wie sich allmählich die Freundschaft zu einem jungen Mädchen in Liebe verwandelt! Und sehr oft ist zwischen Menschen verschiedenen Geschlechts diese Verwandlung schon eingetreten, ehe sie sich's versahen; man denke nur an „Hausfreunde“.

Das Gemeinsame von Liebe und Freundschaft ist das Wohlgefallen und das Wohlwollen. Freunde wie Liebende finden Gefallen an einander; aber hier zeigt sich sogleich ein Unterschied: das Wohlgefallen des Freundes beruht mehr auf praktischen Gründen, das des Liebenden auf sinnlich-ästhetischen. Ein Freund mag körperlich noch so häßlich sein, wir können doch großes Gefallen an ihm finden; dem Liebenden dagegen muß die Geliebte immer schön scheinen, mag sie auch objektiv wenig schön sein. Und zweitens beruhen beide Verhältnisse auf Wohlwollen, beide haben ihre Lust am Wohlergehen des andern und wollen es, so viel an ihnen, möglichst befördern. Aber die Liebe ist etwas egoistischer als die Freundschaft, sie will den Geliebten für sich besitzen und macht ihn jedem andern streitig. Freundschaft ist mithin der weitere Begriff, Liebe der engere, d. h. alle wahrhaft Liebende sind zugleich Freunde, nicht aber alle Freunde Liebende. Der Begriff der Liebe hat einige Merkmale mehr: Die Liebe ist ausschließlich, daher sozusagen selbstsüchtig. Ein echter Freund will den Freund nicht für sich allein; zwar freut es ihn, einem geliebten Menschen recht nahe zu stehen, aber er beansprucht nicht, daß sich des Freundes Zuneigung auf ihn allein konzentriere. Im Gegenteil, er ist stolz darauf, wenn jener noch mehr gute Freunde hat, und lernt sie gern kennen, ja sucht sich auch mit ihnen zu befreunden. Liebende dagegen fordern den Alleinbesitz des andern, wenigstens bei uns zu Lande, wo Monogamie herrscht. Sie sind so eifersüchtig auf den Geliebten, daß ihnen nicht nur dessen Liebe zu einem andern Weibe (oder Manne), sondern auch dessen Freundschaft, ja selbst seine Liebe zu Eltern und Geschwistern fast als ein Raub an dem Ihrigen erscheint!

Ein fernerer Unterschied, der mit dem Gesagten zusammenhängt, ist die Äußerung beider Neigungen. Liebende wollen einander genießen, sich geistig-leiblich mit einander vereinigen, verschmelzen; Freunde begnügen sich mit dem Bewußtsein gegenseitiger Zuneigung, Treue und Opferfreudigkeit. Daher das Streben Liebender einander innig anzublicken, sich zu umarmen, zu küssen u. s. w., während Freunde mit rein geistiger Ver-

bindung zufrieden sind. Nur in der Jugend, etwa um die Zeit der Reife, bevor das Herz von Liebe ergriffen ist, finden sich Freundschaften, die einen fast bräutlichen Charakter annehmen. Man schwärmt für einander, gesteht sich seine Liebe, schmollt und versöhnt sich, wechselt leidenschaftliche Schwüre und Küsse — kurz, geberdet sich wie Verliebte. Aber wie sich aus dem stürmischen Feuer der Liebesleidenschaft später die ruhige Flamme befriedigter Gattenliebe entwickelt, so aus solcher Jugendfreundschaft die klare, heitre Freundestreue. Jene schwärmerische Art der Freundschaft hat Schiller in dem Gedicht „Die Freundschaft“ (Aus den Briefen an Raphael, einem noch ungedruckten Roman 1781) geschildert. Glaubt man nicht eine Schilderung der Liebe zu vernehmen? Er sagt: „Als Raphael sich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriß meine Seele, und ich weinte um den Verlust meiner schöneren Hälfte. An jenem seligen Abend — du kennst ihn —, da unsre Seelen sich zum ersten Male feurig berührten, wurden alle deine großen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigentumsrecht auf deine Vortrefflichkeit geltend — stolzer darauf dich zu lieben, als von dir geliebt zu sein, denn das erste hatte mich zu Raphael gemacht“..... „Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen, aber mit feuriger Sehnsucht verschlinge ich die höheren, die mir mangeln.“

„Muß ich nicht aus deinen Flammenaugen
Meiner Wollust Widerstrahlen saugen?“

Oder:

„Sucht nicht selbst das folternde Entzücken
In des Freunds beredten Strahlenblicken
Ungeduldig ein wollüst'ges Grab?“ —

Sodann möchten wir noch einen wichtigen Unterschied zwischen Liebe und Freundschaft hervorheben. Die Liebe entsteht mehr zwischen Ungleichartigen, die Freundschaft zwischen Gleichartigen. Von jener gilt Schillers Wort im „Lied von der Glocke“:

„— Wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.“

Oder, wie derselbe Dichter sagt: „Liebe findet nicht statt zwischen gleichtönenden Seelen, aber unter harmonischen" („Philosophische Briefe"). Freundschaft ist nur denkbar, dauerhaft zwischen solchen, die, wenigstens in den Hauptpunkten ihrer Weltanschauung, im Temperament und Charakter übereinstimmen. Sie mögen selbst in wichtigen Dingen, z. B. politischen oder kirchlichen Ansichten, von einander abweichen, wenn dieselben nur im Verkehr nicht zu sehr betont werden. Bei der Liebe aber zieht sich gewöhnlich das Entgegengesetzte an, ein ruhiger Charakter den lebhaften, ein cholerisches Temperament das sanguinische oder melancholische, ein geistvoller Mann eine einfache Frau. Verwandt natürlich müssen die Liebenden sein oder harmonisch, aber sie brauchen nicht gleichtönend zu sein.

Ein weiteres Moment, das die Liebe von der Freundschaft unterscheidet, ist ihre Absolutheit, sowohl im subjektiven, wie im objektiven Sinne. Im subjektiven: der Liebende giebt sich dem Geliebten ganz, er erwartet aber auch dafür das ganze Wesen des Geliebten. „Dem Manne," sagt Prinzessin Eboli, „dem Einzigen, den ich mir auserlesen, geb' ich für alles alles hin." Der Freund hingegen giebt sich dem Freunde nicht völlig hin; er behält auch noch für andere Menschen Herz und Hingabe. Thekla hat ihren Max verloren und damit alles — das ist die objektive Seite. „Das Herz ist gestorben, die Welt ist leer, und weiter giebt sie dem Wunsche nichts mehr." Dem Max Piccolomini ist, seitdem er liebt, sein ganzes übriges Leben, Thun und Treiben verleidet; „wie schal ist alles nun und wie gemein!" Der Freund gewinnt grade dadurch, daß er sich im Besitz eines treuen Herzens weiß, Freude an der Welt, an andern Menschen, an seinem Berufe. Er fühlt sich gestärkt, sein Wesen erweitert und fordert, Arm in Arm mit dem Freunde, sein Jahrhundert in die Schranken!

In einem schönen Gedichte behandelt E. Geibel die beiden „Schwesterengel" Freundschaft und Liebe. Jener, mit dem Lilienstengel, ist stillsegnend, dieser, mit dem Rosenzweig, entzündend; die Freundschaft blond und so mild und still, wie

die Sommernacht — die Liebe schwarzlockig, feurig glühend, wie der Lenz, der hastig sprossen will.

„Die Lieb' ein brausend Meer, wo im Gewimmel
Vieltausendfältig Wog' an Woge schlägt;
Freundschaft ein tiefer Bergsee, der den Himmel
Klar wiederspiegelnd in den Fluten trägt.

Die Liebe bricht herein wie Wetterblitzen,
Die Freundschaft kommt wie dämmernd Mondenlicht,
Die Liebe will erwerben und besitzen,
Die Freundschaft opfert, doch sie fordert nicht!"

Und zuletzt preist der Dichter dreimal selig den, in dessen Herzen beide eingekehrt und wo die Glut der Rose nicht dem leisen, geheimnisvollen Blüh'n der Lilie wehrt! —

So haben wir denn das Wesen der Freundschaft, besonders im Unterschiede von der Liebe, gefunden. Freundschaft ist die auf einer gewissen Übereinstimmung beruhende Herzensgemeinschaft, welche sich in gegenseitigem Wohlgefallen und Wohlwollen beweist.

Doch fehlen uns noch wichtige Bestimmungen: Wofür hat man die Freundschaft anzusehen: — ist sie ein Gut oder eine Pflicht oder eine Tugend?

Daß sie ein hohes, köstliches Gut sei, behaupten zahllose Aussprüche von Denkern und Dichtern. „Die Freundschaft ist die heiligste der Gaben," ruft Tiedge aus. „Die Freundschaft, das heiligste Gut," sagt Boëthius, „gehört der Tugend, nicht dem Glücke zu." „Ohne wackre Freunde leben ist fürwahr der halbe Tod," meint Grob. Und gewiß — was bietet uns nicht ein Freund! Er teilt mit uns Freud' und Leid, freut sich mit uns und verdoppelt dadurch unser Glück; er trauert und klagt mit uns und vermindert dadurch jedes Weh. Er arbeitet mit uns, strebt nach demselben Ziele und stützt uns, falls wir straucheln, und richtet uns nach dem Falle sanft und stark empor. Sein Wort belehrt und leitet uns, sein Beifall wie sein Tadel sind uns förderlich; er nimmt an unsern Erfolgen und Mißerfolgen teil; in seiner Seele finden unsre Leistungen, Talente

und guten Eigenschaften einen lauten Widerhall, unsre Fehler und Schwächen zarte, aber offne Rüge. Ihm dürfen wir uns rückhaltlos anvertrauen, selbst unsre Mängel rauben uns nicht seine Liebe. Sind wir in Not, so zeigt sich seine Treue am glänzendsten: keine Mühe, kein Opfer scheint ihm zu groß, wenn es gilt, uns beizustehen. Selbst den Tod scheut treue Freundschaft nicht!

Nach dem allen wird niemand zweifeln, daß Freundschaft ein hohes Gut ist. Aber sie ist mehr — sie ist eine Pflicht. Die Sympathie mit den ihr gleichen Wesen ist ein Grundzug der menschlichen Natur; wie S. Dach singt:

„Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann!“

Schon bei den Tieren läßt sich dieser Trieb, sich mit Gleichem zusammenzuthun, beobachten. Aristoteles bereits bemerkt*): „Vorzüglich ist Freundschaft unter Gleichen, nach dem Sprichwort: wo eine Dohle sitzt, da setzt sich auch die andre“. Man sage nicht, sie thut es aus Egoismus; denn welchen Nutzen hat die eine Dohle davon, daß sie neben der andern sitzt? Hilft sie ihr sich im Lichte zu sonnen oder die Flügel zu heben? Oder was treibt die Störche, ihre Züge nach dem Süden nicht einzeln, sondern in großen Scharen zu machen, den Stärksten als Anführer voran, dem die andern wie auf Kommando folgen — etwa das Gefühl der Sicherheit? Das hieße den Störchen zuviel Reflexion zutrauen. Nein, sie empfinden sich unmittelbar als gleichartig; indem sie einander im andern erblicken, wird ihr Lebensgefühl und damit ihr Selbstvertrauen gesteigert. In geordneten Heeresmassen ziehen die Lachse zum Laichen, die Heringe aus dem Eismeer gen Süden, die Fichtenspinner- und die Prozessionsraupen, die Larven des Heerwurms, die Zugheuschrecken und die Ameisen,

*) Magna moralia lib. II, cp. II p. 233 Pac.

Bienen und Termiten, wenn sie auswandern.*) Sogar bei den Infusorien findet sich solcher Freundschaftssinn. Das Baumtierchen z. B. bildet mit seinen Genossen ein drei Linien hohes Bäumchen; die größeren bilden den Stamm, die kleineren die Zweige. Erschüttert man den Tropfen, so fällt derselbe plötzlich zusammen. Bald aber steht er wieder fertig da. Ähnlich bilden die Punkttierchen Trauben, die Stabtierchen Linien, Quadrate u. s. w.**) Und wie kameradschaftlich arbeiten Ameisen und Bienen mit einander! Durch eine Idee, die ihres Baues, beseelt, wirken sie emsig und thun das Notwendige. Wird einem Tierchen etwas zu schwer, flugs stürzen andere herbei, ihm zu helfen. Das Werk ist ihre gemeinsame Seele, und jedes findet seine Lust daran, an dieser Gemeinsamkeit teilzunehmen.

Anders dagegen die Raubtiere; ihr Charakter ist Einsamkeit und Eifersucht. Isoliert sitzt jede Spinne in ihrem kunstvollen Netze; keine ihresgleichen duldet sie um sich; sperrt man zwei zusammen, wie z. B. Spinoza that, so greifen sie sich auf Tod und Leben an. Daher der Ausdruck „spinnefeind“. Ähnlich verfahren die Grashüpfer, wo die Weibchen sogar die Männchen, die sich ihnen nahen, übel zurichten.***) Auch unter den Menschen giebt es Naturen, die sich lieber isolieren und ihren eigenen Vorteil, getrennt von der Gemeinschaft, suchen. Ihr Wahlspruch lautet: „Der Starke ist am mächtigsten allein“ („W. Tell“); sie errichten das Centrum der Welt in sich, um sie soll sich alles drehen; sie befriedigen den Trieb nach Stärkung ihres Selbstgefühls nicht durch Geselligkeit und Kameradschaft, sondern durch Selbstanbetung, Neid und Haß.†) Sie vergessen, daß die schlechteste Gesellschaft besser ist als gar

*) Vgl. Scheitlin, Tierseelenkunde I, S. 461. 395. 413. Über den Instinkt vgl. meine Abhandlung: „Über die Tierseele.“ Halle 1890.

**) Scheitlin, a. a. O. S. 376.

***) Scheitlin, a. a. O. I, S. 431. 402.

†) Dagegen schreibt Schiller auch der Gottheit das Bedürfnis nach Freundschaft zu: „Freudlos war der große Weltenmeister, Fühlte Mangel — darum schuf er Geister, Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!“



Aristoteles. (384—322 v. Chr.)



M. Tullius Cicero. (106—43 v. Chr.)

keine. Besonders neigen geniale Menschen zu jener Abschließung von den andern. So behauptet Th. Moore*) gradezu, daß Genies niemals für Liebe und Freundschaft gemacht seien; denn die Gewöhnung zu isolierter Geistesthätigkeit, wie sie die ihnen gestellte Aufgabe mit sich bringe, sei von einer ungeselligen Tendenz begleitet. Byron habe es selbst häufig ausgesprochen, daß er keine Anlage zur Freundschaft besitze. Ähnlich urteilte Schiller**) über Goethe am Anfang ihrer Bekanntschaft: „Öfters um Goethe zu sein würde mich unglücklich machen; er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung; er ist an nichts zu fassen — er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen, aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben.“ Und Schopenhauer spricht den Genies, zu denen er sich selbst vor allen rechnete, die Lust und Fähigkeit ab, mit gewöhnlichen Menschen zu verkehren.***) Ebenso sagt Chamfort: „Es giebt wenig Fehler, welche einen Mann so sehr hindern, viele Freunde zu haben, als es große Eigenschaften zu thun vermögen.“ Und Helvetius: „Es giebt Menschen, welche gegen Freundschaft unempfindlich sind, nämlich die, welche sich selbst genügen.“†) Henrik Ibsen meint, Freunde seien ein kostspieliger Luxus. Selbst Schiller, der doch ein für Freundschaft so empfängliches Gemüt hatte, daß er nicht fähig war, als ein isoliertes Wesen für selbstsüchtigen Genuß zu leben, hatte doch auch, wie sein Freund Körner ihm sagt, „aussetzende Pulse der Freundschaft“. „Irgend eine lebhafte Idee, welche durch ein berauschendes Gefühl Deiner Überlegenheit bei Dir entsteht,

---

*) Vgl. Thom. Moore, „Letters and journals of Lord Byron“. Lond. 1830 I p. 589.

**) Schillers Briefwechsel m. Körner II. Vgl. auch Beneke, Pragmat. Psychol. II, 128. 139.

***) Schopenhauer, „Die Welt als Wille u. Vorstellung“. II, 390.

†) Helvétius, de l'esprit III, chap. 14 p. 288.

verdrängt zwar zuweilen eine Zeit lang alle persönliche Anhänglichkeit, aber das Bedürfnis zu lieben und geliebt zu werden kehrt bald bei Dir zurück."

So fühlte Schiller, so auch W. Scott, Hegel, Leibniz, Plato, Aristoteles, Pythagoras, Epikur u. a. Genies. Wie traurig ist aber auch das Bewußtsein, mit seiner Weisheit, seiner Kunst, seinem Ruhm allein zu sein, „unter Larven die einzige fühlende Brust", gegen das stolze Gefühl, im engen, heiligen Bunde zu stehen mit vielen Gleichstrebenden! Selbst den Stolz, von den Thoren oder Alltagsmenschen seiner Zeit isoliert zu sein, erträgt das Genie, glauben wir, nur durch die Hoffnung, dereinst mit allen großen Männern der Vergangenheit und Zukunft vereint zu sein. Wie Schopenhauer (a. a. O.) von den Genies sagt: „Sie werden daher sich behaglicher mit ihres Gleichen fühlen und die Unterhaltung mit ihnen, obschon sie in der Regel nur durch ihre nachgelassenen Werke möglich ist, ihren Mitmenschen vorziehen".

So sehen wir also, daß es eine Pflicht ist, Freundschaft zu üben. Aber wie selten findet sich wahre Freundschaft! Selbst Aristoteles, der begeisterte Lobredner derselben, soll gesagt haben: „O Freunde, es giebt keinen Freund!"*) Aber er betrachtete die Freundschaft als höchste Tugend, welche selbst die vollkommene Gerechtigkeit einschließe und die bürgerliche Rechtsordnung überflüssig mache. In diesem Sinne nun, als eines absolut guten Menschen, gebe es, meinte er, keinen Freund. Daß jedoch die Freundschaft eine Tugend ist, behaupten nicht nur die Alten, wie Plato, Aristoteles, Panätios und Cicero, sondern das erhellt auch aus dem Umstande, daß nur zwischen Guten wahre Freundschaft möglich ist.**) Und Freunde zu finden wie zu behalten, erfordert von uns sittliche Selbstzucht. „Wer Freunde sucht, ist sie zu finden wert; wer keine hat, hat keinen noch begehrt!" (Lessing) und: „Hoffe in niemand einen Freund zu finden, als wer einen Freund in dir gefunden

*) Diogenes Laërtius V, p. 314, vgl. p. 305.

**) Vgl. meine „Ethik" S. 170. 246. Lpz. 1881.

hat!" (Young). Wieviel gute Eigenschaften setzt es voraus, daß man Freunde erwerbe und behalte! Dies werden wir bald genauer betrachten.

Suchen wir uns zunächst die Arten der Freundschaft klar zu machen!

Wir unterscheiden drei Klassen: 1) die Freundschaften der Lust, 2) der Gewohnheit und 3) der Tüchtigkeit.

Die Lust verbindet die Menschen am frühesten. In der Jugend werden sie durch gemeinsames Spiel aneinander geschlossen. Ein Kind, das hübsche Spielsachen oder einen schönen Spielplatz hat, findet bald Freunde, d. h. Spielgefährten. Und doch warum dauern diese Spielfreundschaften gewöhnlich nur kurze Zeit? Weil sich die Interessen ändern, weil sich die Kinder erst entwickeln und allmählich erst ihre Charaktere zur Darstellung kommen. Ähnliche Freundschaften sind die, welche behufs gemeinsamer Vergnügung geschlossen werden, also Spiel-, Sport-, Ball-, Rauch-, Kegel-, Gesang- und Trinkvereine. Hier dauert die Freundschaft meist nicht länger als das gemeinsame Interesse. Hollunderfreundschaften könnte man sie nennen. Hierher gehören auch die Freundschaften, die auf der Reise geschlossen werden; man amüsiert sich zusammen, verspricht sich zu schreiben, aber — aus den Augen, aus dem Sinn!

Gewohnheit zweitens verbindet die meisten Menschen mit andern. Was verknüpft die Mehrzahl der Geschwister, ist es etwa freie Wahl, lebendige Liebe? Was viele Eheleute? Aus Interesse, Vernunft, Konvenienz haben sie sich genommen, seit Jahren sind sie bei einander, sie können mit jenem Vater in Chamissos Gedicht „Recht empfindsam" sagen:

„Mutter, hör' die dumme Trine,
Hör' doch, was es Neues giebt!
Haben wir uns je geachtet,
Haben wir uns je geliebt?"

Pferdefreundschaft verbindet sehr viele Gatten. An dasselbe Ehejoch gespannt, trotten sie mitsammen durchs Leben, sie haben einander gern, so gut und so schlecht sie's verstehen, mehr nicht. Ebenso ist die Freundschaft aller derer beschaffen, die durch

Nutzen an einander geknüpft sind. Jahraus, jahrein treffen sie sich in demselben Laden, Bureau, Comptoir, Schulgebäude — was Wunder, daß sie sich an einander gewöhnen, sich ihre täglichen kleinen Freuden und Leiden mitteilen und zuletzt fast mit einander verwachsen? Aber von Bestand sind auch solche Genossenschaften nicht; trennen sich ihre Interessen, so gehen auch ihre Wege auseinander. Insofern hat Helvetius Recht, wenn er die meisten Freundschaften aus dem Nutzen ableitet.*) Aber das ist auch noch nicht die höchste Stufe!

Den Übergang zu dieser bilden diejenigen Verhältnisse, welche aus irgend einem großen Dienst, den ein Mensch dem andern geleistet, entspringen, sei es daß er ihm das Leben gerettet, ihn in Krankheit gepflegt, ihm aus Gefahr oder Not geholfen, oder sich ihm in gemeinsam ertragenen Strapazen, gemeinsam überstandenen Gefahren und Schwierigkeiten besonders hilfreich erwiesen hat. Dankbarkeit also, ein offenbar sehr ideales Gefühl, knüpft hier den einen an den andern. Solche Freundschaft verbindet meist Kriegskameraden, Matrosen, Jäger, aber auch Räuber und Mörder. Wie eng fühlt sich Wallenstein mit Oktavio verbunden, der doch nur sein alter Kriegsgefährte war, und wie begrüßte er den verräterischen Buttler:

„Komm an mein Herz, du alter Kriegsgefährte!
So wohl thut nicht der Sonne Blick im Lenz,
Als Freundes Angesicht in solcher Stunde.“**)

Und wie treu hängen Spiegelberg, Roller und Schufterle an ihrem Hauptmann Karl Moor! Aber alle bisher geschilderten Arten der Freundschaft beruhen nicht eigentlich auf der Person, sondern auf dem, was diese hat oder ist.

Die echte Freundschaft dagegen entspringt aus idealen Gründen. Gemeinsame Begeisterung für die höchsten Interessen der Menschheit, für Kunst, Wissenschaft, Religion, Freiheit, Vaterland und dergleichen — das ist ein Band, welches die Menschen bei weitem fester aneinander knüpft, als Vergnügen, Gewohn-

*) Helvétius, De l'esprit, disc. III, chap. 14 p. 284.
**) Schiller: Wallensteins Tod, A. III, Sc. 10.

heit und Nutzen. Hier liebt der Freund nicht sich selbst, ja, er liebt nicht einmal den Freund als solchen, sondern in ihm das Göttliche, Ewige, die Idee. Daraus entspringt das Wohlgefallen aneinander, von dem Cicero so schön schreibt*): „Was bedurfte denn Africanus meiner? Wahrhaftig nicht, und ich nicht einmal seiner; sondern ich fühlte gegen ihn eine Zuneigung aus Bewunderung seiner Tugend, und er gegen mich vielleicht ebenfalls. Und obgleich hieraus viel und großer gegenseitiger Nutzen entsprang, so ging doch daraus unsere Freundschaft nicht hervor. Denn so wie wir auch nicht wohlthätig und freigebig sind um des Dankes oder der Vergeltung willen, so schließen wir auch die Freundschaft, weil in ihr selbst ihr schönster Gewinn schon enthalten ist.“ Menschen, die in jenen wichtigsten Lebensinteressen zusammenstimmen, sind durch echte, dauernde Freundschaft verbunden; sie ertragen gern die Abweichungen in Nebendingen und tragen die Fehler und Mängel des andern. Dazu kommt, daß solche Bündnisse ihnen zugleich, ohne daß dies ihr Zweck beim Schließen derselben war, Lust und Nutzen gewähren. Denn welches Vergnügen ist wohl lautrer, als mit einem Gleichgesinnten seine innersten Gefühle, seine höchsten Gedanken, seine hehrsten Bestrebungen auszutauschen? Was förderlicher, als mit einem Gleichstrebenden an seiner Selbstausbildung zu arbeiten? Da das Gebiet, dessen Bebauung oder Studium sich beide Freunde gewidmet haben, unendlich ist, giebt es für sie immer neue Quellen gegenseitiger Mitteilung. In der Hauptsache einig, werden sie nie Anlaß zu Differenzen finden. Die Erinnerung an viele genußreich verlebte Stunden flicht ein süßes Band um die Vergangenheit und verbürgt eine schönere Zukunft.

Am nächsten diesem Ideal der Freundschaft kommen die Jugendfreundschaften, welche von strebenden Jünglingen auf der Schule (in den oberen Klassen) oder auf der Universität geschlossen werden. Unverdorbenen, offenen und liebebedürftigen Gemütes, mit Empfänglichkeit für alles Gute, schließt sich ein

*) Cicero, Laelius s. de. amicitia, p. 565.

Jüngling gern mit einem Genossen zusammen, um gemeinsam zu lernen und auf Spaziergängen das Gelernte durchzusprechen, oder für neue Gedanken zu schwärmen. Wie begierig lauscht da einer den Worten des andern; wie leichtbeschwingt erhebt sich der Geist in solchen Feierstunden in die lichten Regionen großer Pläne. Goethe zeigt uns in Orest und Pylades solch ein Freundespaar.

Pyl.: Was ich worden wäre,
Wenn du nicht lebtest, kann ich mir nicht denken;
Da ich mit dir und deinetwillen nur
Seit meiner Kindheit leben mag. — —
Da fing mein Leben an, als ich dich liebte;
Und Lust und Liebe sind die Fittige
Zu großen Thaten.

Orest: Große Thaten? Ja,
Ich weiß die Zeit, da wir sie vor uns sahen!
Wenn wir zusammen oft dem Wilde nach
Durch Berg und Thäler rannten, und dereinst
An Brust und Faust dem hohen Ahnherrn gleich
Mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer so,
Dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften;
Und dann wir abends an der weiten See
Uns aneinander lehnend ruhig saßen,
Die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag;
Da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
Und künft'ge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht!

Und wie hier diese beiden Heldenjünglinge von ihren künftigen Thaten mit Schwert und Keule, so schwärmen andere von ihren Leistungen dereinst als Männer der Wissenschaft, der Kunst, des Wortes und der Feder. Je älter sie dann werden, je mehr sie dann von diesen Jugendidealen verwirklichen, desto heiliger erscheint ihnen ihre Jugend und desto inniger verschmilzt des Freundes Bild und Wesen mit dem ihrigen. Schiller und Körner geben uns hierfür ein treffliches Muster.

Wenden wir uns jetzt zur Beantwortung der Frage: Worin besteht die wahre Freundschaft?

Schon Cicero's Freunde mußten in allen Dingen mit einander übereinstimmen*), und Sallust behauptet, dasselbe zu wollen und nicht zu wollen, sei feste Freundschaft.**) Die Uebereinstimmung in allen, oder besser den wesentlichen Ansichten, Empfindungen und Grundsätzen werden wir als die Grundlage dauernder Freundschaft fordern müssen. Denn wie können zwei Menschen Freunde bleiben, bei denen sich fundamentale Abweichungen politischer, religiöser oder gar moralischer Art herausstellen? Wollten sie solche Abweichungen selbst aus Liebe vertuschen oder im Verkehr ignorieren, bei irgend einer wichtigen Gelegenheit werden sie doch hervorbrechen. Man denke an Brutus und Cäsar, Götz und Weislingen, Wallenstein und Max Piccolomini! Das ist ja die furchtbare Macht prinzipieller Fragen, daß sie eine Scheidung der Geister hervorrufen. Wenn nun aber die Alten, in überschwenglichem Idealismus, forderten, daß Freunde alles gemeinsam haben müßten***), so können wir ihnen darin nicht beistimmen. Schon Epikur, dessen Freundschaftsbund berühmt war, wollte nicht, daß seine Anhänger ihr Vermögen nach Art der Pythagoräer in eine gemeinsame Kasse zusammenschössen. Denn dieses, erklärte er†), sei mehr ein Zeichen von gegenseitigem Mißtrauen, als von aufrichtiger Freundschaft. Nur in dem Sinne lassen wir es gelten, daß ein Freund des andern Vermögen ohne falsche Scham, wenn er in Not ist, in Anspruch nehmen darf und soll; so wie Schiller es mit Körner gemacht hat, und wie Wachtmeister Werner es möchte, daß Tellheim es mit ihm machte. „Wir haben," sagt

*) Cicero, Laelius VI, 20.

**) Sall. Catilina 20, 4. Idem velle atque idem nolle, ea demum firma amicitia est. Vgl. Cic. pro Plauc. 2, 5.

***) Vgl. Pythagoras bei Cic. de legg. I, 12. 34: Die Freunde haben alles gemein, und die Freundschaft ist Gleichheit. Plaut. Trin. I, 2, 16: Allen Freunden, wünsche ich, soll das Meinige gehören. Terent. Adelphi V, 3, 17: Communia sunt amicorum inter se omnia.

†) Diogenes Laërtius, X, p. 713 Casaub.

der brave Mensch, „so lange unser Freund hat!“ (Lessing, „Minna von Barnhelm“ III, 7.) Ein Freund muß die Hülfe des andern ebenso gern in Anspruch nehmen, wie dieser sie ihm leisten.

In drei Stücken aber beweist sich echte Freundschaft: in der Gesinnung, in Worten und in Werken.

Die Gesinnung ist das Erste. Wohlwollen, wie wir oben (S. 2) zeigten, ist die Wurzel der Freundschaft. Zwar sollen wir sie allen Menschen, selbst unsern Feinden in gewissem Maße, beweisen, unsern Freunden aber unbegrenzt. Wir müssen ihnen alles Gute gönnen und wünschen, selbst wenn es uns nicht zu teil wird. Neid sollte es zwischen Freunden nicht geben. Und doch, wie merkwürdig verworren sind unsres Herzens Triebe, selten wird ein Mensch ganz ohne Unbehagen den wachsenden Ruhm und Reichtum seines besten Freundes bemerken! Selten wird man sogar — es ist traurig zu sagen — ein Unglück, das ihn betroffen, ohne jeden Hauch von leisem Vergnügen vernehmen. Zur Ehre der menschlichen Natur wollen wir glauben, daß dies nicht der Schadenfreude entspringt, sondern der Freude, von diesem Unfall, wenigstens jetzt, nicht betroffen zu sein. — Ein weiterer Beweis unsres Wohlwollens ist die Art unsrer Beurteilung. Fremde urteilen über ihn scharf, meist ungerecht; wir sollen über ihn ein gerechtes, ja ein mildes Urteil fällen. Weil wir ihn als Charakter kennen, sollen wir, wenn uns einmal dies oder das an ihm mißfällt oder unverständlich scheint, im Geiste nicht gleich den Stab über ihn brechen, sondern ihn vor uns entschuldigen. Wer weiß, was für Ursachen ihn zu solchem Benehmen, was für Gründe ihn zu solchen Handlungen veranlaßten. Von uns, seinem Freunde, darf er billigere Schätzung verlangen. Aber wieviel wird gerade in diesem Punkte gesündigt. Wie übereilt, ungerecht und hart urteilen die meisten Menschen über ihre besten Freunde. Die geringste mißverständliche Geberde, Äußerung oder Handlung genügt ihnen, jene im Herzen zu verurteilen. So thut Don Carlos nicht. Als ihn Marquis Posa um seine Brieftasche bittet, ohne ihm zu sagen, zu welchem Zwecke, giebt sie

ihm der Prinz und überliefert ihm damit alle seine Geheimnisse, sein Leben. Er findet des Marquis Forderung „seltsam“, er giebt sie ihm ungern, aber er thut es. Und wie handelt Max Piccolomini? Obgleich die Gräfin Terzky, ja sein eigner Vater den Wallenstein als Hochverräter bezeichnet, ihm Oktavio sogar Beweise dafür beibringt — er glaubt es nicht eher, als bis sein väterlicher Freund es ihm selbst gesagt. Mit dieser billigen Beurteilung hängt aufs engste die Treue zusammen, die wir dem Freunde schulden. Treue (eigentlich Festigkeit) ist die Beständigkeit unsrer Gefühle; sie bewährt sich in Worten und Werken, aber sie besteht in Empfindungen. So wie der Gatte schon Untreue übt, der im Herzen eine andere liebt (vgl. Ev. Matthäi 5, 28), so ist auch derjenige kein treuer Freund, der nicht innerlich am Freunde festhält.*) Treue, dieser Eckstein aller menschlichen Verhältnisse**), trägt allein die Freundschaft. Welch ein süßes Gefühl, ein getreues Herz zu wissen, auf das man sich in Freud und Leid, wie auf einen Felsen, verlassen kann. Das giebt uns Ruhe, Klarheit und Sicherheit. Mag uns die ganze Welt verkennen und verurteilen, dort, wissen wir, findet unser Thun gerechte, wohlwollende Beurteilung; mögen sich alle Menschen scheu von uns zurückziehen; der Freund hält bei uns aus in Sturm und Wellen. „Sie haben sehr recht,“ schreibt einmal Schiller an Lotte (4. Dez. 1788), „wenn Sie sagen, daß nichts über das Vergnügen gehe, jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann!“

„Ein echtes Gold ist Treue, zum reichen Schatz geprägt,
Und reich ist der zu preisen, der sie im Herzen trägt.
Ach, Treu' wird oft vergessen, verhöhnt auch sonder Scheu,
Und manches Herz vergißt sich und wird untreu der Treu!“

(L. Bechstein, Faustus.)

*) Vgl. Cicero, de officiis I, 13, 40: Stets ist bei der Treue das, was du fühlst, nicht was du sprichst, zu bedenken.

**) Tacitus, Hist. I, 15. Quintil. Decl. 343. Seneca, Ep. 28, 25. Sallust, ad Caes. ep. 2. Livius, VI, 41. Cicero, de off. I, 7, 23.

Diese echte Freundestreue schließt Liebe, Hoffnung und Glaube in sich. Denn Liebe, dauernd lebendig, ist Treue. Die Liebe aber „glaubet alles, hoffet alles, duldet alles“. Du mußt glauben an deinen Freund, selbst wo du ihn nicht verstehst; denn sich auf deutliche und klare Beweise stützen, ist keine Kunst, aber auf des Herzens Aussage, ist verdienstlich.*) Dem treuen Freunde, der sich für Damon dem Dionys als Bürgen ausgeliefert, ihm konnte den mutigen Glauben der Hohn des Tyrannen nicht rauben. Welcher von beiden Freunden bewies wohl höhere Treue? Damon, der nicht nur überhaupt zurückkehrte, um den Phintias aus dem Kerker zu befreien und sich kreuzigen zu lassen, sondern der selbst dem Tode durch Räuberhand und in Stromeswut trotzte — oder Phintias, der von Stunde zu Stunde seiner Wiederkehr geduldig, freudig, hoffend entgegenwartet?

Aber die Freundschaft hat sich zu beweisen in Worten und Werken. Den Übergang dazu bildet das Benehmen. Auch das Unterlassen ist ein Thun; Mienen, Bewegungen und Geberden sind auch eine Sprache, oft deutlicher als Worte. Schon durch Blicke verstehen sich Freunde. Sind sie in Gesellschaft unter mehr oder weniger fremden Menschen, so können sie durch die Augen sich verständigen, sich durch den Blick sogar Urteile

---

*) Dies spricht ergreifend Felix Dahn aus in dem schönen Gedicht:

Der Glaube der Freundschaft.

Wenn eines Menschen Seele du gewonnen
Und in sein Herz hast tief hineingeschaut
Und ihn befunden einen klaren Bronnen,
In dessen reiner Flut der Himmel blaut:

Laß deine Zuversicht dann nichts dir rauben
Und trage lieber der Enttäuschung Schmerz,
Als daß du grundlos ihm entziehst den Glauben —
Kein größer Glück, als ein vertrauend Herz!

Laß adlermutig deine Blicke schweifen
Bis dicht an die Unmöglichkeit heran —
Kannst du des Freundes Thun nicht mehr begreifen,
So fängt der Freundschaft frommer Glaube an!

der Billigung oder Mißbilligung mitteilen. Auch im Auge zeigt sich die Treue, da besonders. Wer mich gerade und offen anblickt, zu dem habe ich Vertrauen. Im Freundesauge spiegelt sich mein Herz; aus seinem treuen, warnenden, mißbilligenden oder ermutigenden Blicke schöpfe ich Belehrung, Trost oder Kraft. Spricht mein Freund unter Fremden, so werde ich ihm auch darin Treue beweisen, daß ich ihm durch mein Auge, das auf ihn gerichtet ist, sowohl Teilnahme beweise, als auch, wenn ich seiner Meinung nicht sein kann, ihm nicht Unannehmlichkeiten bereite, indem ich andern durch Zublinzeln meine Mißbilligung kundthue. Dasselbe gilt vom Ohre. Mag unser Freund in Gesellschaft bei niemand ein geneigtes Ohr finden, wenn er erzählt oder fragt, unser Ohr wird ihm immer offen stehen, mag er selbst dieselbe Geschichte in unsrer Gegenwart schon öfter erzählt haben. Und das Gesicht, das wir ihm zeigen, sei immer freundlich; wenn er uns besucht, wenn er uns sogar stört, wenn er etwas von uns verlangt. Das Antlitz ist der Spiegel der Seele. Schon des Freundes Angesicht zu schauen ist köstlich; wie wichtig also, daß es uns freundlich, liebevoll anblicke, daß es beim Gewähren wie beim Versagen uns das Herz des Freundes als uns treulich zugewandt zeige. Das Menschliche am Menschengesichte aber sind vor allem das Lächeln und die Thräne; keins von beiden findet sich beim Tiere. Thränen wird der Freund dem Freunde spenden, wenn ihn ein schwerer Verlust, ein tiefes Leid betroffen. Ein Lächeln freundlicher Billigung, milden Tadels ist auch wertvoll; ein herzliches Lachen erfreut, wenn der Freund einen Scherz macht. Doch ihn auszulachen, wenn er etwas Thörichtes, Ungeschicktes sagt oder thut, ihn auszulachen, wenn andere ihn zur Zielscheibe des Witzes machen, ist dem echten Freund ganz unmöglich. „Die Liebe treibt nicht Mutwillen!“ Wer seinen Freund verspottet, verlacht, verhöhnt, hat ihm die Treue gebrochen.

Schon die eben angedeuteten Äußerungen sind Sache des Taktes, dieser Voraussetzung für allen Verkehr. Takt bedeutet das feine Gefühl für das Schickliche. Viele nun glauben, gegenüber ihren Freunden bedürften sie nicht des Taktes. So-

lange sie mit einem Menschen noch nicht näher befreundet waren, zeigten sie sich zurückhaltend, höflich, bescheiden; sie drängten sich ihm nicht auf, sie wußten zuzuhören, wenn er sprach, zu schweigen, wenn es schicklich war. Seitdem sie ihm aber näher getreten, nehmen sie sich allerlei heraus, treten ihm in Worten oft zu nahe und verletzen dadurch die Achtung, die sie ihm schulden und im Herzen auch wirklich zollen. Auf sie passen Goethes Worte im „Tasso“:

„Mit fremden Menschen nimmt man sich zusammen,
Da merkt man auf, da sucht man seinen Zweck
In ihrer Gunst, damit sie nutzen sollen.
Allein bei Freunden läßt man frei sich geh'n,
Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt
Sich eine Laune, ungezähmter wirkt
Die Leidenschaft, und so verletzen wir
Am ersten die, die wir am zärtsten lieben!“

Es ist nicht bös gemeint, aber es verletzt doch, und mancher hat es wohl schon bereut, jemand aus einem lieben Bekannten zu seinem Freund erhoben zu haben. Darum sagt Goethe treffend im „Elpenor“: „Für Freunde Freund zu sein, verleihe dir die Grazie!“ Ein Mittel, uns über solche, aus schlechter Erziehung entspringende Taktlosigkeit von Freunden aufzuklären, ist das „Du“, welches besonders von jüngeren Leuten dem „Sie“ vorgezogen wird, sobald sie sich freundschaftlich näher kommen. Wie wird mancher durch seinen neuen Duzbruder gekränkt, indem ihn dieser rücksichtslos, unzart, aufdringlich oder gar nichtachtend behandelt. Gern möchte der so Gekränkte das „Schmollis“ rückgängig machen, wenn es nur ginge; um sich zu schützen, zieht er sich so bald als möglich von dem neuen Freund zurück, der so wenig Ahnung hat von jener Höflichkeit des Herzens, die ein Ausfluß der Liebe ist. Auch bei Brautleuten macht man häufig dieselbe Beobachtung. So lange ihr Verhältnis noch erst im Entstehen und Wachsen war, übertrafen sie sich an Artigkeit; seitdem sie durch das Du vertraulich geworden sind, wähnen sie gegen einander zu liebenswürdigen Rücksichtslosigkeiten befugt zu sein. Was übrigens das Duzen im allgemeinen betrifft, so halten wir es nicht für die

durchaus notwendige Zuthat wahrer Freundschaft. Man kann jemand ebenso lieben, den man nicht duzt, wie mancher, der geduzt wird, nur wenig Achtung genießt. Ältere Leute sind von Natur sparsamer in der Anbietung der „Brüderschaft“ als jüngere.

Kommen wir jetzt zu den Beweisen der Freundschaft durch Worte. Das Wichtigste ist, daß Freunde wahr miteinander reden. Mögen sie sich einen Rat geben, mögen sie einander loben oder tadeln — es herrsche Wahrheit zwischen ihnen. Nichts ist schädlicher, unwürdiger, als wenn Freunde einander schmeicheln; denn das thun die Menschen ja nur aus Feigheit oder aus Selbstsucht. Ein gutes Wort wirkt Wunder. Wenn dein Freund etwas Verkehrtes vorhat, so halte es für deine heilige Pflicht, ihn davor zu warnen, ihn davon abzumahnen. Und warte nicht erst, ob und bis er dich fragt, nein tritt ihm offen und kühn entgegen, warne, mahne, strafe ihn, wenn es nötig ist. Aber auch loben soll der Freund, nicht schmeicheln. Hört man doch so wenig wahres Lob von Fremden! Man mag noch so viel leisten, die Stimmen lauteren Beifalls, dessen jeder doch bedarf, dringen selten zu uns, sei es aus Schüchternheit, sei es aus Trägheit. Und doch ist das Lob eines einsichtigen, wahren Beurteilers für die Seele ein Balsam. Darum sagt Schiller in dem bekannten Distichon mit Recht:

„Zeigt mir der Freund, was ich kann ....“ sein freundliches Wort führt uns zum Rechten, zum Bessren; er entwickelt in uns die Keime zum Guten und jedes schlafende Talent. „Es fehlt der Mensch, und darum hat er Freunde“ (Goethe, „Erwin und Elmire“). Schiller hatte das hohe Glück und wußte es auch zu schätzen, wenn er (11. Dezember 1798) an Goethe schreibt: „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen, sorgfältigen Freund!“ Und daß er auch in Körner einen solchen besaß, haben wir oben (S. 17) gesehen. — Doch nicht nur loben, auch tadeln muß ein Freund können; darin erst zeigt sich die wahre Liebe, grade so wie zwischen Geschwistern, Liebenden und Gatten. Natürlich freundlich, ohne Bitterkeit und nur in seltensten Fällen mit Schärfe. Solchen Freundesdienst leistete Merck dem jungen Goethe, Körner dem Schiller, Mich. Enk v. Burg

dem F. Halm, G. Schwab dem Nik. Lenau, S. Rousseau dem Frd. Hebbel, F. Peters dem Fritz Reuter u. s. f. Und was haben jene ihren Freunden geleistet durch herzlichen Zuspruch, wenn sie verzagt waren über den geringen Beifall des urteilslosen, stumpfen, ungerechten Publikums! Wie haben sie ihnen durch manches ermutigende Wort neue Kraft in die Seele gehaucht zum Kampf mit den Sorgen und Widerwärtigkeiten des Lebens! Wie manchmal haben die Freunde wohl die Wahrheit von Orests Worten empfunden:

„Denken die Himmlischen
Einem der Erdgeborenen
Viele Verwirrungen zu,
So erziehen sie ihm,
Daß in Stunden der Not
Auch die Hülfe bereit sei,
Einen besonnenen Freund.“

Doch nicht nur durch unsre Reden von Mund zu Mund sollen wir dem Freunde nützen — auch hinter seinem Rücken können und sollen wir es. Wird schlecht von ihm gesprochen, wird sein Streben verlästert, sein Thun verkannt — so sollen „wir ihn entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren“. Rücken an Rücken müssen Freunde zusammenstehen, den Bösen zum Trutz, einander zum Schutze!*) Die Sache des

*) Hier möchten wir an F. Bodenstedts schönes Gedicht erinnern:

„Wenn jemand schlecht von deinem Freunde spricht,
Und scheint er noch so ehrlich — glaub' ihm nicht!
Spricht alle Welt von deinem Freunde schlecht,
Mißtrau' der Welt und gieb dem Freunde recht!
Nur wer so standhaft seine Freunde liebt,
Ist wert, daß ihm der Himmel Freunde giebt;
Ein Freundesherz ist ein so seltner Schatz,
Die ganze Welt beut nicht dafür Ersatz!
Ein Kleinod ist's von heil'ger Wunderkraft,
Das nur bei festem Glauben Wunder schafft;
Doch jedes Zweifels Hauch trübt seinen Glanz,
Einmal gebrochen, wird's nie wieder ganz.

Freundes muß unsre eigene sein, für ihre Durchfechtung haben wir unsere besten Kräfte einzusetzen. So dachte Ernst v. Schwaben, als sein Freund Werner v. Kyburg der Reichsacht verfallen war; so Cicero, als Milo des Mordes beschuldigt wurde, so Reinhold Lenz, als Goethe von Friederiken (leider mit Recht) für treulos gehalten ward. Und sterbend bittet der unglückliche Hamlet seinen Freund Horatio:

„Horatio, ich bin hin;
Du lebst: erkläre mich und meine Sache
Den Unbefriedigten .... Welch ein verletzter Name,
Bleibt alles so verhüllt, wird nach mir leben!
Wenn du mich je in deinem Herzen trugst,
Verbanne noch dich von der Seligkeit
Und atm' in dieser herben Welt mit Müh',
Um mein Geschick zu melden!"

Und wie wir durch mündliche Rede einander ermutigen, loben und tadeln, trösten und stärken, sollen wir es auch schriftlich thun. Die Briefe ersetzen, wenn auch nur notdürftig, des gegenwärtigen Freundes teure Rede. Durch sie können wir auch mit dem entfernten trauliche Zwiesprach halten. Und doch, so erfreulich für uns jeder Brief, auch der inhaltlose, zu sein pflegt, wir sind meist zu träge, um durch regelmäßigen Briefwechsel die Persönlichkeit des Geliebten uns frisch zu erhalten. Vergehen aber erst Zeiträume zwischen dem einen Brief und dem andern, dann weiß man nicht recht, was man aus der Fülle des Erlebten, Gesehenen, Gehörten und Gelesenen herausgreifen soll; mit der Zeit verliert selbst das augenblicklich Wichtigste an Interesse, und wir schreiben Nichtiges. Der Freund lebt nicht mehr mit uns fort, und die Liebe erkaltet! Wie anders dachten jene fleißigen Briefschreiber: Cicero, Leibniz, Lavater, Schiller, Goethe, W. v. Humboldt, deren Korrespondenz Bände füllt! Hier drängt

---

Und würdest du dem ärmsten Bettler gleich,
Bleibt dir ein Freund, fürwahr, so bist du reich!
Doch wer den höchsten Königsthron gewann,
Und keinen Freund hat, ist ein armer Mann!"

sich vielleicht manchem Leser die Frage auf: Dürfen Freunde Geheimnisse vor einander haben oder nicht? Die Alten bestritten es, Gemeinschaft der Absichten und Pläne*) bringe die Freundschaft mit sich. Herder aber spricht sich entschieden dafür aus, daß man den Freunden nicht alles sage:

„Auch den vertrautesten Freund verschone mit deinem Geheimnis. — Forderst du Treue von ihm, die du dir selber versagst? (Aus morgenl. Dichtern.)**)

Außer dieser Gefahr, daß der Freund unser Geheimnis doch einmal ausplaudern könnte, macht Herder noch einen andern Grund geltend: „Nie erwirbt man sich Hochachtung, wo man alles von sich wissen, alles übersehen läßt!“ („Cid“). Und doch — einem wahren Freunde gegenüber verfangen diese Vernunftgründe nichts. Ist derselbe wirklich, was er sein soll, dein alter ego (d. h. dein zweites Ich), so kannst du gar nicht anders, als du mußt ihm alles, alles sagen. Auch ist's vergeblich, sich etwas zu verschweigen — denn dadurch offenbaren sich Freunde am deutlichsten. Auch ist's gefährlich es zu thun; denn manchmal kann uns die Mitwissenschaft des Freundes von unschätzbarem Vorteil sein. Setzen wir den Fall, jemand habe eine Summe an einem geheimen Ort aufbewahrt und niemand, außer seinem Freunde, davon gesagt; nach seinem Tode kann dieser seinen Angehörigen davon sagen. Oder denken wir an Horatio und Hamlet; ohne dessen Mitwissenschaft seiner geheimsten Pläne würde Hamlets Name mit Unehre bedeckt bleiben. Darum sagt auch Marquis Posa richtig:

„Ich, von falscher Zärtlichkeit bestochen,
Von stolzem Wahn geblendet, unterschlage
Der Freundschaft das gefährliche Geheimnis,
Das war die große Übereilung!“

---

*) Consensus et societas consiliorum et voluntatum. Cic. pro Planc. 2, 5. Vgl. Terent. Adelphi V, 3, 17.

**) Aehnlich Goethe: Freunde können und müssen Geheimnisse vor einander haben; sie sind einander doch kein Geheimnis (Wilh. Meisters Lehrjahre).

Posa, in dem Wahn, seinen Freund auch ohne dessen Zuthun retten zu können — Raserei war diese Zuversicht — verschwieg ihm die Netze, welche ihn umstellten, wie ein Gott wollte er mit dessen Schicksal schalten, da handelte Carlos, wie er nach dem Anschein der Lage mußte, und beide sind verloren! Klug, aber schwer zu befolgen ist Goethes Wort (Wahlverwandtschaften): „In nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerter, als im Vertrauen und Verschweigen gegen die, welche wir lieben“.

Noch eine köstliche Verwendung des Wortes möchten wir hervorheben: wenn Freunde aus irgend einem Mißverständnis mit einander zürnen, ist das Wort der Friedensstifter. Eigentlich sollten Freunde sich überhaupt niemals miteinander erzürnen, weil sie sich zu sehr lieben, um einander zu beleidigen oder sich vom andern beleidigt zu fühlen. Kommt es aber doch einmal vor, daß dein Freund dich kränkt, so vergieb ihm schnell — „der Siege göttlichster ist das Vergeben!“ (Schiller); erspare ihm die schwere Stunde, dich erst um Verzeihung bitten zu müssen. „Der Mensch ist nie schöner, als wenn er um Verzeihung bittet oder selbst verzeiht“ (Jean Paul). Hast du selbst ihn aber gekränkt, oder fühlt er sich von dir gekränkt — selbst wenn er keinen Grund dazu hätte —: eile, ihn wieder zu versöhnen! Kein Mensch hat ganz Unrecht, keiner ganz Recht. Und tritt ein Mißverständnis zwischen euch ein, gieb deinem Freunde nur Gelegenheit, dir einen großen Dienst zu erweisen, so wird er gleich wieder gut sein! Selbstverständlich verlangen wir, daß Freunde einander nicht nur mit Worten, sondern mit dem Herzen verzeihen, daß sie vergeben, nicht blos vergessen, daß sie wirklich vergessen, was sie (mit Worten) verziehen haben.

Das Dritte, wodurch sich die Freundschaft bewährt, sind Thaten. Übrigens kann man die bisher geschilderten Beweise durch Gesinnungen und Worte im weiteren Sinne auch so nennen. Ja, man möchte sagen, diese sind fast schwerer als jene, denn einmal, zumal in den erhöhten Augenblicken der Begeisterung, dem Freunde mit thatkräftiger Hülfe beizuspringen ist leichter, als ihn dauernd treu zu lieben, ihn nicht zu verkennen, ihm zarte Rücksicht, Takt, Vertrauen, Versöhnlichkeit u. s. f. zu be-

weisen! In welchen Thaten zeigt sich aber nun die Treue? Denn darauf kommt es doch schließlich an; vgl. Logau:

„Ein Freund, der nie mir hilft, ein Feind, der nichts mir thut,
Sind beid' aus einer Zunft, sie sind gleich schlimm, gleich gut."

Zunächst wird der Freund mit dem Freunde möglichst viel verkehren. Die Freuden und Leiden des Alltaglebens, die Früchte der Lektüre und der Lebenserfahrung werden sie gern einander mitteilen. Wie angenehm fließt die Arbeit des Tages dahin, wenn man hoffen darf, am Abend mit dem Freunde zusammenzutreffen und, sei's beim Becher oder auf dem Spaziergange, über das Erlebte mit ihm zu plaudern. So handelten Schiller und Goethe, diese Dioskuren der Freundschaft, deren ganzes Leben gewissermaßen nur im Lichte solchen Austausches ihres Besten geführt wurde, die alles, was sie dachten, lasen, erlebten und erstrebten, einander mündlich oder schriftlich mitteilten; wie J. H. Voß singt:

„Gedank' und That, auch Ehr' und Glück
Vertraut man ohne Hehl;
Auch Schwachheit schaut des Freundes Blick;
Ihn irrt kein leichter Fehl.
Selbst herber Gram an Freundesbrust
Verweint sich bald in süße Lust."

In diesem täglichen Verkehr bieten sich von selbst Gelegenheiten genug, einander große und kleine Dienste zu leisten. Wieviel Rücksichten gilt es zu nehmen auf die mehr oder minder berechtigten Eigentümlichkeiten des Freundes. Wie oft hat man zu erwägen, ob man reden oder schweigen soll, wenn man Zeuge ist von Unterhaltungen oder Vorgängen in des Freundes Familie. Wie manchmal wird man sich in die Wünsche, ja selbst in die Launen des andern zu fügen haben; denn ohne Fehler ist kein Mensch, mithin auch kein Freund. „Wer einen Freund ohne Fehler finden will, der mache sich aus der Welt hinaus; die Vollkommenheit erscheint hienieden nur in Augenblicken, und diese allein sind unser Genuß! (Heinse „Ardinghello"). Geduld, Nachsicht, Langmut, das sind die Tugenden, ohne welche Freundschaft undenkbar. Viele Menschen, namentlich Frauen,

verstehen überhaupt gar nicht Freund zu sein; ihre Kurzsichtigkeit, Übereilung und Ungerechtigkeit, ihre Rechthaberei und Konsequenzmacherei verhindert sie daran. So sehr sie ihren Freund (oder ihre Freundin) lieben, d. h. zu lieben behaupten, so genügt die geringste Äußerung oder Handlung, an der sie Anstoß nehmen, um jenen zu verdammen und sich so gegen ihn einnehmen zu lassen, daß die Freundschaft fast in die Brüche geht. Anstatt ihn offen und freundlich auf das Mißfällige aufmerksam zu machen, grollen sie ihm insgeheim, wenden sich innerlich von ihm ab, treten ihm bei der nächsten Zusammenkunft kalt oder linkisch entgegen, vermeiden es sich mit ihm auszusprechen, ja fühlen sich wohl gar gekränkt, daß sich jener nicht schuldig fühlt — und die Entfremdung ist da. Darum sagt Raupach („Kaiser Friedrich II. Tod" III, 9) so richtig:

„Der Forscherblick, des Sängers Seelenglut,
Des Bildners Schöpferkraft, der Herrschergeist
Sind seltne Gaben; doch die seltenste
Von allen ist die Gab', ein Freund zu sein!"

Echte Freundschaft zeigt sich ferner im Geben. Wie ein Liebhaber seiner Geliebten fortwährend schenken möchte, und ihm dabei keine Ausgabe, kein Opfer zu groß erscheint, so möchte auch ein Freund dem andern recht oft Freude machen. Emsig denkt er darauf, sinnige Geschenke für ihn herauszufinden. Nicht Kostbares braucht es zu sein; im Gegenteil, das könnte ihn vielleicht in Verlegenheit bringen, ihn beschämen; aber irgend einen leisen Wunsch, den er ihm im Gespräch abgelauscht, eine Blume, ein gutes Buch, ein Kunstwerk, das zu kaufen er zu sparsam ist, wählt er am liebsten, um ihn zu überraschen. Nicht die Größe der Gabe, sondern die Gesinnung, aus welcher sie entspringt, macht den Geber. Nimmt unser Freund gar unsre Hülfe in Anspruch, so werden wir sie ihm freudig und freundlich gewähren. Mag er von uns Geld oder Geldeswert, Zeit oder Arbeit, Fürsprache oder Bürgschaft fordern: es sei ihm als etwas Selbstverständliches gewährt. Als Bassanio behufs seiner Werbung um Portia den Antonio mit Umschweifen um ein neues Darlehen bittet, sagt dieser (Kaufm. v. Venedig I, 1):

„Ihr kennt mich und verschwendet nur die Zeit,
Da ihr Umschweife macht mit meiner Liebe!“

Als Damon den Phintias um Bürgschaft gegenüber dem Dionys ersucht, macht jener weiter kein Aufhebens:

„und schweigend umarmt ihn der treue Freund
und liefert sich aus dem Tyrannen.“

Ein edler Wettstreit entsteht zwischen Orest und Pylades in Euripides' „Iphigenie auf Tauris“, wer den Brief der Priesterin nach Hellas bringen und sich retten solle. So ist der echten Freundschaft kein Opfer zu groß; weder Gut noch Blut, weder Ruhe noch Glück schont sie, wenn es gilt, dem Freunde zu helfen. Ernst v. Schwaben verliert Thron und Leben, um nicht gegen Werner untreu zu werden; Hagen von Tronje schlägt gern sein Leben in die Schanze, damit er seinen Freunden helfe, ebenso Rüdiger von Bechlarn. Antonio bereut es nicht, daß er für Bassanio sterben soll. Er sagt (IV, 1):

„Empfehlt mich eurem edlen Weib, erzählt ihr
Den Hergang von Antonios Ende, sagt,
Wie ich euch liebte, rühmt im Tode mich;
Und wenn ihr's auserzählt, heißt sie entscheiden,
Ob nicht Bassanio einst geliebt ist worden.
Bereut nicht, daß ihr einen Freund verliert,
Und er bereut nicht, daß er für euch zahlt!“ —

Um Patroklos zu rächen, stürzt sich Achilleus wieder in die Schlacht und tötet Hektor, obgleich er weiß, daß dessen Tod ihm selbst den Untergang bringen wird. Als Sokrates gestorben ist, sucht sein treuer Schüler und Freund Kleombrotos den Tod, weil er sich schämt, nicht in seinen letzten Stunden bei ihm gewesen zu sein*); und Max Piccolomini wirft sich der schwedischen Übermacht entgegen, weil er weder für noch gegen seinen Freund Wallenstein zu kämpfen vermag. Sisinnis, der Scythe, focht mit Lebensgefahr als Gladiator in Amastris, um für seinen Freund und sich das Reisegeld nach Athen zu

*) Vgl. Wieland, Aristipp u. s. Zeitgenossen II, 64.

erstreiten.*) Theseus stieg mit seinem Freunde Pirithous sogar in den Hades, als dieser Persephone zu entführen unternahm. Aber auch in kleineren Dingen beweist sich die Freundschaft: Don Carlos ertrug freudig die harte Strafe für Marquis Posa, als dieser aus Versehen der Königin von Böhmen den Federball ins Auge geworfen hatte, ebenso David Copperfields Freund bei Dickens.

In der Not überhaupt erkennt man die Freunde. „Gewissen Freund, versuchtes Schwert wird man in Nöten sehn", singt Walter v. d. Vogelweide. Leider erweist sich mancher da als das Gegenteil von dem, was er in unsrem Glücke vorgab zu sein;

„Man muß die Freunde wägen in der Not,
Dann geh'n gewöhnlich fünfzig auf ein Lot!"

sagt Auffenberg („Unvergoldete Pillen") und Ovid (Tristia I, 9, 5):

„Bist du glücklich, so wirst du viele Freunde besitzen,
Ist dein Himmel bewölkt, stehest gar bald du allein!**)

Timon von Athen sah sich von allen Freunden verlassen, als er ihrer Hülfe bedurfte — aber er hatte nur Schmeichler um sich gesammelt, und Apemantus, der Philosoph, und sein Haushofmeister Flavius verließen ihn auch dann nicht, als er nichts mehr besaß. König Tarquinius sprach es aus, daß er es nur in der Verbannung erkannt habe, welcher von seinen Untergebenen sein Freund gewesen sei.***) Und der alte, thörichte Lear erkennt in Kent, den er schmählich verbannt hat, und im verachteten Narren seine besten Freunde. Und Tasso findet in Antonio, den er gereizt, angegriffen, verflucht hat, zuletzt den einzigen Hort im Schiffbruch seines Glückes!

Ja, grade unser Mißgeschick vermehrt die Liebe unsrer Freunde zu uns, weil erhöhte Bedürftigkeit immer erhöhte Teilnahme hervorruft. Lieben doch auch Eltern am zärtlichsten die Kinder, deren Kränklichkeit oder sonstige bedenkliche Anlage ihnen

---

*) Lucians Werke, übers. v. Wieland, IV, S. 67.

**) Donec eris felix, multos numerabis amicos,
Tempora si fuerint nubila, solus eris.

***) Cicero, de amicitia p. 569.

am meisten Sorge macht. Die Freundschaft kann in der Not sich erst recht beweisen, und so paßt auf sie Wallensteins Wort: „Nacht muß es sein, wenn Friedlands Sterne tagen!“ Manche Menschen lernen daher die Macht der Freundschaft nur deshalb nicht kennen, weil es ihnen immer gut geht. Und wie mancher hat es wohl erfahren, daß er denjenigen, den er keines edleren Gefühls für fähig hielt, plötzlich in der Not als einen gemütvollen, aufopferungsfähigen Menschen erkannte!

Nachdem wir gesehen, woran sich wahre Freundschaft beweist, wollen wir jetzt die Frage zu beantworten suchen: Wie gewinnt man Freunde?

Daß man nicht viele echte Freunde im Leben finden kann, liegt in der Herrlichkeit dieses Gutes begründet. Carum — rarum, herrlich — spärlich, heißt es hier mit Recht. So sagt Gleim:

„Einen Freund! o Gott, nur einen!
Wer die Menge hat, hat keinen!“

Es giebt eine Zeit, wo der Mensch viele Freunde hat, oder wenigstens zu haben glaubt: in der Jugend, wo er mit vielen Altersgenossen schwärmt; ein Backfisch mit seinen Pensionsfreundinnen, ein Student mit seinen Corpsbrüdern. Aber solche Freundschaften währen auch nicht lange; es sind Hollunderfreundschaften, wie wir sie oben (S. 14) geschildert haben. Es ist ein Zeichen von Flachheit, viele Freunde zu haben; denn solcher Mensch hat eine oberflächliche Vorstellung von diesem heiligen Herzensbunde. Jedermanns Freund ist Niemandes Freund. „Wehe euch, wenn euch jedermann wohl redet!“ (Lucä 6, 26). Wenige, oder nur ein zuverlässiger Freund ist besser als eine Schar sogenannter „guter Freunde“, die nur mit uns schmausen und sich amusieren, uns aber in der Not schleunigst verlassen.

Die Sehnsucht, einen Freund zu besitzen, ist durchaus berechtigt; sie wurzelt im Wesen des Menschen, und derjenige,

der die Freundschaft verachtet, ist ebenso zu tadeln als zu bedauern. Nur Materialisten, Egoisten und Pessimisten können es, d. h. Menschen, die im Kern ungesund sind. Aber man soll jenem Sehnen nicht nachhängen, sondern der Stunde entgegenharren, wo uns Gott einen Freund beschert; denn ein Freund ist, wie jede gute Gabe, ein Geschenk des Himmels. „Wirb nicht ängstlich um Freunde“, sagt Knigge, „mache nicht Jagd auf jeden guten Mann, daß er dir besonders gut werden soll. Jede Art von Anhänglichkeit, wäre sie auch noch so gut gemeint, pflegt in dieser Welt Verdacht zu erregen.“ Tasso, der seine Freundschaft eifrig, ja stürmisch dem Antonio entgegentrug, ward von diesem kalt zurückgestoßen. Umgekehrt haben wir uns vorzusehen, wenn jemand sich uns nähert und sich uns ostentativ zum Freund anbietet; seine Motive sind vielleicht unlauter.*) Natürlich darf auch uns beim Schließen von Freundschaften kein selbstsüchtiger Zweck leiten. Wer da Freunde sucht, nur um Vorteil, Vergnügen, Verkehr zu haben, verkennt das Wesen der Sache. Andrerseits berauben sich manche selbst der Möglichkeit, echte Freundschaft zu finden, weil sie eine zu hoch gespannte, fast krankhafte Vorstellung davon haben. Sie halten den für kalt und lieblos, der nicht von schwärmerischen Liebesbeteuerungen überquillt, ohne zu bedenken, daß meistens wahre Liebe wenig Worte macht. Man denke an Cordelia!

Glaubt man aber einen Freund gefunden zu haben, so gilt es ihn zu prüfen, ehe man sich ihm rückhaltlos hingiebt. Dazu gehört Zeit, wie der Apotheker in „Hermann und Dorothea“ sagt: „Eh' du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret, darfst du nicht leichtlich ihm trau'n; dich macht die Zeit nur gewisser. Wie du es habest mit ihm, und wie die Freundschaft bestehe“**).

Freilich werden wir demselben nicht künstliche Prüfungen bereiten, die von zweifelhaftem Erfolge sind und, wenn sie mißlingen, nicht blos ihn, sondern auch uns kopfscheu machen.

*) Es giebt ein hübsches Verschen: „Wenn einer Dir zu viel von Freundschaft spricht, so glaub' ihm nicht!“

**) „Herm. u. Dor.“ VI, 163—165.

Offenheit, Harmlosigkeit, liebenswürdiges Wesen unsrerseits werden dieselben Eigenschaften auch in ihm hervorrufen, wenn er derselben überhaupt fähig ist.

Eine Hauptbedingung, Freunde zu finden, ist überhaupt Natürlichkeit. Wer sich so giebt, wie sein Wesen ward, gewinnt meistens. Freilich gehört ferner dazu, daß man sich auch zusammennehme, daß man andern freundlich entgegenkomme und ihnen zeige, man sei gesellig und kein Misanthrop. Auch kleine Dienste, aus gefälligem Wesen von selbst entspringend, gewinnen das Herz des Menschen. Denken wir uns, ein junger Mann treffe auf der Reise mit einem älteren zusammen und beweise sich ihm gegenüber bescheiden, liebenswürdig und dienstfertig (nicht bedientenhaft!), so wird dieser Gefallen an ihm finden, ein Gespräch entspinnt sich leicht, und bald entwickelt sich vielleicht bei längerem Zusammensein daraus Freundschaft. Hat man gar Gelegenheit, einem anderen einen großen Dienst zu erweisen, ihm aus einer Verlegenheit, Not oder Gefahr zu helfen, so knüpft sich von selbst ein Herzensbund. Sokrates und Alkibiades, Tellheim und Werner retteten einander das Leben und wurden Freunde. Besondere Gaben und Talente erwerben uns ferner Freunde. Kunst bringt Gunst. Wie häufig ward aus einem begeisterten Schüler später ein Freund des Lehrers, wir brauchen nur an Sokrates und Plato, an Jesus und Johannes, an Paulus und Timotheus, an Albertus Magnus und Thomas v. Aquino, an Petrarca und Boccaccio, an Francesco Francia und Raffael, an Schiller und Novalis u. a. zu erinnern. Vor allem aber erweckt Liebe, hingebende Liebe des einen, namentlich des jüngeren Mannes, die Freundesliebe im anderen; seine Glut entzündet das Herz des Bewunderten zu gleicher Flamme, wenn auch nur allmählich.

Wodurch aber geht die Freundschaft verloren?

Zu häufig hört man im Leben von Fällen, wo einst intime Freundschaften in die Brüche gingen. Was war Schuld daran?

Ein triftiger Grund ohne Zweifel, wenn auch der traurigste, ist die Unehrenhaftigkeit eines Teils. Wenn derjenige, den wir für brav und edel gehalten haben, ein Verbrechen,

eine unehrenhafte Handlung begeht, so ist es Pflicht für uns, das Band, das ihn mit uns verknüpfte, energisch, obzwar blutenden Herzens zu zerschneiden. „Es ist ein namenloses Gefühl, einen Freund lieben zu wollen aus Erinnerung und ihn fliehen zu müssen aus Ehre!" (Jean Paul, „37. Hundsposttag"). „Ach, weh thut es den zu hassen, den man geliebt, mit dem man die Blüte der Jahre in Eintracht verlebt hat!" (Klinger).

„Verliere deinen Freund um keinen kleinen Zwist!
Wenn aber sein Vergeh'n mehr als ein Fehler ist,
Wenn seinem Herzen Gift am hellen Tag entschlüpfte,
So reiß das Band entzwei, das dich mit ihm verknüpfte!"

Um kleiner Differenzen, Mißhelligkeiten und Übelnehmereien mit einem Freund auseinanderzukommen, ist schimpflich und bereitet uns zeitlebens Reue, zumal mit zunehmendem Alter der Mensch sich immer schwerer an andre anschließt. Aber höher als Liebe und Freundschaft steht unsre Ehre, unsre Pflicht. Verlangt der Freund Ungebührliches, Unsittliches von uns, so müssen wir es ihm zuerst freundlich vorstellen und ihn davon abzubringen suchen; bleibt er dabei, so müssen wir ihm seine Bitte abschlagen, denn

„Die wahre Freundschaft zeigt sich im Versagen
Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein schädlich Gut, wenn sie den Willen
Des Fordernden mehr als sein Glück bedenkt" (Tasso).

Hat sich aber unser Freund nur einmal verirrt, ist er verführt und betrogen worden, mit andern Worten, dürfen wir annehmen, daß sein Herz, trotz des Fehltritts, gut geblieben ist, so wird sich unsre Freundschaft grade dadurch beweisen, daß wir ihn nicht mit der Welt verurteilen, sondern ihn aus seinem Falle wieder aufzurichten suchen. Und hat er uns durch unbedachtes Wort oder durch übereiltes Thun gekränkt, so werden wir ihm vergeben, falls er Reue zeigt, und zwar nicht nur einmal, nicht nur 7 Mal, nein siebenzig mal sieben mal! (Vgl. Evangl. Matthäi 18, 22).*)

*) Vgl. das Gedicht „Otto I. und Heinrich" in meinen „Helden des Glaubens". Bremen. 1890.

Eine andre Ursache, wodurch so manche Freundschaft zu Grunde geht, ist Vertrauensbruch des einen Teils. Dies braucht nicht grober Verrat zu sein, wie Weislingen und Oktavio begingen, sondern es genügt eine grobe Indiskretion, mag sie in Worten oder Handlungen bestehen. Wenn ein Freund des andern Geheimnisse, seine Pläne, Fehler und Schwächen Dritten verrät, so bricht er die Freundschaft. Ebenso, wenn er das Vertrauen, das wir in Anhänglichkeit oder Aufopferungsfähigkeit setzten, nicht rechtfertigt. Freilich haben wir uns hier vor Mißtrauen zu hüten. Niemand wird öfter und leichter getäuscht, als der Mißtrauische, ja, er fordert die Täuschung gradezu heraus.

Zart ist die Blume der Freundschaft; benagt vom Wurm des Mißtrauens,
Senkt sie traurig das Haupt, trocknet von innen und stirbt!
(Halbkart.)

Besonders alten Freunden gegenüber sollte man Mißtrauen niemals aufkommen lassen; ihre Zuverlässigkeit hat sich ja durch manche Probe bewährt. Ein alter Freund ist auch ein so köstlicher, seltner Schatz, daß man, um ihn nicht zu verlieren, lieber manches mit in den Kauf nimmt. Wie manches Jahr sind wir mit ihm schon durchs Leben gewandelt! An Freuden und Leiden, an Erfolg und Mißerfolg, an Bekämpfung und Besiegung von Schwierigkeiten hat er teilgenommen; die gemeinsamen Erinnerungen sind ein Band, das uns fest aneinander kettet; unsre Seelen, völlig einander bekannt und vertraut, sind fast verschmolzen zu einem Wesen. Darum verschmerzt man den Verlust eines Freundes, selbst wenn man nicht anders konnte, als sich von ihm zu trennen, nie völlig. „Man kann den Pfeil wohl aus dem Herzen zieh'n, doch nimmer wird das kranke Herz gesunden!“ Wie schmerzlich ergriffen ist Wallenstein, dieser sonst so feste, durch Selbstsucht und Ruhmgier und Schicksalsglaube gefeierte Charakter, als er Max Piccolomini verloren hat:

„Die Blume ist hinweg aus meinem Leben!
Was ich mir ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder!“

Wieviel schmerzlicher aber muß der Verlust sein, wenn wir selbst

einzig daran schuld sind! Wenn wir durch Übermut, Anmaßlichkeit, Rücksichtslosigkeit oder Kälte uns den Freund nach und nach entfremdet haben! Wenn nicht irgend ein schwerer Fall vorliegt, sondern eine Kette von Unzuträglichkeiten! Es giebt leider so viele Menschen, die ihre liebsten Freunde durch Taktlosigkeit beleidigen, durch Herrschsucht und Schulmeistern fortwährend vor den Kopf stoßen, durch Überhebung verletzen, durch liebloses, absprechendes Wesen zurückstoßen. Sie meinen es nicht schlecht, aber ihr Umgang wird auf die Dauer unerträglich.

Ein weiterer Grund, warum manche Freundschaften nicht von Bestand sind, liegt in der abweichenden Entwickelung. Als sich die Freunde innig verbanden, herrschte Übereinstimmung, wenigstens in der Hauptsache; sie glichen zwei Uhren, welche in ihren Perpendikelschlägen abweichen und zustimmen, aber bei dem großen Ausschlagen in einer Stunde zusammentreffen. Allmählich aber, indem sich jeder auf seine Weise, seiner Eigenart und Lebensführung gemäß, entwickelte, haben sich mehr und mehr fundamentale Verschiedenheiten herausgestellt; eine Zeit lang werden diese übersehen, vertuscht, verkleinert — zuletzt aber werden sie doch so mächtig, daß sie Entfremdung hervorrufen. Man denke an religiöse, politische Verschiedenheiten, an Unterschiede in Stand und Bildung, an Temperament und Charakter, an Unterschiede der Interessen!

Hierauf besonders beruht es denn auch, warum Mädchenfreundschaften von so kurzer Dauer sind. Saphir (Fliegendes Album II) sagt: „Freundschaft unter Frauenzimmern ist so ein Unsinn, wie Liebe unter Männern! Höchstens nach dem 50. Lebensjahre, wo sie aus dem großen Ozean der Eigenliebe und Eitelkeit in den stillen Sand der gänzlichen Lebens- und Liebesentsagung hineingesegelt sind, dann, ja dann, wenn beide sogenannte Freundinnen ein Jahrhundert teilen, dann kann ein Gefühl zwischen ihnen eintreten, welches an Freundschaft grenzt!“ Und Kotzebue (Mädchenfreundschaft) sagt: „Die Freundschaft hat beim weiblichen Geschlecht zwei gefährliche Feinde: Eigenliebe und Koketterie“. Es ist wahr, dauernde Freundschaft ist zwischen weiblichen Personen seltener als zwischen männlichen. Dies scheint uns aber mehr

auf der verschiedenen Entwicklung und der Aufgabe, welche das Weib hat, zu beruhen, als auf sonst einem Grunde. Wie zärtlich sind die Mädchenfreundschaften! Wie nahe kommen viele dem Ideal der Freundschaft überhaupt! Aber sobald eine Freundin Braut oder gar Frau geworden, versteht sie sich mit der andern weniger; sind beide verlobt oder verheiratet, so hängt ihr ganzes Dasein von dem Charakter und der Lebensstellung ihres Geliebten ab. Sind sie Witwen, stehen sie mithin wieder allein, so können sie auch wohl Freundschaft halten.

Zwischen Personen verschiedenen Geschlechts wird die Freundschaft meist an der Grenze der Liebe stehen; zwischen jungen Leuten unzweifelhaft; aber auch bei älteren meistens. Wir werden später einige solche näher betrachten. Wo nur die Liebe zum Guten, Wahren und Schönen das Bindemittel ist, spricht man von platonischer Freundschaft.

Der letzte Grund, wodurch manche Freundschaften aufhören, ist die Trennung der Freunde. Zwar behaupten mehrere Schriftsteller das Gegenteil. So sagt Herder (Gedichte, 2. Teil, 6. Buch):
„Freundschaft trennet sich nicht; ihr Band wird in der Entfernung Fester, des Liebenden Herz folget dem Liebenden nach.“
Kotzebue (der Sonderling): „Lieb' und Freundschaft werden durch Trennung noch fester.“ Und Benzel-Sternau: „Verwandte Seelen sind nimmer getrennt, wenngleich geschieden, so wie kein falsches Gepräge der Verbindung nichtverwandte einigen mag!“ — Und doch, wenn Freunde auf Jahre, vielleicht fortan auf Lebenszeit voneinander getrennt werden, ist doch die Gefahr groß, daß aus der äußeren die innere Trennung folge. Zuerst werden sie fort und fort an einander denken, sie werden sich fleißig schreiben, sie werden Zeichen der Liebe mit einander tauschen . . . . aber allmählich behauptet die Gegenwart ihr Recht; neue Verhältnisse, neue Freunde nehmen ihr Interesse in Anspruch. Und wenn nicht je und dann ein Zusammentreffen eine persönliche Berührung herbeiführt, verblaßt doch das Bild des Geliebten. Es wird zu einer süßen Erinnerung, die ja auch noch Wert hat, aber lebendige Freundschaft ist es selten noch. Es gilt dann

Goethes schönes Wort („Wilhelm Meisters Lehrjahre"): „Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt; aber hie und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten!" — Darum laßt uns die Gegenwart genießen, solange wir den trauten Freund besitzen, es kommt die Zeit, wo wir seiner bitter und schmerzlich entbehren.

„Wie köstlich ist des gegenwärtigen Freundes
Gewisse Rede, deren Himmelskraft
Ein Einsamer entbehrt und still versinkt!" —

(Goethe „Iphigenie".)



Zweites Kapitel.

Geschichte der Freundschaft.

In diesem Kapitel wollen wir sowohl eine Übersicht der Ansichten von der Freundschaft geben, welche der Reihe nach aufgetreten sind, als auch berühmte Freundespaare schildern.

Betrachten wir zuerst die Äußerungen der heiligen Schrift über die Freundschaft.*) Es zeugt von der hohen Auffassung der Ehe bei den Hebräern, daß Eva Adams Gehülfin genannt wird. Der erste Mensch wird allein geschaffen, er findet überall kein Geschöpf, das ihm gleich wäre, und sehnt sich nach einem solchen. Sobald er aber das Weib erblickt, fühlt er sich durch die Sympathie der Verwandtschaft zu ihr hingezogen. Es ist also nicht Geschlechtsliebe, sondern das Gefühl der Wahl-Verwandtschaft und Hülfsbedürftigkeit, das die ersten Menschen verband.

Ein gradezu ideales Freundespaar tritt uns in David und Jonathan entgegen. Obgleich jener durch Samuel als Prätendent aufgestellt worden und von Saul heftig verfolgt wurde, schloß doch dessen Sohn Jonathan, wahrscheinlich durch Davids Heldentum gewonnen, einen innigen Freundschaftsbund mit ihm, welcher alle Wechselfälle des Lebens überdauerte. „Sein Herz," heißt es**), „verband sich mit dem Herzen Davids,

---

*) Vgl. C. F. Stäudlein, Geschichte der Vorstellungen und Lehren von der Freundschaft. Hannover 1828.

**) 1. Sam. 18, 1.

er gewann ihn lieb, wie sich selbst.“ Kein Neid, keine Eifersucht regte sich in ihm; offen rühmte er David und schenkte ihm Waffen und Gewand; er machte ihn mit seinem Vater bekannt, suchte dessen Abneigung gegen den Freund zu bekämpfen und warnte diesen vor drohender Gefahr. Er freute sich mit ihm auf die Zeit, wo sie beide das Volk beglücken würden, David als König, er selbst als sein erster Beamter! Man kann sich daher Davids Kummer vorstellen, als er erfuhr, daß sein Freund mit dem Vater in der Philisterschlacht auf dem Gebirge Gilboa gefallen sei. Wie rührend klingt seine Klage*): „Es ist mir herzlich leid um dich, mein Bruder Jonathan! Deine Freundschaft war die Wonne meines Lebens, deine Liebe war mir köstlicher als Frauenliebe!“

Die Ausführlichkeit, mit welcher dieser schöne Freundesbund in der heiligen Schrift erwähnt wird, beweist uns das hohe Interesse, welches das Volk an der Freundschaft überhaupt nahm. Daher finden wir denn auch zahlreiche Stellen, in denen dieselbe gepriesen wird. „Ein treuer Freund liebet mehr und stehet fester, als ein Bruder“ (Sprüche 18, 24). „Ein treuer Freund ist ein starker Schutz“ (Sir. 6, 14). „Wohl dem, der einen treuen Freund hat!“ (Sir. 25, 12). Tugendhaftigkeit ist die Vorbedingung für wahre Freundschaft. „Wer Gott fürchtet, findet einen Freund, und wie er selbst ist, wird auch sein Freund sein“ (Sir. 6, 13—16). Doch soll man vorsichtig sein in der Wahl der Freunde, denn viele sind falsch, weil sie sich uns nur aus Eigennutz zu nähern suchen (ebenda 6, 6—12; 12, 7; 37, 13—15). Klagt doch auch David öfters über die Verleumdungen und Nachstellungen falscher Freunde. „Mein Freund, dem ich vertraute und der mein Brot aß, tritt mich mit Füßen!“**) Auch Hiob hatte Grund, sich über seine Freunde zu beklagen, denn anstatt Mitleid und Trost erhielt er Vorwürfe von ihnen. Daher nennt er sie grausam und hartherzig. In der Freundschaft selbst soll man treu sein, des Freundes Geheimnisse bewahren und ihn

*) 2. Sam. 1, 25, 26.

**) Ps. 41, 10. Vgl. auf Judas bezogen: Joh. 15, 18.

um keinen Preis der Welt verlassen (Sir. 27, 17—22). Man soll ihm, falls man sich von ihm beleidigt fühlt, lieber sein Unrecht offen vorhalten, als Groll gegen ihn hegen; denn vielleicht hat er es ohne Vorsatz oder gar ohne Bewußtsein gethan, oder andre haben es ihm, um ihn bei uns zu verleumden, nachgesagt (Sir. 20, 2. 19, 13—17). Wer seinem Freunde schmeichelt, breitet ein Netz aus unter dessen Füßen (Spr. 29, 5); besser offener Tadel, als Liebe, die sich nicht äußert. Die Wunden, die der Freund schlägt, sind gut gemeint (Spr. 27, 5). Schmähung und Verachtung des Freundes, Offenbarung seiner Geheimnisse und heimliche Tücke zerstören die Freundschaft (Sir. 22, 25—27). Besuche den Freund nicht zu oft, damit er nicht deiner überdrüssig werde und dich zu hassen anfange (Spr. 25, 17).

Haben wir hier eine Reihe vortrefflicher Winke bezüglich der Freundschaft mit Einzelnen, so tritt uns im Geheimbunde der Essener ein Freundschaftsverhältnis zwischen Vielen entgegen. Ein jüdischer religiöser Orden, der zuerst um 150 vor Chr. auftritt und zur Zeit des Josephus an 4000 Mitglieder zählte, lebte er in Enthaltsamkeit, Arbeit und strengem Gehorsam gegen die Oberen. Nur nach längerem Noviziat geschah die Aufnahme, bei welcher der Essener seinen letzten Eidschwur that. Sie enthielten sich sinnlicher Vergnügungen und mieden die Ehe. Zu ihrem Cultus gehörten Waschungen und symbolische Opfermahlzeiten, dem jüdischen Tempeldienst waren sie feind. Sie verehrten Mose und bezeugten dem Tempel durch Abgaben ihre Achtung, aber sie erklärten das Gesetz auf innerliche, mehr geistige Weise. Sie wollten als Weise, Brüder und Freunde Gott im Geist und in der Wahrheit verehren und im Kleinen darstellen, was die Menschheit im Großen sein sollte*). Die praktisch-asketisch-kontemplative Richtung überwog das Lehrinteresse. Mögen die Essäer mit den ägyptischen Therapeuten oder den alttestamentlichen Chasidäern oder auch mit den

*) Vgl. Joseph. de bello jud. II, 8, 2—13. Archaeol. XIII, 5, 9. XV, 10, 5. XVIII, 1, 5. Philon, Opp. II, 457. Plin. Hist. nat. V, 15. Euseb. Praep. ev. VIII, 8.

griechischen Pythagoräern zusammenhängen, jedenfalls stellten sie einen Freundesbund zwischen Vielen dar, wie er uns später, im Mittelalter, noch öfter begegnen wird.

Auch das Christentum der ersten Zeit zeigt uns etwas Ähnliches. Jesus begann seine Reformation damit, daß er um sich einen Kreis von Jüngern sammelte, mit denen er in einem mehr oder weniger innigen Freundschaftsverhältnis stand. Besonders herzlich verkehrte er mit Petrus, Jakobus und Johannes; sie sind bei den wichtigsten Momenten seines Lebens zugegen.*) Und Johannes nennt sich selbst öfters den Jünger, den der Herr lieb hatte; er liegt an seiner Brust; dafür folgte er ihm auch mit Lebensgefahr ins Richthaus, begleitet ihn bis ans Kreuz und nimmt die Mutter Jesu zu sich.**) Auch Petrus liebte seinen Meister mit ganzer Seele. Auf sein Wort verläßt er seinen Beruf, erkennt ihn zuerst als den Messias, bittet ihn sich nicht dem Leiden auszusetzen und versichert ihn seiner hingebenden Liebe.***) Außer diesen drei Freunden, welche übrigens alle (was bezeichnend ist für Jesu eignen Charakter) energische, leidenschaftliche, glühende Naturen waren †), hatte der Herr noch den Lazarus in Bethanien zum Freunde. Wie tief wird er durch die Nachricht von seinem Tode bewegt, so daß er noch am Grabe zu Thränen gerührt wird, obgleich er wußte, er werde ihn von den Toten erwecken! ††) Und auch das Verhältnis Jesu zu des Lazarus Schwestern ist ein durchaus freundschaftliches.

Ebenso hat der Apostel Paulus zahlreiche Freunde. Da ist vor allen Timotheus, sein Lieblingsschüler, dem er väterlich mit Rat und That zur Seite steht und der, eine bescheidene selbst schüchterne Natur, ihn auf der 2. Missionsreise begleitete und von ihm zu wichtigen Aufträgen verwendet wurde.†††)

*) Erweckung von Jairi Töchterlein, Jesu Verklärung, sein Gebet in Gethsemane. Marc. 5, 37. 9, 2. 14, 33. Matth. 17, 1.

**) Joh. 13, 23. 18, 15. 19, 26.

***) Matth. 4. 18. 12, 24. 16, 22. Joh. 21, 15—19.

†) Luk. 9, 54. Marc. 3, 17. 10, 35.

††) Joh. 11, 1—6. 7—14.

†††) 1. Kor. 16, 10. Apg. 17, 14. 1. Kor. 4, 17. Phil. 2, 20. 22.

Ferner Titus, eine achtunggebietende, im Leben gereifte Persönlichkeit, welche Paulum in die Gefangenschaft nach Rom begleitete als ein „echter Sohn nach dem gemeinschaftlichen Glauben“.*) Und wie der große Heidenapostel mit ganzen Gemeinden, z. B. zu Philippi und Korinth, durch zärtliche Liebe verbunden war**), so treten uns auch in der ersten christlichen Gemeinde Wohlwollen, Vertrauen, Achtung, Dienstbeflissenheit und Selbstverleugnung entgegen, lauter Freundestugenden. Jesus und die Apostel schärfen den Gläubigen ein, daß sie einander bald sanft, bald strenge zurechtweisen***); dieselben hatten, wenigstens in der Urgemeinde zu Jerusalem, alle Güter gemein, denn sie waren ein Herz und eine Seele; täglich fanden sie sich einmütig in der Halle Salomonis zusammen und hielten mit redlichem, fröhlichem Sinn ihre Liebesmahle†), an welche sich immer die Kommunion schloß.

Wenden wir uns jetzt zu den Griechen. Hier treten uns zunächst die sog. sieben Weisen entgegen, welche, als Gesetzgeber oder Staatsmänner wirkend, durch das Orakel des Apoll als die weisesten ausgezeichnet wurden. Über ihre Namen schwankt die Überlieferung — nur Thales, Bias, Pittakos und Solon kehren in allen Verzeichnissen wieder. Ihnen werden Denk- und Sittensprüche beigelegt, Regeln der praktischen Lebensklugheit, Vorschriften über allgemeine Pflichten gegen Familie und Staat††). Dem Bias von Priene wird der sonderbare Spruch in den Mund gelegt: „Man muß den Freund so lieben,

*) 2. Tim. 4, 10. Tit. 1, 4.

**) Phil. 1, 7. 4, 10. 2. Kor. 6, 11.

***) Mtth. 18, 15—17. Gal. 6, 1—5. 1. Theff. 5, 14 u. o.

†) Apg. 2, 42—47. 4, 32—36.

††) Vgl. K. Dilthey, Griech. Fragmente I. 1835. O. Bernhardt, Die sieben Weisen Griechenlands (Sorauer, Gymnas.-Programm) 1864.

wie man ihn einst hassen würde!*) Mit Recht hat schon Cicero dagegen protestiert; denn entweder zeugt er von schlauer, eigennütziger, mattherziger Berechnung oder er mahnt zur Vorsicht überhaupt. Damit stimmt, was Solon gesagt haben soll: „Wähle dir einen Freund nicht zu schnell; hast du dir aber einen verschafft, so verwirf ihn nicht!“**) Trefflich mahnt Kleobulos von Lindos: „Komm schneller zum unglücklichen als zum glücklichen Freunde!“ Ähnlich Periander von Korinth: „Für deine glücklichen wie unglücklichen Freunde sei der Gleiche“. Einen andern Rat giebt Pittakos von Mitylene: „Vom Freunde rede nicht schlimm, vom Feinde nicht gut; denn solches ist unüberlegt; den Freund schmähe nicht und den Feind halte nicht für deinen Freund! Über Freunde sei nicht Richter!“ Und Thales von Milet mahnt: „Prüfe die Freunde. Gedenke anwesender und abwesender Freunde“. Endlich gab Chilon aus Sparta den fragwürdigen Rat: „Zu den Mahlzeiten der Freunde komme selten, zu ihren Unfällen langsam!“

Pythagoras wurde der erste Gesetzgeber der Freundschaft genannt***), denn er suchte dieselbe auf alle Weise innerhalb seines Bundes zu pflegen. Mit Recht waren die Pythagoräischen Freundschaften berühmt†) und auch die von Schiller gefeierte „Bürgschaft“ ward von einem Pythagoräer geleistet und gelöst. Die Mitglieder des Tugendbundes mußten vor ihrer Aufnahme erst eine harte Prüfungszeit bestehen.††) Wie das Weltganze, so sollte auch die Gemeinschaft der Jünger ein „Kosmos“ sein, d. h. ein Wohlgeordnetes. Daher mahnte er: „Strebe mit aller Kraft zu vermeiden Krankheit des Leibes, Verworrenheit des Geistes, Ausschweifung im Genuß, Unreinigkeit im Hause und Zwiespalt im Staate!“ Das Leben des

*) Vgl. Cic. Laelius s. de amic. c. 16. Derselbe wird auch dem Publius Syrus zugeschrieben, vgl. Macrob. Saturn. 2, 7.

**) Diog. Laertius I, 40.

***) Aristoxenus ap. Jamblich. Vita Pythag. p. 101. 134.

†) Ebenda 230.

††) E. Baltzer, Der Weise von Samos, 1868. E. Zeller, Pythagoras u. d. Pythagorassagen, Reden u. Abh. 1865.

Jüngerkreises sollte durch Gewohnheit so geordnet sein, daß der Umgang und das Gespräch nicht oberflächlich, zwecklos und nachlässig, sondern immer besonnen und bescheiden sei. Streit und Eifersucht soll der Freundschaft fernbleiben, dadurch daß beide Teile gern nachgeben, ihren Zorn unterdrücken und einander nur freundlich Vorwürfe machen. Treue und Wahrheit dürfen in der Freundschaft nicht fehlen. Nicht das Unglück des Freundes, nicht eine verzeihliche Schwachheit, sondern nur grobe Unsittlichkeit ist ein hinreichender Grund zum Bruche der Freundschaft. Sie ist das Band aller Tugenden, und wo auch nur eine fehlt, ist jene selbst in Gefahr. —

Sokrates kam oft auf unser Thema zu sprechen.*) Dabei hob er im Gegensatz zu den Sophisten, welche das Gute als schädlich und thöricht zu bezeichnen pflegten, das Nützliche der Freundschaft hervor, doch verstand er darunter nur das dem Menschen wahrhaft Förderliche. Freilich erkannte auch er, wie Pythagoras, daß Tugendhaftigkeit die wichtigste Vorbedingung dafür sei. Ein wahrer Freund, meinte er, stehe dem andern auch im Gutesthun, in der Wohlthätigkeit und in der Besserung anderer bei**); man müsse selbst rechtschaffen sein, um einen rechtschaffenen Freund zu gewinnen; man solle sich der Güter und Tugenden des Freundes ebenso freuen, wie seiner eigenen.

Plato hat der Freundschaft einen besonderen Dialog, den „Lysis", gewidmet.***) Bei der dialektischen und skeptischen Haltung des Büchleins ist es nicht leicht, die eigentliche Ansicht des Philosophen selbst herauszufinden. Jedenfalls will er die Grundzüge jener höheren, idealen Freundschaft aufstellen, deren Seele die Tugend und das gemeinsame Streben nach dem höchsten Gut ist.†) Der Knabe Lysis tritt als Freund des Sokrates mit liebenswürdiger Schüchternheit auf und zeigt eine glühende Sehnsucht nach Wahrheit. Hier zuerst, wie später

*) Xenophon, Memorab. Socr. II, 4—10.

**) Dies war ja des Sokrates Lieblingsbeschäftigung.

***) Vgl. A. Westermayer, Der Lysis des Platon, 1865.

†) Es ist die sog. „Platonische Liebe", welche die echten Freunde verbindet, vgl. oben S. 39.

[illegible] Grund=
[illegible] philosophie
[illegible] Empedokles
[illegible] dem die
[illegible] des
[illegible] Lieben
[illegible] Einseitige

[illegible] be=
[illegible] tischen
[illegible] Freundschaft
[illegible] berührt,
[illegible] behandelt
[illegible] Ungleichen
[illegible] Streitig=
[illegible] zur
[illegible] diesem Ge=

[illegible] einseitige
[illegible] Es
[illegible] bei
[illegible] immer
[illegible] die
[illegible] Sie
[illegible]
[illegible] und
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

Wie man nun bei der Tugend Beschaffenheit und Thätigkeit unterscheidet, so genießen die Einen die Lust des Zusammenseins, die Andern, weil sie getrennt, haben nur die freundschaftliche Gesinnung; denn nicht die Freundschaft schlechthin, sondern nur die Bethätigung derselben wird aufgehoben.*) Ein Verhältnis zweier Menschen ohne persönliches Zusammensein gleicht mehr dem Wohlwollen als der Freundschaft. —

Das Lieben ist mehr leidenschaftliche Erregung, die Freundschaft aber bleibende Beschaffenheit.**) — Freund im vollkommensten Sinne kann man nicht mit vielen Personen zugleich sein, da die Freundschaft ein gewisses Übermaß des Wohlwollens und näheres Vertrautwerden voraussetzt.

Verschieden ist die Freundschaft zwischen Eltern und Kindern, Älteren und Jüngeren, Mann und Frau, Vorgesetzten und Untergebenen. Ja, innerhalb dieser Verhältnisse stehen beide Teile auch verschieden zu einander. Jede dieser Personen nämlich hat eine andre Vollkommenheit und daher einen anderen Grund zum Lieben. Überall aber kommt es darauf an, daß jeder dem andern Teile das gebe, was ihm gebührt.

Übrigens darf die Ungleichheit an Charakter, Gütern und Stellung nicht zu groß werden, sonst wird die Freundschaft aufhören. Den meisten Menschen ist Geliebt- und Geehrtwerden angenehm; zur wahren Freundschaft aber gehört das Lieben wesentlicher als das Geliebtwerden; dadurch wird oft die Ungleichheit zwischen den Menschen überbrückt.

Wie es in jeder Gemeinschaft ein Recht giebt, so auch in der Freundschaft. Gemeinsam ist, was Freunden gehört, und ein Unrecht, gegen den Freund verübt, ist desto größer.

Scharfsinnig vergleicht dann Aristoteles die verschiedenen Arten der Freundschaft zwischen den Familiengliedern mit den verschiedenen Staatsverfassungen: Monarchie (resp. Despotie)

*) Zuletzt freilich auch jene; „denn", zitiert Aristoteles VIII, 6, „oft schon hat die Freundschaft gelöst der Mangel an Umgang".

**) Vgl. VIII, 7 und IV, 12. Vgl. auch Breier (de amic. principum) Gymn.-Progr. Lübeck 1858.



noch deutlicher im „Gorgias“, knüpft Plato die sittlichen Grundwahrheiten an die von Sokrates verschmähte Naturphilosophie der alten Jonier und besonders des Agrigentiners Empedokles an, indem er behauptet, die Freundschaft beruhe auf dem die ganze Natur beherrschenden Weltgesetze von der Anziehung des Aehnlichen. Wiederholt hebt er darin den Satz hervor: Lieben und geliebt zu werden ist der Freundschaft wesentlich. Einseitige Liebe macht sie nicht aus!

Aristoteles hat zuerst die Freundschaft systematisch behandelt und zwar im 8. und 9. Buche seiner „Nikomachischen Ethik“. Nachdem er zuerst die Wichtigkeit der Freundschaft hervorgehoben und die verschiedenen Ansichten darüber berührt, ob sie zwischen Gleichen und Ungleichen mehr gedeihe, behandelt er die Freundschaft zwischen Gleichen und zwischen Ungleichen und sodann eine Reihe dazu gehöriger Fragen über Streitigkeiten in der Freundschaft, ihr Verhältniß zum Wohlwollen, zur Eintracht und zur Glückseligkeit. Folgen wir jetzt diesem Gedankengang im Einzelnen.

Freundschaft, definiert Aristoteles*), ist das gegenseitige Wohlwollen zwischen Zweien, das ihnen auch bekannt ist. Es giebt drei Arten von Freundschaft: die aus Nutzen, wie bei bejahrten Leuten; sie währt gerade so lange als dieser; ferner die aus Lust, sie findet sich meist bei der Jugend; endlich die vollkommene Freundschaft zwischen Tugendhaften. Sie allein ist dauerhaft; denn sie beruht auf etwas Dauerhaftem, sie ist gut und angenehm. Freilich ist sie auch selten und entsteht nur langsam.**) Eine Freundschaft des Nutzens ist auch zwischen Lasterhaften unter sich und mit Tugendhaften, die wahre Freundschaft aber nur zwischen Guten. Hier lieben sich die Menschen um ihrer selbst, um des Guten willen, nicht aus Begier nach Vorteil. Hier wird daher Mißtrauen, Übervorteilung, Verleumdung u. dgl. nicht vorkommen.

*) Aristot. Eth. Nic. VIII, 2.

**) Erst wenn man einen Scheffel Salz mit einander gegessen, kennt man sich genug. Vgl. oben Goethe S. 34.

Wie man nun bei der Tugend Beschaffenheit und Thätigkeit unterscheidet, so genießen die Einen die Lust des Zusammenseins, die Andern, weil sie getrennt, haben nur die freundschaftliche Gesinnung; denn nicht die Freundschaft schlechthin, sondern nur die Bethätigung derselben wird aufgehoben.*) Ein Verhältnis zweier Menschen ohne persönliches Zusammensein gleicht mehr dem Wohlwollen als der Freundschaft. —

Das Lieben ist mehr leidenschaftliche Erregung, die Freundschaft aber bleibende Beschaffenheit.**) — Freund im vollkommensten Sinne kann man nicht mit vielen Personen zugleich sein, da die Freundschaft ein gewisses Übermaß des Wohlwollens und näheres Vertrautwerden voraussetzt.

Verschieden ist die Freundschaft zwischen Eltern und Kindern, Älteren und Jüngeren, Mann und Frau, Vorgesetzten und Untergebenen. Ja, innerhalb dieser Verhältnisse stehen beide Teile auch verschieden zu einander. Jede dieser Personen nämlich hat eine andre Vollkommenheit und daher einen anderen Grund zum Lieben. Überall aber kommt es darauf an, daß jeder dem andern Teile das gebe, was ihm gebührt.

Übrigens darf die Ungleichheit an Charakter, Gütern und Stellung nicht zu groß werden, sonst wird die Freundschaft aufhören. Den meisten Menschen ist Geliebt- und Geehrtwerden angenehm; zur wahren Freundschaft aber gehört das Lieben wesentlicher als das Geliebtwerden; dadurch wird oft die Ungleichheit zwischen den Menschen überbrückt.

Wie es in jeder Gemeinschaft ein Recht giebt, so auch in der Freundschaft. Gemeinsam ist, was Freunden gehört, und ein Unrecht, gegen den Freund verübt, ist desto größer.

Scharfsinnig vergleicht dann Aristoteles die verschiedenen Arten der Freundschaft zwischen den Familiengliedern mit den verschiedenen Staatsverfassungen: Monarchie (resp. Despotie)

---

*) Zuletzt freilich auch jene; „denn", zitiert Aristoteles VIII, 6, „oft schon hat die Freundschaft gelöst der Mangel an Umgang".

**) Vgl. VIII, 7 und IV, 12. Vgl. auch Breier (de amic. principum) Gymn.-Progr. Lübeck 1858.

herrsche in dem Verhältnis zwischen Vater und Kindern, Aristokratie (resp. Oligarchie) zwischen Mann und Frau, endlich Timokratie (resp. Demokratie) zwischen den Kindern. — Eine Freundschaft zu Leblosem giebt es so wenig als ein Recht; auch nicht zu Tieren und Sklaven als solchen. Denn der Sklav ist nur ein beseeltes Werkzeug, das Werkzeug ein unbeseelter Sklave; doch kann auch der Sklave, sofern er Mensch ist, in Freundschaft mit anderen stehen.

In der Freundschaft, die auf Liebe zur gegenseitigen Tugend begründet ist, giebt es keine Streitigkeiten und Vorwürfe; selten bei derjenigen, die auf Lust, oft bei der, die auf Nutzen abzielt. Ebenso auch in derjenigen, in der Ungleichheit der Freunde herrscht. Hier muß daher das Verhältnismäßige verlangt und geboten werden, z. B. der ärmere Freund empfange Unterstützung, der reichere dafür Ehre. Wahre, tugendhafte Freunde aber verlangen nicht einmal eine Gegenleistung, sondern begnügen sich mit der guten Absicht.

Auflösen sollte man die Freundschaft nur, wenn der Freund eine grobe Unsittlichkeit begeht oder lasterhaft wird; bleibt er aber nur in der geistigen Entwickelung zurück, so soll man sich allmählich zurückziehen, ihm aber doch immer noch eine gewisse Sympathie beweisen.

Etwas zu künstlich leitet Aristoteles die Freundschaft aus der Selbstliebe des Tugendhaften ab; denn da dieser mit sich in Übereinstimmung sei, am liebsten mit sich selbst Umgang habe, dieses sein Selbst aber sein Verstand und der Freund sein andres Ich (alter Ego) sei, so muß er notwendig mit andern Tugendhaften Freundschaft schließen. Umgekehrt kann ein Lasterhafter gar kein Freund mit andern sein, da er es ja nicht einmal mit sich selbst sei!

Wohlwollen ist verwandt mit der Freundschaft, aber nicht dasselbe; man kann es als den Anfang derselben bezeichnen oder auch als eine thatlose Freundschaft. — Auch mit der Einmütigkeit ist sie verwandt, d. h. mit der Übereinstimmung in den Interessen und den Mitteln, sie zu erreichen.

Hübsch ist die Untersuchung des Stagiriten, woher es komme, daß der Geber einer Wohlthat weniger geliebt zu werden pflege als der Empfänger. Er findet, das Wohlthun sei etwas sittlich Schönes, angenehm in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, die Wohlthat selbst aber verliere bald ihren Nutzen. Und während die Erinnerung an die sittlich schöne That angenehm, sei die an die empfangene Wohlthat (an den genossenen Vorteil) es weniger oder gar nicht (das Demütigende des Empfangens in der Gegenwart wie in der Erinnerung hat Aristoteles nicht hervorgehoben). Auch sei Lieben etwas Aktives, Geliebtwerden dagegen Passives.

Ob man sich selbst oder den Freund mehr lieben solle, diese Frage entscheidet Aristoteles dahin, daß er den Begriff der Selbstliebe nach den beiden Seiten, im tadelnden (Selbstsucht) und lobenden, betrachtet. Diese sittliche Selbstliebe ist die Liebe zum Sittlich-Schönen, wie es an uns selbst sowohl wie an andern uns entgegentritt.

Auch der Glückliche bedarf der Freunde, nicht um des Nutzens oder der Lust willen, aber um sittliche Thätigkeit an ihnen auszuüben. Notwendiger ist der Besitz von Freunden im Unglück, im Glück dagegen sittlich schöner. Im Unglück bereitet uns die Erscheinung des Freundes eine gemischte Empfindung: einerseits erfreut uns seine Gegenwart, andrerseits betrübt es uns, ihn an unserm Leide teilnehmen zu lassen. Daher sagt Sophokles richtig: „Es ist genug, wenn ich im Unglück bin“.*) Auf jeden Fall hat die Anwesenheit des Freundes etwas Begehrenswertes, denn der Umgang macht ja die eigentliche Freundschaft aus. —

Aristipp, der Stifter der kyrenaischen Schule, dessen Charakter sonst manchen Tadel erfuhr, war als Freund geschätzt. Leider sind uns seine Lehren über die Freundschaft unbekannt, doch haben sich die drei Schüler von ihm, welche eine besondere Richtung der Hedonik**) einschlugen, darüber geäußert.

*) Soph. Orestie 240 und König Ödipus 1061.

**) Lustlehre.

Anniceris der Jüngere aus Kyrene setzte zwar, wie Aristipp, die Lust als Strebensziel, erkannte jedoch neben der Lust als Selbstgefühl auch die des Mitgefühls an, wodurch jene mit Recht beschränkt werde. Freilich sei jedes Leben für andre durch das Vergnügen bedingt, das wir aus unserm Wohlwollen schöpfen. Zur Veredlung der Lust trage besonders Dankbarkeit, Anhänglichkeit, Freundschaft, Geselligkeit und Streben nach Ehre bei. Man müsse, meinte er*), den Freund nicht blos des Nutzens willen lieben, Wohlwollen gegen ihn empfinden, Beschwerden für ihn übernehmen, ja sich für ihn aufopfern.

Ganz anders lehrte der Kyrenaiker Hegesias, der einem Pessimismus huldigte, wie man ihn im hellenischen Altertum kaum für möglich halten möchte. Er war des Lebens so überdrüssig, daß er den Beinamen „Peisithanatos“**) erhielt; und unter seinem Einflusse sollen die Selbstmorde in Alexandria zugenommen haben. Er erklärte***) die Glückseligkeit überhaupt für unmöglich und das Leben wegen seiner zahlreichen Übel für wertlos, so daß dem Weisen Leben und Tod ganz gleichgiltig sei. Zwar bestehe das Gute in der Lust, das Böse in der Unlust; aber schwierig sei es, in diesem Leben voller Leiden Lust zu finden. Volle Gemütsruhe, das höchste Gut, sei nur erreichbar, wenn uns alles, was Lust und Unlust bringe, gleichgiltig sei. Natürlich konnte dieser Philosoph die Freundschaft nicht schätzen, zumal er meinte, Dankbarkeit, Wohlwollen und dergleichen seien nichts an sich, sondern sie werden um des Nutzens willen geübt und der Weise sei†) sich selbst genug.

Theodoros der Atheist endlich trieb die Lehre des Aristipp auf die Spitze, indem er behauptete, dem Weisen sei unter Umständen sogar Ehebruch, Diebstahl und Tempelraub erlaubt, Freundschaft aber entbehrlich und Aufopferung fürs

*) Diogenes Laert. II, 96.

**) Der zum Sterben Überredende.

***) In seiner verlorenen Schrift „Der sich Aushungernde“ (ὁ ἀποκαρτερῶν).

†) Diog. Laert. II, 93—95. Cic. Tusc. I, 34.

Vaterland lächerlich; denn die ganze Welt sei sein Vaterland. Andere, welche die Freundschaft für Etwas halten, gäben sie auf, sobald sie ihnen nicht mehr nützte.*)

Epikuros dagegen, dessen Ethik sonst im ganzen mit der kyrenaischen übereinstimmt, war sowohl selbst als Freund berühmt als auch der Begründer einer Schule, in welcher die Freundschaft ähnlich gepflegt wurde, wie im Pythagoräischen Bunde. Er erklärte sie für das beste Mittel jeglichen Lebensgenuß zu erreichen. Der Weise, wie er ihn zeichnete**), sei dankbar gegen anwesende und abwesende Freunde, betrachte die Freundschaft als das höchste Gut und eine Hauptquelle der Freude und sterbe sogar zuweilen für den Freund. Gegenüber dem Einwurfe, daß durch Annahme der Lust als des höchsten Gutes die Freundschaft in Frage gestellt werde, behaupteten die Epikureer,***) die Anknüpfung der Freundschaft beruhe zwar auf dem Gedanken des Nutzens, im Fortgang des Verkehrs aber stelle sich ein uneigennütziges Wohlgefallen ein. Auch bestehe ein Bündnis unter den Weisen, den Freund ebenso zu lieben wie sich selbst.†) Durch die Freundschaft, welche die Anhänger Epikurs übten, haben sie sich um die Milderung antiker Härte und Exclusivität Verdienste erworben und haben die Pflege der geselligen Tugenden: Umgänglichkeit, Verträglichkeit, Freundlichkeit, Milde, Wohlthätigkeit und Dankbarkeit verbreitet.††) —

Die Stoiker schätzten auch die Freundschaft hoch. Während sie sich bezüglich der Pflichten des Einzelnen dem Kynismus zuneigten, so konnten sie doch dessen schroffe Zurückhaltung gegenüber der Gemeinschaft nicht aufrechterhalten. Alles ist,

*) Diog. Laert. II, 97—100.

**) A. a. O. X, 117—121. Cicero, De Fin. I, 20.

***) Vgl. Cicero, De Finibus II, 25.

†) Von Epikur selbst rührt der Spruch her: „Besser Gutes thun als empfangen!“ Plut., Non posse suav. vivi sec. Epic. 15, 4.

††) Vgl. P. v. Gizycki, Leben und Moralphilos. d. Epikur. Halle. 1879.

lehrt Chrysipp*), der Menschen und Götter wegen geschaffen, die Menschen selbst aber der Gemeinschaft wegen. Innerhalb des Gemeinschaftslebens steht wiederum die Freundschaft am höchsten. Alle Weisen auf der ganzen Welt sind unter sich befreundet, und alle Schlechten sind sich fremd und feind. Nur der Weise besitze die Fähigkeit wahrer Zuneigung und jene unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, wodurch man andere an sich fesselt. Das alle umschlingende Band ist so innig, daß das tugendhafte Handeln jedes Weisen immer zugleich allen zu gute kommt; denn wenn irgendwo ein Weiser nur den Finger auf vernünftige Art bewegt, so haben alle Weisen auf der ganzen Welt Nutzen davon.**)

Nach Cicero***) lehrten die Stoiker, man müsse die Freundschaft als etwas Nützliches suchen, wobei sie unter dem Nützlichen nicht das sinnlich Angenehme verstanden, sondern das was sittlich und glückselig macht. Einige lehrten, der Weise liebe den Freund wie sich selbst, andere, er ziehe ihn sich selbst vor. Aus der, bisweilen etwas überschwenglichen, Schilderung des Weisen folgt, daß Freundschaft nur unter Tugendhaften bestehen kann. Die Freundschaft selbst ist eine Gemeinschaft der Dinge, die zum Leben erfordert werden.†) Nur der Tugendhafte kann ein vollkommener Freund sein; denn nur er ist standhaft und sich immer gleich, er strebt dem Guten unablässig nach, und zwar sucht er es in den Dingen, die in seiner Macht stehen, nämlich Geist und Wille. Er sieht und achtet das Gute am Freunde und findet sich selbst in ihm wieder.††)

Spätere Stoiker definieren die Freundschaft als eine Gemeinschaft des Lebens und Übereinstimmung in wichtigen

*) Diog. Laert. VII. 124. Stob. Eclog. ethic. II. p. 184. 222.

**) Vgl. G. P. Weygoldt, Die Philos. d. Stoa 1883.

***) Cic. d. Fin. III, 21.

†) Diog. Laert. VII, 124.

††) Mark Aurels Selbstgespräche I, 16. Reklam 1141.

Sachen. Ihre Arten sind: Die Vertraulichkeit, die nähere Bekanntschaft, die Freundschaft der Gewohnheit, die Gastfreundschaft, die der Verwandten und der Liebenden. Die Freundschaft wird in einem dreifachen Sinne genommen: 1) die um des gemeinsamen Nutzens willen — sie ist kein Gut; 2) die aus natürlicher Zuneigung — sie gehört zu den äußern Gütern; 3) die um des Freundes selbst willen — sie gehört zu den Gütern der Seele.*) —

Plutarch von Chäronea (50—120), ein eklektischer Platoniker mit pythagoräisierender Richtung, hat außer vielen andern interessanten moralischen Abhandlungen auch zwei geschrieben, die sich mit der Freundschaft beschäftigen.**) Die eine untersucht den Unterschied vom Freunde und Schmeichler, den Plutarch hauptsächlich in der Art der Freimütigkeit findet. Die des Schmeichlers ist weich, leicht, betrüglich, oberflächlich, leer und schwülstig, während die des Freundes von allem das Gegenteil. Der Freund tadelt nicht zur Unzeit und vermeidet alle Übertreibung, Roheit, Grobheit und Zudringlichkeit. Er verletzt nicht den Freund durch die Art, wie er ihm Schwächen und Fehler vorhält, er verhöhnt ihn weder noch beschimpft er ihn. Er tadelt ihn nicht in Gegenwart Fremder. Am wenigsten paßt es sich, einem Mann vor seiner Frau, einem Vater vor seinen Kindern, einem Liebhaber vor seiner Geliebten, einem Lehrer vor seinen Schülern Fehler vorzurücken. Tadelt man den Freund, so schließe man sich selbst mit ein, lobe ihn zugleich und halte ihm niemand zum Muster vor, ausgenommen seine Eltern, um ihn nicht zu erbittern. Übrigens muß man ihn nicht wegen kleiner, unbedeutender Dinge, nicht zu viel und zu oft tadeln.

In der andern Schrift handelt Plutarch von der Menge der Freunde. Er behauptet darin nicht, daß man nur einen

*) Stobaei Eclog. eth. II, 130. 186 f. Vgl. oben die Unterscheidung des Aristoteles S. 46.

**) R. Volkmann, Leben, Schriften und Philos. des Plutarch v. Chär. 2 Bde. Neue Ausg. 1872.

Freund haben solle, aber er rät, die Zahl der Freunde möglichst zu beschränken. Denn Freundschaft werde nur durch Wohlwollen und Tugend erkauft, welche selten sind; auch warme Liebe ist not, die aber widme man doch nur wenigen. Die Prüfung ihrer Treue ist bei vielen auch unmöglich, ebenso ein vertrauter Umgang und durchgreifender Beistand. Der Ursprung der Freundschaft liegt in der Gleichheit; zwischen Menschen von verschiedenen Charakteren, Neigungen und Lebensarten kann sie nicht so leicht entstehen. —

Maximus aus Tyrus, ein Eklektiker im 2. Jahrh. n. Chr., welcher einem starken Aberglauben huldigte, schrieb: „Wie man sich zum Freunde vorbereiten soll?“ *) In seiner breiten, ungeordneten Weise bringt er alles Mögliche vor; der Hauptgedanke dabei ist, daß die Freundschaft uns den Göttern ähnlich mache, weil wir darin Wohlwollen beweisen, und daß alle Übel nur aus der leider zu beobachtenden Abnahme der Freundschaft abzuleiten seien. Wie aber gelangt man zu diesem köstlichen Gute? Man muß dem Geiz, der sinnlichen Ausschweifung entsagen, sich gegen Leiden und Schmerz abhärten und den Tod verachten lernen. — Freilich, ein sonderbarer Weg dazu! —

In seiner zweiten Abhandlung: „Wie man den Freund vom Schmeichler unterscheiden solle?“ findet sich fast nichts Eigenartiges, nur daß er die Freundschaft auf die Religion anwendet, indem er den Frommen einen wahren Freund, den Gottlosen einen Schmeichler der Götter nennt. —

Themistios aus Paphlagonien (im 4. Jahrh.), ein Eklektiker, welcher den ehrenden Beinamen „Euphrades“ (der Beredte) erhielt, schrieb außer Erläuterungen zu Aristoteles 33 Reden, von denen eine „über die Freundschaft“ handelt.**) Nachdem er über die Stiftung und Erhaltung der-

*) Lat. Ausgabe v. J. J. Reiske 1775, deutsch v. Damm 1764.

**) Griechisch und lateinisch herausgegeben durch Pater Hardouin 1684.

selben gesprochen, mahnt er bei der Wahl des Freundes besonders darauf zu sehen, wie er sich gegen Vater, Mutter, Bruder und gegen seine Frau betrage. Wer zu Hause nichts tauge, werde es auch außerhalb nicht. Den, der irgend einem Laster ergeben sei, solle man nicht zum Freunde wählen, kleine Schwächen aber übersehen; denn einen vollkommenen Menschen, einen Stoischen Weisen, gebe es nicht. Verschiedenheit der Temperamente und Charaktere mache die Freundschaft keineswegs unmöglich, wenn man nur verträglichen Sinnes sei. —

Simplikios aus Kilikien, welcher bei Aufhebung der Philosophenschule (529) aus Athen nach Persien wanderte, schrieb außer anderm eine Erläuterung zu Epiktets „Handbüchlein", worin er sich ausführlich über die Freundschaft verbreitete.*) — Während die andern Güter nur von einem besessen werden können, werden die Güter der Seele, die Tugenden und Wissenschaften, von mehreren ungeteilt besessen; sie werden dadurch nicht vermindert, sondern vermehrt! Und da beide Freunde nur auf dasselbe wahre Gute bedacht und durch dieselbe Regel einer Vernunft geleitet sind, so kann gar nicht Zwietracht zwischen ihnen entstehen. Erhalten aber wird die Freundschaft, wenn wir unsere Freunde so gebrauchen, wie wir selbst von ihnen gebraucht zu werden wünschen. Wohlthaten, die wir ihnen erweisen, müssen wir gering, die uns von ihnen erwiesen werden, dagegen hoch anschlagen; bei den Fehlern jedoch sollte das entgegengesetzte Verhältnis obwalten. Unser Eigentum sollen wir ihnen gern mitteilen und ihnen, wo es irgend möglich, den Vorrang einräumen. Wegen geringen Fehls gegen uns sollen wir uns nicht mit ihnen verfeinden. Zuletzt schildert Simplikios den Nutzen der Freundschaft: sie hilft uns zur Erkenntnis der Wahrheit, zur Übung der Tugend; ein Freund ist der beste Lehrmeister. Selbst die natürlichen Verhältnisse zwischen Eltern, Kindern, Gatten werden nur dann gut sein, wenn sie eine Art von Freundschaft

*) Deutsch von K. Enck, Simplikios' Commentar zu Epiktets Handbuch 1867. Epiktets Büchlein bei Reklam 2001.

sind. Sie ist die Vorbereitung zur Vereinigung mit Gott, sie ist, wie schon Pythagoras sagte, das Band aller Tugenden! —

In den griechischen Dichtern kommen zahlreiche Stellen vor, welche die Freundschaft preisen.

Auch in ihrer Mythologie, ihren Dichtungen und in der Geschichte des Volkes werden viele berühmte Freundespaare geschildert.

Da tritt uns zuerst Achill und Patroklos entgegen, deren Freundschaft Homer feiert. Da dieser wegen eines Mordes, den er als Knabe beim Würfelspiel begangen, von seinem Vater Menötios zu Peleus gebracht worden, so schloß er mit dessen Sohn Achilleus innige Freundschaft. Er und der alte Lehrer Phoinix begleiten ihn vor Troja, wo die beiden Jünglinge große Heldenthaten verrichteten. Als sich aber der Pelide durch Agamemnon schimpflich beleidigt fühlte, zog er sich grollend vom Kampfe zurück, Hektor errang einen Vorteil nach dem andern, und die Achaier dachten schon an die Heimkehr. Als die Schiffsflotte in der äußersten Gefahr war, da ließ sich endlich Achill durch Patroklos erweichen und erlaubte ihm, in seiner Richtung die Myrmidonen gegen die Troer zu führen.*) Patroklos drang auch siegreich in die Feinde vor, welche wähnten, der Pelide sei selbst zurückgekehrt, aber er fiel durch Hektor mit Hülfe Apollons. Unermeßlich war des Achill Jammer, als er die schreckliche Kunde vernahm; seine Klagen riefen sogar seine Mutter Thetis aus dem Grunde des Meeres empor. Aber nachdem diese ihm von Hephaistos neue, herrlichere Waffen verschafft hatte (die seinigen hatte Hektor dem toten Patroklos geraubt), da beschloß er furchtbare Rache: er wütete gräßlich unter den Troern, tötete Hektor am skäischen Thor und schleifte seine Leiche um das aufgeschichtete Grabmal des geliebten Freundes. Mit ihm zugleich ward er seinem Wunsche gemäß am Vorgebirge Sigeion beigesetzt. —

*) Ilias 2, 681. 16, 97.

Orest und Pylades haben die griechischen Tragiker hoch gefeiert.*) Als Klytämnestra, gereizt durch Iphigenias Opferung in Aulis und durch Ägisth verführt, ihren Gatten Agamemnon schimpflich ermordet hatte, ließ Elektra Orest zum König Strophios in Phokis bringen, um ihn vor seiner Mutter zu retten. Hier befreundete er sich bald aufs innigste mit des Königs Sohne Pylades, welcher ihn nach Mykenä begleitete und bei der Blutrache an Klytämnestra und Ägisth unterstützte.**) Er begleitete ihn auch treulich nach Tauris, um, wie Apollon geheißen, die Schwester aus dem Barbarenlande zu holen. Rührend ist der Wettstreit der beiden Freunde, als Iphigenia erklärt, einen von ihnen leben lassen und nach Hellas senden zu wollen: jeder will dem andern diese Vergünstigung zuwenden. Doch die Götter hatten noch Besseres beschlossen: alle drei entrannen mit Hülfe Athenas, und Pylades erhielt zum Lohn für seine Treue die Hand von Orests Schwester.

Auch Theseus und Pirithous feiert die Mythe als treue Freunde. Als diese nämlich eines Tages die schöne Helena geraubt und nach Aphidnä gebracht hatten, mußte Theseus, dem das Los ihren Besitz zusprach, dem Freunde behülflich sein, eine ebenso große Schönheit, welche er begehren würde, zu verschaffen. Pirithous' Wahl fiel auf Proserpina; und so stiegen denn die beiden kühnen Jünglinge in den Hades, um sie dem Pluto zu entführen. Dieser aber ließ sie zur Strafe auf dem Felsen, den sie zum Ausruhen benutzten, festwachsen.***) Dort harrten sie Jahre lang, bis sie Herakles befreite. Später half Theseus dem Freunde noch erfolgreich, als dieser bei seiner Hochzeit mit Hippodameia durch die Kentauren angegriffen wurde.†)

*) Sophokles, Elektra. Euripides, Orest. Iphigenia in Tauris. Vgl. Cicero Lälius 7.

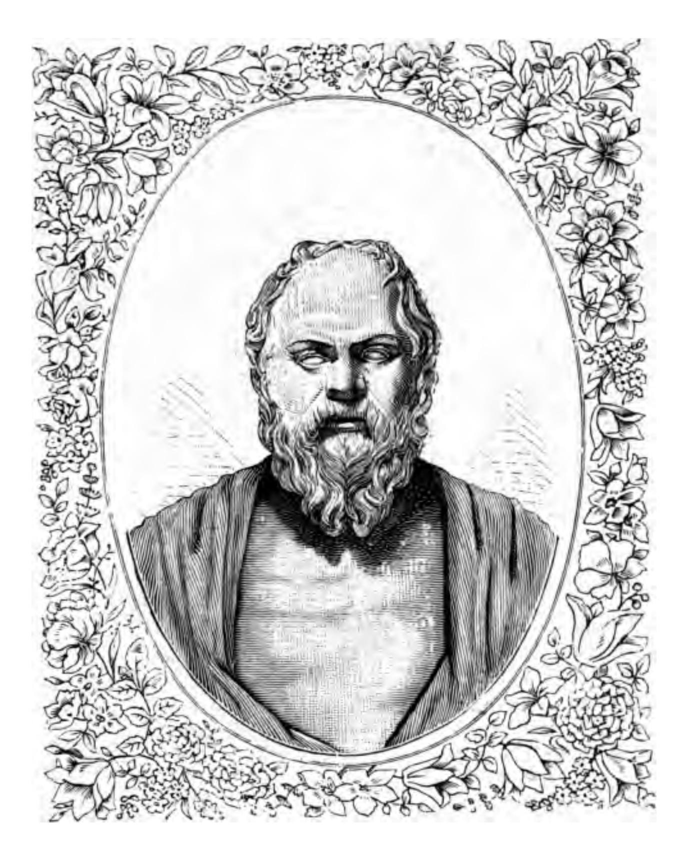
**) Homer, Od. 3, 306 f. 1, 30. 298. 4, 546. Äschyl., Choeph. Sophokl, Elektra. Eurip. El.

***) Hom. Od. 11, 631. Virgil, Än. 6, 393. 617.

†) Hom. Od. 21, 295. Il. 1, 263. Ovid, Metam. 12, 210 f.



Aspasia aus Milet.



Sokrates aus Athen.
(469—399 v. Chr.)

Schon oben (S. 17) haben wir auf die fast sprichwörtliche Treue der Pythagoräer hingewiesen. Über die Namen weichen die Schriftsteller von einander ab, bald nennen sie sie Damon und Phintias, bald Möros und Selinuntios, bald Damon und Pythias.*) Mögen auch die Darstellungen sachlich von einander abweichen, bei allen tritt doch die Treue bis in den Tod hervor, welche am Freunde nicht zweifelt und dadurch sogar des Tyrannen Herz besiegt. Treffend setzt Valerius Maximus zu seiner Erzählung des Vorganges hinzu: „Folgendes sind offenbar die Kräfte der Freundschaft: Die Erzeugung von Todesverachtung, Vernichtung der Weichlichkeit, Besiegung der Grausamkeit, Verwandlung des Hasses in Liebe und der Strafe in Wohlthat.“**)

Aus der Geschichte Griechenlands sind als berühmte Freundschaften bekannt die zwischen Perikles und Phidias, die durch die Kunst verbunden waren, zwischen Sokrates und Alkibiades, die einander das Leben retteten, zwischen Epaminondas und Pelopidas, welche einander stets mit Rat und That halfen, und zwischen Alexander d. Gr. und Hephästion, von dem jener sagte, als man sie verwechselte: „Gewiß, auch dieser ist Alexander!“

Unter den merkwürdigen Freundschaften des griechischen Altertums verdient die des Sokrates mit zwei Frauen Erwähnung, mit Diotima und Aspasia.***) Jene war Priesterin des lykäischen Zeus bei Mantinea und genoß als solche hohes Ansehen. Da ihre Klugheit und ihre Liebe zur Philosophie gerühmt wurden, suchte sie Sokrates, als sie einmal nach Athen kam, auf, um von ihr zu lernen. Er rühmt sich, von ihr besonders in die Mysterien und die Kunst der Liebe eingeweiht

*) Schiller schöpfte aus Hygins Fabeln. Vgl. Jamblichos, de vita Pythagorea, Aristoxenos, περὶ πυθαγορικοῦ βίου, Porphyrios, Diod. Siculus, u. Cic. Offic. III, 10. Tusc. V, 22.

**) Val. Max. IV, 7.

***) Vgl. J. C. Poestion, „Griechische Philosophinnen.“ Bremen 1882.

worden zu sein. Platon läßt sie in seinem „Gastmahl“ auftreten, was zugleich die Meinung widerlegt, daß das Weib bei den Griechen so verachtet gewesen sei. Noch mehr spricht dagegen die Stellung der Aspasia. Diese, 470 zu Milet geboren, erhielt von ihrem Vater Axiochos eine sorgfältige Erziehung; sie begab sich nach Athen, um Hetäre zu werden, zog aber hier durch Schönheit, Liebenswürdigkeit, Einsicht und Beredsamkeit so sehr aller Blicke auf sich, daß sie der „Olympier“ Perikles zu seiner Geliebten, ja zu seiner Gattin erhob. Er liebte sie so außerordentlich, daß er, wie ein griechischer Schriftsteller erzählt, „sie alle Tage, bei jedem Kommen und Gehen vom Markte sogar mit einem Kusse begrüßte.“ Sie leitete Perikles und damit Athen. Sie eröffnete so zu sagen den ersten „Salon“ in der griechischen Hauptstadt, in welchem Staatsmänner, Feldherren, Philosophen, Künstler und Schöngeister verkehrten; ja, die Athener brachten sogar ihre Gattinnen mit, daß sie von der geistreichen Jonierin lernten. Auch Sokrates erschien hier, und seine geniale Eigenart zog sie so sehr an, daß sie nicht nur seine Schülerin in der katechetischen Methode, sondern seine intime Freundin wurde. Dies erhellt sowohl aus den Proben ihrer Dialektik, die uns Cicero und Quintilian aufbewahrt haben, als auch aus ihren freidenkerischen Ansichten, die ihr eine Anklage zuzogen (wie Sokrates), endlich auch aus der Verdächtigung, welche sich an ihr Freundschaftsverhältnis mit dem großen Philosophen heftete.

Aus unserm Überblick über die griechische Philosophie wird jedenfalls die Thatsache deutlich, daß die Hellenen großen Sinn für Freundschaft hatten, ein weiterer Beweis für die bekannte Idealität dieses Volkes!

Die Römer haben in Kunst und Wissenschaft weniger geleistet. Ihre Philosophie und Litteratur, ja selbst ihre Religion haben sie von den Griechen entlehnt.

Freunde seien eine Seele in zwei Körpern. Da die Freundschaft von der Natur der Tugend zur Stütze gegeben, so sei die Wahl des Freundes sehr wichtig, aber auch schwierig; und es gelte daher die Regel: erst prüfen, dann wählen! Doch müsse man sich vor zu großer Nachgiebigkeit und Schmeichelei ebenso hüten, wie vor Rücksichtslosigkeit und Schmähsucht. Wahre Freundschaft, damit schließt Cicero, überdauert auch den Tod!

Derselbe Cicero hat auch in seiner Schrift über das höchste Gut einiges über die Freundschaft gesagt*), besonders in Rücksicht auf die Epikureer.**) Er behauptet da, ein echter Epikursjünger könne gar kein Freund sein. Denn nur wer ohne Eigennutz sei, werde eine gute Freundschaft schließen. Nütze diese doch oft gar nicht, sondern lege uns vielmehr allerlei Sorgen, Mühen und Gefahren auf. Mag Epikur selbst, ja mögen Schüler von ihm wahrhaft Freunde gewesen sein, sie sind es nur im Widerspruch mit ihrer Lehre!

Nächst Cicero war Seneca, der Lehrer Neros, den dieser Tyrann ermordete, ein für die Philosophie begeisterter Römer. Sein System war ein gemilderter Stoicismus, während Cicero ein Eklektiker heißen muß.***) In einem Briefe an Lucilius†) sucht er die zwei entgegengesetzten Thesen der Stoa zu vereinigen: 1) der Weise ist sich selbst genug — 2) er allein ist ein wahrer Freund. Freilich klingt seine Darlegung wenig überzeugend. Er vergleicht das Verhältnis mit dem Zustande des Weisen im verstümmelten Körper; er könne auch so existieren, aber besser sei es auch für ihn, wenn ihm kein Glied (d. h. der Freund!) fehle. So ist der Weise sich selbst genug, nicht als wenn er ohne Freund sein wollte, sondern um es zu können.

*) Cic. de Finibus II, 24—26.

**) Vgl. oben S. 51.

***) Für diese und andere philosophische Kunstausdrücke vgl. Kirchner, Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. Heidelberg, 2. Aufl. 1890.

†) Epistel 9.

Verliert er einen Freund, so trägt er es ruhig*), aber er wird nie ohne Freund sein. Er will einen solchen, wenn auch nur deshalb, um keiner Tugend bar zu sein! Nicht damit er eine Stütze in Gefahr, Not und Krankheit habe, sondern um einen zu haben, dem er selbst in solchen Lagen beistehen könne. Die Freundschaft nur um des Nutzens willen ist eine Art von Geschäft. Man muß dem Freund auch ins Exil folgen, sich seiner Ermordung widersetzen, ja für ihn sterben können. Der Weise ist sich selbst genug zum glückseligen Leben (denn dazu braucht er nur eine gesunde, starke Seele), aber nicht zum Leben; denn dazu hat er vieles nötig, unter anderm auch einen Freund. — In dieser Weise schwankt Seneca fortwährend zwischen den beiden Gegensätzen hin und her, ohne sie vereinigen zu können, weil er sie eben nicht auf eine höhere Einheit zurückführt.

Die These, daß Freunden alles gemein sei, begründet Seneca an einer andern Stelle**). Nicht wie Kameraden, Amtsgenossen oder auch Gatten haben sie etwas gemeinsam, sondern es ist das Eigentum des einen auch dem andern zugehörig, aber er darf es nicht verkaufen, aufbrauchen, verändern. Der eine empfängt es, und doch hat es der andere nicht weniger.

Endlich beschäftigt sich A. Gellius, ein Eklektiker des 2. Jahrh. n. Chr., in seiner interessanten Sammelschrift***) mit der Freundschaft. Er geht davon aus, daß der Lakedämonier Chilon†) auf dem Totenbette nur eine That bereut habe. Er habe nämlich, als er einst über ein Kapitalverbrechen eines Freundes als Richter zu urteilen gehabt, dadurch die Kollision der Pflichten zu vermeiden gedacht, daß er selbst zwar für die Todesstrafe gestimmt, die beiden andern Richter aber zur

*) Mit stoischer Apathie (impatientia).

**) De beneficiis, VII, 12. Epist. 48.

***) Attische Nächte (Noctes Atticae) I, 3. Ausg. v. M. Hertz 1861.

†) Vgl. oben S. 44.



Peter Abälard.
(1079 — 1142.)

Verliert er einen Freund, so trägt er es ruhig*), aber er wird nie ohne Freund sein. Er will einen solchen, wenn auch nur deshalb, um keiner Tugend bar zu sein! Nicht damit er eine Stütze in Gefahr, Not und Krankheit habe, sondern um einen zu haben, dem er selbst in solchen Lagen beistehen könne. Die Freundschaft nur um des Nutzens willen ist eine Art von Geschäft. Man muß dem Freund auch ins Exil folgen, sich seiner Ermordung widersetzen, ja für ihn sterben können. Der Weise ist sich selbst genug zum glückseligen Leben (denn dazu braucht er nur eine gesunde, starke Seele), aber nicht zum Leben; denn dazu hat er vieles nötig, unter anderm auch einen Freund. — In dieser Weise schwankt Seneca fortwährend zwischen den beiden Gegensätzen hin und her, ohne sie vereinigen zu können, weil er sie eben nicht auf eine höhere Einheit zurückführt.

Die These, daß Freunden alles gemein sei, begründet Seneca an einer andern Stelle**). Nicht wie Kameraden, Amtsgenossen oder auch Gatten haben sie etwas gemeinsam, sondern es ist das Eigentum des einen auch dem andern zugehörig, aber er darf es nicht verkaufen, aufbrauchen, verändern. Der eine empfängt es, und doch hat es der andere nicht weniger.

Endlich beschäftigt sich A. Gellius, ein Eklektiker des 2. Jahrh. n. Chr., in seiner interessanten Sammelschrift***) mit der Freundschaft. Er geht davon aus, daß der Lakedämonier Chilon†) auf dem Totenbette nur eine That bereut habe. Er habe nämlich, als er einst über ein Kapitalverbrechen eines Freundes als Richter zu urteilen gehabt, dadurch die Kollision der Pflichten zu vermeiden gedacht, daß er selbst zwar für die Todesstrafe gestimmt, die beiden andern Richter aber zur

*) Mit stoischer Apathie (impatientia).

**) De beneficiis, VII, 12. Epist. 48.

***) Attische Nächte (Noctes Atticae) I, 3. Ausg. v. M. Hertz 1861.

†) Vgl. oben S. 44.



Peter Abälard.
(1079 — 1142.)



Heloise.
(1098—1164.)

Freisprechung des Freundes veranlaßt habe. Nun wirft Gellius, im Anschluß an Cicero und Theophrast, die Frage auf, wie weit man um des Freundes willen vom Wege des Rechten abweichen dürfe. Perikles entschied sich in dieser Frage geschickt und richtig so: „Ich muß es mit meinen Freunden halten, aber nicht gegen die Götter!“ Gellius hingegen entscheidet so: Wenn ein größerer Nutzen des Freundes einem nur kleinen Nachteil unsrer Rechtschaffenheit gegenüberstehe, so sollen wir dem Freunde zu Willen sein.

Auch von römischen Dichtern finden sich zahlreiche Sprüche, die freilich oft wenig Lobenswertes über die römische Anlage dafür enthalten.

An berühmten Freundschaften fehlt es auch nicht. So konnte sich namentlich Tib. Gracchus, der sozialistische Reformer, rühmen, treue Freunde zu haben. Denn Blosius, Pomponius und Lätorius gingen für ihn freudig in den Tod*). Ebenso war der Tribun Rheginus dem Feldherrn Cäpio zur Flucht aus dem Gefängnisse behülflich und erlitt freudig für ihn deshalb die Verbannung.**) Volumnius wich nicht von der Leiche des Brutus und ließ sich gern an seiner Seite von Antonius töten.***) Dasselbe that Terentius, indem er, um Brutus zu retten, sich für ihn ausgab. Cälius verlangte von seinem Freunde Petronius, um einer schimpflichen Niederlage zu entgehen, den Tod; der Freund gewährte ihm die Bitte und erstach sich dann selbst. Auch die Freundschaft zwischen Agrippa und Augustus, sowie zwischen Lälius und Scipio wird gepriesen. Jener war Augustus' Vertrauter, Verwandter und Mitregent. Der Kaiser bewies ihm unbedingtes Vertrauen, das er aufs schönste rechtfertigte. Nicht allein groß als Feldherr

*) Val. Max. 4, 2, 7. Plutarch, Gracch. 17.

**) Cic. Tusc. 5, 5, 14. Val. Max. 4, 7. 3.

***) Plut. Brutus 45.

und Staatsmann, zeichnete er sich auch als Schriftsteller, besonders über Erdkunde, aus. Gleich bedeutend im Frieden wie im Kriege, verschönerte er Rom durch Anlegung von Portikus, Thermen und bewog zuerst seine Landsleute ihre Kunstschätze öffentlich auszustellen.*) — Lälius dagegen war mit Scipio d. Ä. eng befreundet. Er nahm an dessen Krieg gegen Karthago rühmlichen Anteil, entschied die Schlacht bei Zama (202) und war hernach Ädil, Prätor und Konsul.**) Ein liebenswürdiger, braver und fein gebildeter Mann, giebt er in Ciceros nach ihm benannten Schriftchen über die Freundschaft eine, wenn auch idealisierte, so doch gewiß thatsächlich begründete Schilderung ihres Verhältnisses.***) Dieselbe gereicht ebenso den beiden Freunden als dem Verfasser zur Ehre.

Es ist befremdend, wie wenig Ausbeute für unser Thema die nächsten christlichen Jahrhunderte gewähren. Freilich hatten ja die geistreichsten Schriftsteller des griechisch-römischen Altertums den Stoff fast erschöpft. Aber es wirkte noch etwas anderes dabei mit. Auf die erste Zeit des Urchristentums, das wir oben (S. 42 f.) schilderten, folgte eine Periode des Kampfes mit den heidnischen Mächten. Alle Kräfte befanden sich in Spannung, daher fehlte der Tugendbildung Ruhe und Gleichmaß. Geduld und Standhaftigkeit waren am nötigsten zur Überwindung der weltlichen Gefahren, Lauterkeit des Herzens und Liebesübung für die inneren Übel, zeitliche Sorgen traten weit in den Hintergrund. Der Tod ist gegenwärtiger als das Leben. Darum feierte man den Todestag der Christen als

*) Dio Cass. 49, 43. Plin. H. N. 36, 24, 3. Vgl. P. S. Frandsen, Agrippa 1886.

**) Liv. 27, 18. 28, 38. 30, 4. 36. Polyb. 11, 32. 10, 3.

***) Cic. Läl. 3. 4. 27.



Beatrice Portinari.
(1266—1290.)



Dante Alighieri.
(1265—1321.)

ihren Geburtstag. Die Obliegenheiten der Familie und des kirchlichen Amtes, die Sorge für notleidende Mitchristen aller Art, dazu die aus dem vielfachen Abfall notwendig gewordene Kirchenzucht — alles dies drängte die Aufmerksamkeit auf das Thätliche der guten und wo möglich schwierigen Handlung.*) Das Almosen z. B. betrachtet Cyprian († 258) nicht nur als Bezeugung der Liebe, sondern als Mittel, Vergebung zu erlangen und Gott Genugthuung zu leisten.

Besonders haben Tertullian, Cyprian und Clemens Alexandrinus in dieser Zeit Einfluß auf die ethischen Gesinnungen und Verhältnisse der Christenheit ausgeübt. Nach Cyprian**) sind Erbarmen und Bruderliebe, thätlich oder dem Willen nach, Demut, Friedfertigkeit, Gottvertrauen Beweise echten Christentums. Man urteile nicht leichtsinnig über andre, zur Verzeihung sei jeder bereit; Schwören, Schmähsucht, Murmeln und Ohrenbläserei sei ferne. Gottes- und Christusliebe gehen über alles. Der Gläubige soll nicht heidnisch leben, nicht frivole Reden führen noch Unruhen stiften, mit Heiden und Häretikern nicht verkehren, keinen Streit vor weltliche Gerichte bringen u. dgl. m. — Auch das 1. Buch der „Apostolischen Konstitutionen", aus dem Anfang des 4. Jahrhunderts, enthält eine Moral im Kleinen, in lebhafter, oft glücklicher Sprache, in ernster, bisweilen pedantischer Behandlung. Dem Gesetz im Geiste gehorsam, wie es durch Christus die höchste Auslegung erhalten hat, soll der Christ, frei von Eifersucht, Habsucht und Menschengefälligkeit, durch Verträglichkeit, Treue und Liebe mit den Brüdern verbunden sein.

Aber zu Äußerungen und Abhandlungen über die Freundschaft fühlten sich die Kirchväter nicht veranlaßt. Wie in den Zeiten der ersten Gemeinde sollten sich ja alle Christen als

---

*) W. Gaß, Gesch. d. christl. Ethik § 42, 43. Berlin 1881.

**) Vgl. Cypr. Testimonia adversus Judaeos lib. III, wo ungefähr 120 Regeln, mit Dogmen bunt vermischt, vorgeführt werden.

Brüder fühlen und betragen: die allgemeine Nächstenliebe, welche selbst den Feind mit umfaßte, ließ weniger an die Freundschaft mit einzelnen denken.

Doch tritt uns in Clemens Alexandrinus ein Mann entgegen, der die Ergebnisse der antiken Bildung dem Christentume zu erhalten und nutzbar zu machen suchte; er hat die erste eigentlich ethische Schrift in der christlichen Litteratur verfaßt, den „Pädagogus", worin sich Züge des Platonismus und Stoicismus finden.*) Befreit von heidnischem Wahne und geleitet durch ihren Hirten, Christus, erwachsen die Christen zu Kennern des menschenfreundlichen Gottes und zu einer Lebensführung („Diät") in gottähnlicher Hoheit. — In seinem antignostischen Buche „Teppiche"**) unterscheidet er drei Arten von Freundschaft: die erste, die aus Tugend, ist die beste, wobei die Liebe aus Vernunft stark ist; die zweite oder mittlere ist die aus Dankbarkeit, sie ist mitteilend und nützlich; die dritte aus Gewohnheit oder Vergnügen. Vom Pythagoräer Hippodamos***) rühmt er, daß er die Freundschaften sehr gut beschrieben habe, und zwar 1) als solche, die aus der Kenntnis der Götter entstehen, 2) die aus Anerbietung der Menschen und 3) aus Trieb zum physischen Genusse. Die erste nannte er Freundschaft der Philosophen, die zweite Art die der Menschen, die dritte der Tiere. Auch beruft sich Clemens†) auf Plato, welcher behauptet habe, daß alle Tugendhaften Gottes Nachahmer und Verehrer seien, daß der Endzweck der Philosophie die Gottähnlichkeit sei, daß alle Guten Freunde unter einander seien und das Böse mit dem Guten nicht befreundet sein könne. —

*) Vgl. K. Merk, Clemens Al. in s. Abhängigk. v. d. griech. Philos. 1879.

**) Stromata II, 404.

***) Von dessen zwei Schriften „Über die Glückseligkeit" und „Über den Staat" der Sammler Stobaios einige Bruchstücke hat.

†) Strom. V, 594.



Laura de Sade.
(1308 — 1348.)



Francesco Petrarca.
(1304 — 1374.)

Einen neuen Anstoß der Untersuchung, gewann die Lehre von der Freundschaft durch das Mönchtum. Das christliche Motiv opferfreudiger Selbstverleugnung fand hier einen eigentümlichen, jeder Steigerung fähigen Ausdruck; nicht um die vorhandene kirchliche Gesellschaft aufzuheben, sondern um selbst zur Vollkommenheit*) vorzudringen, begannen zuerst Einzelne, dann geregelte Vereine durch Askese nach einer höheren Sittlichkeit zu streben. So entstand das Mönchtum, eine welthistorische Erscheinung von unberechenbarem Einfluß auf die ganze Kulturgeschichte, auf Litteratur und kirchliche Wissenschaft und auf die Entwickelung der sittlichen Begriffe. Mag es sich an die Essener und Therapeuten (vgl. oben S. 41) oder an den ägyptischen Serapisdienst anlehnen, immerhin war es eine Lebensform, deren Ursprung leicht verständlich ist im Zeitalter Constantins, wo durch Hinzutritt großer Volksmassen der Charakter der Kirche herabgesetzt, verweltlicht wurde. Es lag also nahe, was sich im ganzen nicht mehr durchführen ließ, im einzelnen zu versuchen, eine höhere, biblisch angeratene Christenpflicht der gewöhnlichen gegenüberzustellen. Die Märtyrerkrone war nicht mehr zu erringen — hier bot sich ein unblutiges, doch nicht minder ehrenvolles Martyrium dar. Die Mönche betrachteten sich als Kämpfer in der Palästra der Sünde, als die Krieger Christi, ihr Leben schien ihnen die „wahrhaft gottgemäße Philosophie".**) Die Moral berücksichtigt jetzt besonders die brüderliche Gleichstellung, welche alle Blutsverwandtschaft vergessen läßt. Brüderlichkeit der Gesinnung, Demut und Sanftmut, Unterdrückung des Jähzorns und anderer Leidenschaften, Bekämpfung der Selbstsucht, Rechthaberei und Eitelkeit — sind das nicht alles Eigenschaften, die zur Freundschaft befähigen? Freilich manche, wie Evagrius († c. 400), welche sich der stoischen Denkweise anschließen, empfehlen sogar die

*) Vgl. Matth. 19, 21. 16, 24.

**) Vgl Basilius, Ep. 2. 14. 22. 23. Chrysost. Homil. in Acta p. 895. Eusebius H. E. VI, 10.

Apathie, d. h. Affektlosigkeit, als höchstes Ziel*), und Chrysostomus feiert den Mönch als den wahren König, ganz in derselben Weise, wie die Stoa den Weisen.**)

Dazu traten im Abendlande noch die mannigfachen Beschäftigungen, welche das Leben der Mönche reicher, sie selbst für die Freundschaft empfänglicher machten. Sie tummelten sich in Wald und Feld, bauten Häuser und Kapellen, wurden Abschreiber, Gelehrte und Schriftsteller. Und die Gütergemeinschaft des Klosters erfüllte ja von vornherein eine Hauptregel der antiken Freundschaft, daß die Freunde alles gemein haben sollen! Und wenn auch die ganze Mönchsmoral nur ein abgerissenes Stück der christlichen Sittlichkeit darstellt, so hat sie doch auch ihre Vorzüge, namentlich für gewisse Personen. Strenge gegen sich selbst, Mitgefühl für andere, Wert der sittlichen Gewöhnung und Wohlgefallen am Guten — das sind Momente, die sie lebhaft zur Geltung brachte.

Chrysostomus***) stellt der natürlichen, weltlichen die geistliche Freundschaft gegenüber, welche nicht aus Gewohnheit, Wohlthätigkeit, Natur und Zeit entspringe, sondern aus der Höhe, aus dem Himmel herniedersteige. Ihre Wurzel sei unausrottbar, ihre Macht königlich, ihre Liebe unüberwindlich; sie werde durch keine Verleumdungen und Gefahren, nicht durch zeitliche Sorgen oder den Tod erschüttert; ja alles, was zeitliche Freundschaften aufhebe, befestige gerade die geistliche! —

Augustin, dieser scharfsinnige und kühne Kirchenvater, welcher die Kirche als die Trägerin aller Wahrheit, Autorität und Moral ansieht, fordert, daß das Leben des einzelnen der Liebe und Wahrheit gewidmet sei, sich in Zeiten der Ruhe und Bewegung, also der Contemplation und der praktischen Thätigkeit

*) Euagrius, Monachi capitula practica ad. Anatolium, Gallandi VII, 553.

**) Chrysost., de comparatione regis et monachi p. 116.

***) Chrysost., in epist. ad. Coloss. Homil. 61 in Matth.



Alessandra Strozzi.



Lodovico Ariosto.
(1474—1533.)

teile.*) Gemäß seiner Unterscheidung von Weltreich und Gottesstaat spricht er von einer höheren Freundschaft, wo man den andern aus Glauben und gegenseitigem Wohlwollen liebe.**) Denn keiner könne Freund von einem Menschen sein, der es nicht von der Wahrheit sei.***) Anknüpfend an Ciceros Definition der Freundschaft (vgl. oben S. 60), daß sie eine Übereinstimmung in göttlichen und menschlichen Dingen sei, freut er sich gegenüber einem Freunde†), daß sie jetzt beide auch im Göttlichen übereinstimmten, wodurch ihre Freundschaft erst die wahre geworden sei. Denn fehle unter Freunden die Übereinstimmung im Göttlichen, so könne sie auch im Weltlichen nicht völlig und wahr sein. Wer das Göttliche verachte, müsse das Weltliche falsch beurteilen. Ja, Augustin meint, er sei vor seiner Bekehrung sein eigener Freund nicht gewesen, weil er seine Seele nicht wahrhaft geliebt habe. Seine Freundschaft sei nur wahr und ewig, weil sie die beiden Freunde im Herrn vereine. —

Wie herzlich auch damals manche Freundschaft war, erhellt aus einer Bemerkung des Gregor v. Nazianz über Basilius, dem er eine feurige Leichenpredigt hielt††): „Wir schienen eine Seele in zwei Körpern; wir thaten beide nichts als Tugend üben und unser Leben nach der zukünftigen Hoffnung einrichten, jeder war für den andern Regel und Richtschnur, um das Gute vom Bösen zu unterscheiden“. Aber innerhalb der Klostermauern scheinen manche Kirchenlehrer, z. B. Basilius†††), nicht einen zu engen Zusammenschluß einzelner gewünscht zu haben. So sagt er§): „Die Brüder müssen

*) Augustini de doctr. Christ. I, 3. 29. De civit. Dei XIX, 19.

**) Homil. 38.

***) Epist. 52.

†) Epist. 155.

††) Gregor. Naz. Oratio XX.

†††) Basil. I. Serm. 1. 2. De instit. monach. Orat. I. de amore dei.

§) ibid. c. 30.

sich wechselseitig lieben, aber nicht so, daß zwei oder drei sich zu einer Gesellschaft verbinden: das ist nicht Liebe, sondern Empörung und Trennung. Wenn solche Brüder die gemeinschaftliche Regel achteten, so würden sie auch eine gemeinschaftliche und gleiche Liebe gegen alle haben.“ Diese allgemeine Nächstenliebe, welche aus der Gottesliebe entspringt, wird überhaupt fast ausschließlich von den Ethikern des 4. bis 7. Jahrhunderts betont.*)

Interessant ist die Unterredung über die Freundschaft, welche Cassianus, der Begründer des Semipelagianismus im 5. Jahrhundert, mit ägyptischen Mönchen gehalten haben will.**) Zuerst erwähnt er die Freundschaften, welche durch Gewinn, Wollust, Verwandtschaft, Genossenschaft und Kontrakt geknüpft werden und daher jenen hohen Namen eigentlich nicht verdienen. Unauflöslich sei nur die durch Gleichheit der Tugend verbundene. Dann beantwortet er die Frage: ob ein Freund das Gute, das er beabsichtigt, unterlassen solle, wenn der andere es nicht billige, dahin, daß wenn Freunde darüber in heftigen Streit kommen, sie nie wahre Freunde gewesen seien. (Dadurch wird freilich die Schwierigkeit nur umgangen, nicht gelöst!) Als Hauptmittel, die Freundschaft (besonders unter Mönchen) unauflöslich zu machen, giebt dann Cassianus an: 1) Verachtung alles Weltlichen und der zeitlichen Güter; 2) Selbstverleugnung; 3) Hochschätzung von Liebe und Friede; 4) Vermeidung von Zorn; 5) Begütigung des Freundes, auch wenn er ungerecht zürne; 6) der tägliche Gedanke an den Tod. — Vielfach warnt er vor Beleidigung, Zwietracht und Zorn; auch davor, den Beleidiger durch Stillschweigen, Mienen und Geberden zu reizen.

Die Scholastik, diese theologische Philosophie des Mittelalters, welche zuerst von Plato, dann von Aristoteles abhängig

*) Ambrosius († 397) de officiis ministrorum. Gregorii († 604) libri XXXV Moralium sive expositio in librum beati Jobi. Isidori Hispalensis († 636) Sententiae.

**) Collationes Patrum in Scythica eremo degentium XVI.

war, hat sich auch nur wenig mit unserm Thema beschäftigt. Erst Thomas von Aquino, der größte Scholastiker, kommt gelegentlich etwas darauf zu sprechen. So wirft er*) die Frage auf, wie sich die Liebe von der Freundschaft unterscheide, ob sie dem Wachstum, der Verminderung und dem Verlust ausgesetzt sei. Ferner fragt er: Gestattet die Liebe eine Anwendung auf die unvernünftige Kreatur, auf Sünder, Engel und Dämonen? Soll man die Liebe selber lieben, den Nächsten mehr als den eigenen Leib, den besseren Nächsten mehr als den persönlich enger verbundenen, den Verwandten mehr als den Befreundeten u. s. w.? Gehört das Lieben in höherem Grade zum Wesen der Liebe als Geliebtwerden? (Vgl. oben S. 48.) Offen erkennt Thomas Aquinas, als Schüler des Aristoteles, den hohen Wert der Freundschaft an. — Dasselbe thut Antoninus von Floris († 1459), der sich durchaus an seinen Ordensbruder, den h. Thomas, anlehnt, aber viel faßlicher und praktischer schreibt. Man kann sein Werk eine Art von Standesmoral nennen, denn es orientiert uns über die Obliegenheiten der Geschlechter, Berufsweisen, Stellungen, Stände u. dgl. Auffällig ist die übermäßige Betonung des Gehorsams und seiner Verdienstlichkeit, sehr pedantisch die Aufzählung der Artigkeiten gegen Würdenträger. Auch er hebt die Bedeutung der Freundschaft in der Tugendlehre hervor, betont aber auch das Recht eines gegen alle wohlwollenden, ja verbindlichen Betragens, das nicht notwendig der Heuchelei entspringen müsse.**)

Eins der ergreifendsten Schicksale erfuhren in dieser Zeit der Scholastik Peter Abälard und Heloise.***) Jener, 1079 zu Palais in der Bretagne von ritterlichen Eltern ge-

*) Thomae Summa theol. secunda qu. 23, art. 6. 2[illegible], art. 9. Vgl. K. Werner, D. h. Thomas. Regensburg 1858 [illegible]. Band II. J. Frohschammer, Thom. v. A. Lpz. 1889.

**) Vgl. Antonini Florentini Summa theologica IV, 5, 20. 10.

***) Vgl. Mor. Carriere, Abälard u. Heloise. Gött. 1844. J. H. Jacobi, Abälard u. Heloise. Berl. 1850.

boren, verzichtete, von mächtigem Wissensdrang getrieben, auf das Recht der Erstgeburt und begab sich nach Paris, um Wilhelm von Champeaux kennen zu lernen. Da er diesen jedoch bald durch seinen Scharfsinn und seine dialektische Geschicklichkeit in Verlegenheit setzte, zog er sich dessen Haß zu und floh nach Melun, dann nach Corbeil, überall bewundert, aber auch von Neidern verfolgt. Nachdem er seine durch geistige Anstrengungen geschwächte Gesundheit gekräftigt hatte, eröffnete er in Paris wieder eine Schule der Dialektik, worin er die trefflichsten Männer bildete, z. B. Cölestin II., Petrus Lombardus, Berengar und Arnold v. Brescia.

Diese glänzende Laufbahn des kühnen, hochbegabten und ehrgeizigen Mannes wurde plötzlich unterbrochen, als er Heloise erblickte, die schöne und geistreiche Nichte Fulberts, welche im Kloster zu Argenteuil erzogen und nicht nur in der Bibel und den Kirchenvätern, sondern auch in der Arznei wohlbewandert war. Abälard wurde von solcher Leidenschaft für das 17jährige Mädchen ergriffen, daß er alles daransetzte, in näheren Umgang mit ihr zu kommen. Durch einige Freunde ließ sich der Kanonikus Fulbert bereden, dem gefeierten Meister Wohnung und Kost in seinem Hause anzubieten und ihm die schöne Nichte zum Unterricht in der Theologie und Philosophie anzuvertrauen. Bald hatte die Liebe beider Herzen in helle Flammen gesetzt. Unter dem Vorwande des Lernens gaben sie sich, wie Abälard selbst erzählt,*) ihrer süßen Glut hin, und das Studium der Wissenschaften gab ihnen die Einsamkeit, welche sich die Liebe wünscht. Die Bücher waren aufgeschlagen, aber es wurden mehr Worte der Liebe als der Wissenschaft gewechselt. Die Vorträge in seiner Schule wurden dem sonst so eifrigen und ehrgeizigen Abälard zur Last, und er hielt sie bald so gewohnheitsmäßig, daß es seinen zahlreichen Schülern übel auffiel. Liebeslieder war das Einzige, was er Neues ersann, sie verrieten auch endlich dem Fulbert die Liebenden. Aber als er sie trennen

*) Vgl. Abälard. Geschichte seiner Leiden. In s. Werken herausg. v. du Chesne. Paris 1616.



Rafael Sanzio.
(1483—1520.)



Fornarina.

wollte, war es zu spät. Abälard entführte Heloisen nach der Bretagne, wo sie einen Sohn gebar, den sie Astrolabion (d. h. den von den Sternen Empfangenen) nannte. Nun vermählte sich Abälard mit ihr, wozu auch ihr Oheim seine Einwilligung gab. Da sie aber die Ehe öffentlich ableugnete, um ihrem Geliebten nicht in seiner geistlichen Laufbahn hinderlich zu sein, und dieser sie, die von Fulbert oft geschmäht wurde, ins Kloster Argenteuil entführte, so geriet Fulbert in solche Wut, daß er Abälard nachts überfallen und scheußlich verstümmeln ließ. Schmerz und Scham verdüsterten das Gemüt des Unglücklichen, er trat ins Kloster St. Denys und bestimmte auch Heloisen Nonne zu werden.

Neue Verfolgungen zogen ihm die Vorlesungen zu, die er nun begann, und die Synode zu Soissons 1121 erklärte seine Lehren über die Dreieinigkeit für ketzerisch. Er verließ St. Denys, erbaute zu Nogent an der Seine eine Kapelle und Klause zum Parakleten, die er aber seiner Freundin überließ, als sich zu viele Schüler zu ihm fanden. In St. Gildas verlebte er traurige Jahre der Sehnsucht und des Kampfes mit böswilligen Mönchen; der hl. Bernhard v. Clairvaux, sein heftiger Gegner, verklagte ihn vor dem Concil zu Sens (1140), welches ihn zu ewiger Einkerkerung verdammte. Peter der Ehrwürdige söhnte ihn, nachdem er seine Irrlehren widerrufen, mit Rom aus. In Clugny verbrachte Abälard noch einige Zeit mit Studieren, Briefwechsel mit Heloisen und strengen Bußübungen, bis ihn der Tod am 21. April 1142 von seinen Leiden erlöste. Heloise erbat sich seinen Leichnam, brachte ihn nach Paraklet und heftete selbst Peters Absolutionsbrief an den Sarg. Sie überlebte ihn, als Äbtissin ihres Klosters hochgefeiert, noch 22 Jahre († 16. Mai 1164). Ihre Gebeine wurden anfangs in derselben Gruft, später sogar in einem Sarge vereinigt. Beider Asche wurde 1808 in das Museum der Denkmäler nach Paris gebracht und 1828 unter einem stattlichen Grabmal auf dem Père Lachaise beigesetzt, welches noch immer zahlreich von Totenkränzen früh verstorbener Liebender geschmückt wird.

Abälards Bedeutung erhellt nicht nur aus der Zahl seiner Schüler, sondern auch seiner Feinde; er ist der Vertreter der freien Prüfung, der Kritik, des Rationalismus; er fesselte mehr durch seine Methode als durch seine Resultate. Ohne Kenntnis des Griechischen und Hebräischen, fast unbekannt mit Platos und Aristoteles' Schriften, war er nur Dialektiker. Als solcher nahm er eine mittlere Stellung zwischen dem Realismus und Nominalismus ein;*) aber seine Stärke lag mehr in der Bekämpfung dieser beiden Richtungen, als in klarer Aufstellung seiner eigenen Lehre.

Wenn ein so scharfsinniger, kühner Denker sich mit solcher Glut an Heloise hingab, so werden wir gewiß nicht fehlgehen, wenn wir auch ihr einen tiefen, für die höchsten Wahrheiten empfänglichen Geist zuschreiben. Dies wird denn auch durch ihren Briefwechsel bewiesen, den du Chesne in Abälards Werke aufgenommen hat.

Auch die Zeit nach der Wiederbelebung der klassischen Studien bietet zunächst wenig Ausbeute für unsere Frage.

Zwar hat Erasmus, der witzige Humanist, in seinen „Unterredungen“ auch über die Freundschaft gehandelt,**) doch nur um die Thatsache zu beleuchten, daß sich durch die ganze Natur Freund- und Feindschaften finden. Daran knüpft er die Mahnung, man müsse sich des Umgangs mit denjenigen enthalten, mit deren Genius der unsrige nicht übereinstimmt, dagegen mit denjenigen verbinden, zu denen uns ein geheimer Affekt der Natur hinzieht. Vertraut müsse man nur mit wenigen sein.

*) Vgl. meine „Geschichte der Philosophie“. 2. Aufl. Leipzig 1884.

**) Colloquia Familiaria p. 993. ed. Lips. 1736.

wollte, war es zu spät. Abälard entführte Heloisen nach der Bretagne, wo sie einen Sohn gebar, den sie Astrolabion (d. h. den von den Sternen Empfangenen) nannte. Nun vermählte sich Abälard mit ihr, wozu auch ihr Oheim seine Einwilligung gab. Da sie aber die Ehe öffentlich ableugnete, um ihrem Geliebten nicht in seiner geistlichen Laufbahn hinderlich zu sein, und dieser sie, die von Fulbert oft geschmäht wurde, ins Kloster Argenteuil entführte, so geriet Fulbert in solche Wut, daß er Abälard nachts überfallen und scheußlich verstümmeln ließ. Schmerz und Scham verdüsterten das Gemüt des Unglücklichen, er trat ins Kloster St. Denys und bestimmte auch Heloisen Nonne zu werden.

Neue Verfolgungen zogen ihm die Vorlesungen zu, die er nun begann, und die Synode zu Soissons 1121 erklärte seine Lehren über die Dreieinigkeit für ketzerisch. Er verließ St. Denys, erbaute zu Nogent an der Seine eine Kapelle und Klause zum Parakleten, die er aber seiner Freundin überließ, als sich zu viele Schüler zu ihm fanden. In St. Gildas verlebte er traurige Jahre der Sehnsucht und des Kampfes mit böswilligen Mönchen; der hl. Bernhard v. Clairvaux, sein heftiger Gegner, verklagte ihn vor dem Concil zu Sens (1140), welches ihn zu ewiger Einkerkerung verdammte. Peter der Ehrwürdige söhnte ihn, nachdem er seine Irrlehren widerrufen, mit Rom aus. In Clugny verbrachte Abälard noch einige Zeit mit Studieren, Briefwechsel mit Heloisen und strengen Bußübungen, bis ihn der Tod am 21. April 1142 von seinen Leiden erlöste. Heloise erbat sich seinen Leichnam, brachte ihn nach Paraklet und heftete selbst Peters Absolutionsbrief an den Sarg. Sie überlebte ihn, als Äbtissin ihres Klosters hochgefeiert, noch 22 Jahre († 16. Mai 1164). Ihre Gebeine wurden anfangs in derselben Gruft, später sogar in einem Sarge vereinigt. Beider Asche wurde 1808 in das Museum der Denkmäler nach Paris gebracht und 1828 unter einem stattlichen Grabmal auf dem Père Lachaise beigesetzt, welches noch immer zahlreich von Totenkränzen früh verstorbener Liebender geschmückt wird.



Abälards Bedeutung [illegible] der Zahl seiner Schüler, sondern auch [illegible] der Vertreter der freien Prüfung, der Kritik des [illegible], er fesselte mehr durch seine Methode [illegible]. Ohne Kenntnis des Griechischen und [illegible] mit Platos und Aristoteles' Schriften [illegible]. Als solcher nahm er eine mittlere [illegible] dem Realismus und Nominalismus [illegible] mehr in der Bekämpfung dieser [illegible] klarer Aufstellung seiner eigenen Lehre.

Wenn ein [illegible] Denker sich mit solcher [illegible] werden wir gewiß nicht fehlgehen, wenn wir [illegible] höchsten Wahrheiten empfänglichen [illegible]. Dies wird denn auch durch ihren [illegible] in Abälards Werk aufgenommen [illegible].



[illegible] Wiederbelebung der klassischen Studien [illegible] wenig Ausbeute für unsere Frage.

[illegible] witzige Humanist, in seinen [illegible] Freundschaft gehandelt,[illegible] doch [illegible], daß sich durch die ganze [illegible] finden. Daran knüpft er die [illegible] des Umgangs mit denjenigen ein, [illegible] nicht übereinstimmt. Die [illegible] denen uns ein geheimer [illegible] müsse man nur mit [illegible]

[illegible] Philosophie". [illegible]

[illegible] ed. Lips. 17[illegible].



Michel Angelo.
(1475—1564.)



Vittoria Colonna.
(1490 — 1547.)

Francesco Piccolomini (1520—1604), ein Vermittler zwischen Plato und Aristoteles, behandelte ziemlich ausführlich*) die Freundschaft, indem er sich an die bisher von uns charakterisierte Philosophie anschloß und seinen Scharfsinn in der Aufwerfung spitzfindiger kasuistischer Fragen zeigte. So fragt er z. B., ob die Freundschaft eine Tugend, oder eine Eigenschaft, oder Frucht und Gebrauch derselben sei? Ob sie die ganze Tugend genannt werden könne? Ob sie durch Schicksal oder durch freie Wahl entstehe? Ob es besser sei geliebt als geehrt zu werden? Ob Lieben oder Geliebtwerden vorzuziehen sei?

Aus der Glanzzeit der italienischen Litteratur haben wir einige Freundschaften hervorzuheben, die durch den verklärenden Hauch der Poesie einen unverlöschlichen Nimbus erhalten haben.

Zuerst tritt uns Dante und Beatrice entgegen.**) Jener, der größte italienische Dichter, war im Mai 1265 zu Florenz aus einer edlen Familie geboren. Da sein Vater früh starb, übernahm seine Mutter, Donna Bella, seine Erziehung. Sie erzog ihn zu strenger Sittlichkeit und entwickelte aus seiner melancholischen Natur die Tiefe des Gemüts, welche seine immer rege Phantasie mit den lieblichsten und abschreckendsten Bildern erfüllte. Seine wissenschaftliche Ausbildung, welche durch großen Scharfsinn und ein glückliches Gedächtnis unterstützt wurde, leitete der Philosoph und Redner Brunetto Latini („Hölle“ 15,49). Unter allen klassischen Dichtern zog ihn Virgil am meisten an, der in jener Zeit nicht nur für einen Poeten, sondern wegen

*) Vgl. Piccolomini, Universa Philosophia de moribus VII, Venet. 1583.

**) Vgl. O. Bulle, Dantes Beatrice im Leben und in der Dichtung. Berl. 1890. Scartazzini, Dante, seine Zeit und sein Leben. 2. Aufl. 1879.

seiner Schilderung der Unterwelt auch für einen großen Zauberer galt. Deshalb nimmt er ihn auch in seinem herrlichen Gedicht zum Führer ins Jenseits. Auch die Troubadours studierte er, doch erst die Liebe machte ihn zum Dichter. Die gemeinsame Neigung zur Musik verband ihn mit dem Logiker Guido Cavalcanti; auch Malerei trieb er. Alle diese Beschäftigungen, wozu auch noch naturwissenschaftliche in Padua und Bologna kamen, griffen seine Augen so an, daß er eine Zeit der Ruhe bedurfte.

Geradezu rührend ist seine Liebe zu Beatrice Portinari, mit welcher er sich schon in seinem 9. Lebensjahre befreundete. Sie begeisterte ihn zu den schönsten Sonetten; und da sie ihm schon 1290, kaum 24 Jahre alt, entrissen wurde, so widmete er ihr noch manches tief empfundene Gedicht. Die Liebe zu ihr wich nie aus seinem Herzen, und noch in späterem Alter setzte er ihr ein schönes Denkmal in seiner Sammlung „Vita nuova"*); am meisten aber ehrte er sie dadurch, daß er sie zur Führerin in den Himmel nimmt. „Ja," sagt Dante in der 4. Canzone, „Beatrice ging zu Himmels Zinnen, ins Land der Engel, in des Friedens Reich, wegen ihrer Milde; denn als Gott sie wahrgenommen, erwog er, daß dem schnöden Erdenleben mit Unrecht solch ein Kleinod hingegeben." Sie bemitleidete den Dichter wegen seiner ihn tief erschütternden Liebe; er sagt darüber (20. Sonett):

„Der Liebe Farbe, wie des Mitleids Wehe
Hat nie ein Frauenangesicht umhüllt
So wunderbar, daß man so oft ein mild
Antlitz und schmerzensvolle Miene sähe."

Und wie innig lautet das 48. Sonett:

Vom Antlitz, dem das Sonnenlicht erbleicht,
Der Segenspenderin für Segenswerte,
Die unserm Leben Reiz und Glück gewährte,
Mehr als sonst je die niedre Welt erreicht;
Von ihrem Blick, der Sonn' und Sterne gleicht,

*) Ausgabe von Witte 1876, deutsch bei Reclam 1173.



Franz von Sickingen.
(1481—1523.)



Ulrich von Hutten.
(1488—1523.)

Von dessen Glanz kein Aug' sich noch erwehrte,
Der meine Seufzer keimen ließ und nährte,
Von ihrem Wort, das Huld und Demut zeigt;
Von diesem Formen himmlischer Gestaltung
Und Lieblichkeit, wie nie zuvor erschien,
Die selbst der Lust der Liebe Feuer lehrt;
Von all' der Gunst des Himmels und der Waltung
Der Sterne, die nie gleiche Gaben lieh'n —
Entsprang die Glut, die mich verzehrend nährt."

Wohl spürt der Leser aus diesen glutvollen Zeilen des in der Erinnerung an seine Jugendfreundin beseligten Dichters den Hauch der Liebe, aber bei einem so lautern, idealen Menschen wie Dante ward die sinnliche Liebe zur platonischen vergeistigt.*)

Ein ähnliches Verhältnis finden wir bei Petrarca und Laura.

Francesco Petrarca, am 10. Juli 1304 zu Arezzo, wohin seine zugleich mit Dante 1302 verbannten Eltern sich begeben hatten, geboren, war der Sohn eines florentinischen Notars. Nachdem er in Avignon dann Unterricht in der Grammatik, Rhetorik und Dialektik erhalten, ging er 1318 nach Montpellier, um auf Wunsch seines Vaters Jura zu studieren. Doch beschäftigte er sich mehr mit den Poesien der Troubadours und den alten Klassikern, so daß sein Vater, als er davon erfuhr, herbeieilte und die schönen Bücher ins Feuer warf; nur mit Mühe rettete Francesco den Virgil und Cicero aus seinen Händen. Als sein Vater gestorben war (1326), konnte er sich nun ungehemmt seinen Lieblingsstudien widmen, und durch seine Sammlung, Erklärung und Empfehlung der klassischen Schriftsteller, durch seine Nachahmung des eleganten Lateins und seine echthumanistische Gesinnung ist Petrarca ein Hauptförderer der alten Studien geworden.

*) Über Beatrices Tod tröstete er sich durch Boëthius' Buch „über den Trost der Philosophie" und Ciceros „über die Freundschaft."

Sein Leben ist eine Kette von glücklichen Erfolgen. Von den Päpsten seiner Zeit, von Kaisern und Königen, Edlen und Frauen wurde er fast vergöttert, mit Anerkennung und Liebe und Ehrenbezeugungen überhäuft. Am Ostertage, dem 8. April 1341, ward er auf dem Kapitol als Dichter unter dem Zujauchzen der Menge gekrönt.

Sein höchstes Glück aber machte seine Liebe zu Laura aus.*) Am 6. April 1327 erblickte er in der Kirche Sta. Chiara zu Avignon Laura de Novel, seit 1325 Gattin des edlen Hugo de Sade, zu der er in leidenschaftlicher Liebe entflammt wurde. In zahlreichen vielbewunderten Sonetten, worin Petrarca Meister war, besang er die leiblichen und seelischen Vorzüge seiner Freundin. Um die quälende Leidenschaft loszuwerden, soll er große Reisen unternommen haben. War Laura zurückhaltend, so zog er sich in die Einsamkeit von Vaucluse zurück, um durch Lieder seine Liebe auszusprechen oder sich religiöser Schwärmerei zu ergeben. Freilich verhinderte ihn dies nicht, mehrere Liebesverhältnisse mit andern schönen Frauen zu unterhalten. Das furchtbare Jahr 1348 beraubte ihn seiner angebeteten Freundin. Sonett 284 klagt darüber:

„Die schönen Augen, die jetzt dort genießen
Des Lichts, dem Heil und Segen strömt hernieder,
Als sie die meinen arm und schwach verließen;
Sie sagten ihnen sanft wie nie und bieder:
Lebt wohl, ihr Teuren, die uns Freunde hießen,
Hier nimmer, anderswo seh'n wir uns wieder!"

Und Sonett 286 sagt:

„O Freundesaugen, die ihr lange galtet
Für uns als Spiegel mit so zartem Herzen,
Der Himmel ruft uns, ob ihr's früh auch haltet;
Doch der uns band, trennt unsere Geschicke
Und giebt auch Frist, zu altern unter Schmerzen!"

---

*) „Die Gedichte des F. Petrarca" übers. v. Wilh. Krigar 1883. Körting, Petrarcas Leben u. Werke 1887.

Donna Laura scheint des Dichters treue Liebe erwidert zu haben. Galt es doch damals für ebenso rühmlich, einen Verehrer zu haben als eine Dame zu verehren. Er ließ sich durch Simone di Martino ihr Bildnis malen, welches sich im Museum zu Berlin befindet. Auf einer zarten Büste erhebt sich ein anmutig geneigtes Haupt mit hoher Stirn, ziemlich großer, gerader Nase, vollen Purpurlippen und sanft niedergeschlagenen Augen, welche Petrarca häufig preist. Sie galt für eine der schönsten Frauen ihrer Zeit (Sonett 291); dies Porträt beschreibt er folgendermaßen (Sonett 304):

Vom schönsten Auge, von dem schönsten Bilde,
Das je geglänzt, von einem Haar aus Seide,
Dem Gold und Sonne nachstand an Geschmeide,
Von eines Wortes, eines Lächelns Milde,
Von Händen, Armen, welche noch so Wilde,
Auch ohne Kampf sich unterworfen beide;
Von eines schönen Fußes Augenweide,
Von der Gestalt aus himmlischem Gefilde
Empfingen meine Seelentriebe Leben —
Jetzt freut der Herr sich mit den sel'gen Scharen,
Und ich blieb einsam und beraubt auf Erden!
Ein Trost wird mir im Leben nur gegeben,
Daß sie, der all mein Denken ist im Klaren,
Gott für mich bitte, ihr vereint zu werden!

Derselbe Petrarca besaß auch viele Freunde, von denen wir nur Jacopo Colonna, Roberto di Bardo, Orso nennen, vor allem aber Giovanni Boccaccio (1313—1375), den geistvollen Dichter des Decamerone, welcher ihn so sehr liebte, daß er durch die Nachricht von Petrarcas Tode auf das Siechbette geworfen wurde, von welchem er sich nicht wieder erholte. In einem Sonett, das ihn beklagt, wünscht er geradezu ihm nachzusterben.

„Ach liebst Du mich, wie ich Dich hier einst kannte,
So zieh mich nach, daß ich in Seligkeit
Die schaue, die zuerst mein Herz entzündet."*)

*) Er meint seine Fiammetta.

Aus dem folgenden Jahrhundert tritt uns ein anderer italienischer Dichter entgegen, dessen Ruhm als Epiker und Begründer des Dramas ihm den Beinamen des Göttlichen erwarb: Lodovico Ariosto,*) der Dichter des „Rasenden Roland“. Wie Petrarca und Boccaccio, so mußte auch er seine poetischen und gelehrten Neigungen zuerst vor seinem Vater geheim halten. Obgleich er Bojardos „Verliebten Roland“ nur bearbeitete, mithin auf eigne Erfindung des Stoffes verzichtete, so schuf er doch in seinem Epos ein dem italienischen Geschmack zusagendes Gedicht, welches das absterbende Rittertum verspottete, eine bedeutende komische Kraft entfaltete und in der Erfindung der Episoden wie in der Ausmalung der Schilderungen viel Geschmack zeigte.

Als er 1513 von Rom, wo er Leo X. zu seiner Thronbesteigung beglückwünscht hatte, mit leeren Händen zurückkehrte, sprach er bei seinem Freunde Niccolo Vespucci in Florenz vor, der ihn zum Johannisfest geladen hatte. Hier machte er die nähere Bekanntschaft einer jungen und schönen Dame, Alessandra, der Witwe des Tito Strozzi aus Ferrara. Zwar kannte er sie schon von früher; als sie ihm aber jetzt in ihrer schwarzen Witwentracht entgegentrat, welche die blendende Farbe ihrer Haut, die Pracht ihrer blonden Locken und ihren majestätischen Wuchs noch mehr hervorhob, so begeisterte sie den damals 38jährigen Dichter so sehr, daß sich daraus ein Verhältnis entwickelte, welches sich erst mit seinem Tode löste. Er beschreibt sie im 42. Gesang des „Rasenden Roland“ unter den sieben berühmten Frauen der Zukunft. Gewiß hat er auch bei der reizenden Schilderung Olympias seine Freundin zum Vorbild genommen. Um sich nicht von ihr trennen zu müssen, verließ er den rücksichtslosen Gönner Hippolyt von Este, als dieser 1517 nach Ungarn ging.

Ariosto, der lebhafte Phantasie mit seltner Anschaulichkeit, kindliche Einfalt mit Weltklugheit, Fröhlichkeit mit Ernst, Gut-

*) Ariostos „Rasender Roland“ deutsch v. Joh. D. Gries, Leipzig, 4. Aufl. 1851.



Philipp Melanchthon.
(1497—1560.)



Martin Luther.
(1483 — 1546.)

910859

mütigkeit mit Schalkhaftigkeit verband, war an den Höfen von Ferrara, Urbino, Rom, Mantua und Mailand sehr beliebt. Mit mehreren berühmten Kardinälen und Künstlern, namentlich Tizian und Rafael, war er befreundet. Jener hat ihn auch in schwarzsammtenem, verbrämtem Gewande gemalt, wie es heißt aus Dankbarkeit dafür, daß er ihn in seinem „Roland" unter den großen Malern seiner Zeit aufführt. Rafael hingegen war schon seit 1508 mit ihm befreundet, wie aus einem Briefe desselben erhellt, worin er ihn über die auf seinem Bilde der Theologie („Disputa") anzubringenden Personen befragt.

Überhaupt war Rafael, dieser größte Maler aller Zeiten (1483—1520), den schon seine Zeitgenossen „die Liebenswürdigkeit selbst" (la gentilezza stessa) nannten, für Freundschaft sehr empfänglich.*) Als er sich 1504 nach Florenz begab, um die alle Künstler begeisternden Kartons von Lionardo da Vinci und Michel Angelo zu studieren, schloß er sich besonders an Fra Bartolommeo an, der, durch Savonarolas Feuertod (1498) veranlaßt, Dominikaner geworden war und eine Zeit lang dem Pinsel ganz entsagt hatte. In meisterhafter Komposition malte er Gestalten von tiefer Empfindung, großartiger Gewandung und reifer Schönheit. Erhabenen Aufgaben nicht gewachsen, erreichte sein Talent das Höchste in Madonnenbildern, bei welchen das Gepräge der Heiligung sich mit dem Ausdruck einer schönen Weiblichkeit verbindet. Hervorragend war er besonders im Kolorit, und Rafael soll besonders hierin seinen Unterricht gesucht haben, während er ihn dafür mit den Gesetzen der Perspektive bekannt machte. Man schreibt es dem Einflusse Rafaels zu, daß Fra Bartolommeo sich wieder der Kunst zuwandte. Bis an seinen Tod (1517) blieb ihm der immer höher steigende Rafael in treuer Freundschaft verbunden.

Auch mit Ridolfo Ghirlandajo verband ihn freundschaftliche Zuneigung. Dieser, ein Sohn des Domenico Ghirlandajo, war mit Rafael in demselben Jahre geboren und eiferte

*) Vgl. E. Förster, „Rafael Sanzio" 1867. 2 Bde.

ebenso wie er dem Bartolommeo nach; nach seines Freundes Tode aber, dessen Einfluß auch in seinem „Leben des heiligen Zenobius“ zu erkennen ist, verfiel er mehr in handwerksmäßige Manier. Wie tief übrigens der Urbinate die Pflichten der Freundschaft auffaßte, erkennt man daraus, daß er oft seine eigne Staffelei im Stich ließ, um dem einen oder andern Freunde, z. B. Giulio Romano oder Francesco Penni, zu helfen.

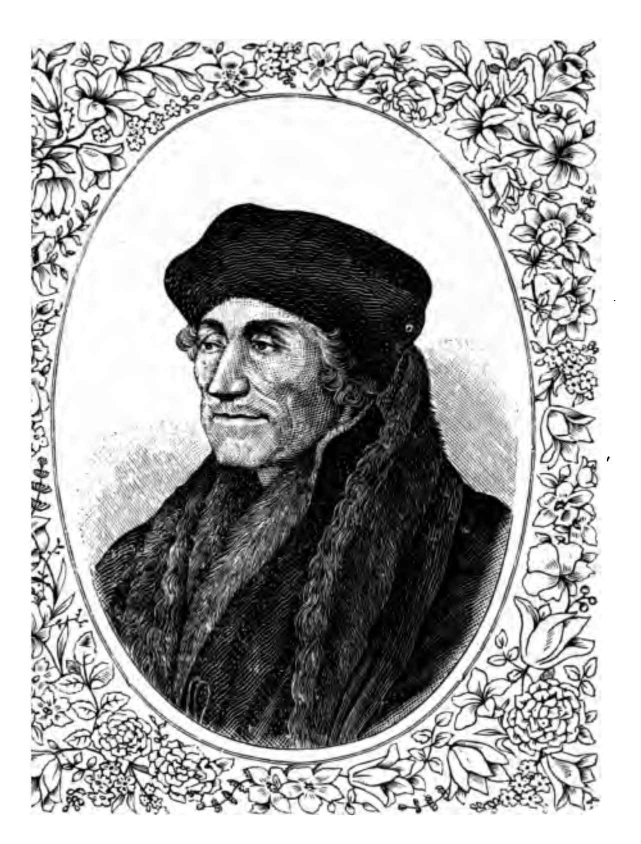
Auch von einer an Liebe streifenden Freundschaft dieses großen Malers wird uns berichtet: unter seinen Porträts finden sich zwei, welche Fornarina, Rafaels Geliebte, darstellen sollen. Das eine befindet sich in den Uffizien zu Florenz aus dem Jahre 1512, das andere später gemalte, jenem jedoch wenig ähnliche, im Palast Barberini zu Rom. Bei der tief sittlichen, fast unschuldigen Natur dieses Meisters, dessen Genie durch kindliche Frömmigkeit zu heiliger Glut gemäßigt wurde, kann man wohl annehmen, daß auch dieses Verhältnis, abgesehen von den durch die Anschauungen der Renaissance bedingten Schwächen, ein ideales gewesen sein wird. Wir möchten ihr Antlitz in den zahllosen Madonnen wiederfinden, welche im Ganzen dieselben Züge tragen. Die Liebe eines Menschen, dessen Lieblingsgegenstand die reine Gottesmagd war, kann keine unsittliche gewesen sein!

Ein schönes Freundschaftsverhältnis bestand auch zwischen dem großen Künstler Michel Angelo (1475—1564) und der reizenden Dichterin Vittoria Colonna (1490—1547).

Vittoria, die Tochter des kriegerischen Connetable von Neapel, Fabrizio Colonna, überstrahlte so sehr den Ruhm der zahlreichen hochgebildeten Frauen Italiens im 15. und 16. Jahrhundert, daß Ariosto im 32. Gesang seines „Orlando Furioso“ behauptet, sie bringe selbst des Neides Toben zum Schweigen; denn in ihr habe sich Petrarcas Geist mit demjenigen



Thomas Morus.
(1480—1535.)



Erasmus von Rotterdam.
(1466—1536.)

Platos verschmolzen.*) Vier Jahre alt, wurde sie mit Marchese Ferrante Pescara verlobt, im siebzehnten mit ihm vermählt. Beide Gatten waren schön, gebildet, reich, tugendhaft — was Wunder, daß sie in ihrem Schlosse Pietralba am Busen von Neapel glücklich waren. Geistreiche Männer, wie Sannazar, der Verfasser der „Arcadia“, Paolo Giovo, Bernardo Tasso, Torquatos Vater, der Dichter Cariteo, gingen bei ihnen ein und aus. Doch bald wurden die Gatten getrennt: Pescara ward ein gefeierter Kriegsheld, erlag aber den Wunden, die er in der Schlacht bei Pavia 1525 für Karl V. erhalten hatte. Unendlich war ihr Schmerz bei dieser Nachricht; sie eilte nach Rom, um ins Kloster zu treten, doch Papst Clemens VII. verhinderte sie daran. Ihr Schmerz machte sie zur Dichterin: in zahlreichen tiefempfundenen, wohltönenden Sonetten giebt sie ihrem tiefen Weh Ausdruck. Die Familie wünschte ihre Wiedervermählung, und zahlreich waren die Heiratsanträge, welche die schöne Frau empfing; aber sie wies alle ab. Ihre Sehnsucht weilte bei dem geschiedenen, verklärten Gatten. Und von ihm erhob sie sich zu Gott. Ihre geistlichen Sonette wetteifern mit ihren weltlichen an Schönheit.

Die bedeutendsten Männer ihrer Zeit fanden eine Ehre darin, ihr zu huldigen: Giovo widmete ihr das Leben Pescaras, der Cardinal Pompeo Colonna „Das Lob der Frauen“, der Cardinal G. Contarini seine „Abhandlung über den freien Willen“, Karl V. besuchte sie, mit Renée, Tochter Louis XII., schloß sie innige Freundschaft, die Päpste gaben oft ihrem Rate Gehör. Am meisten aber beglückte sie die Freundschaft Michel Angelos.

Dieser kühne, geniale Mann, gleich groß als Maler und Bildhauer, wie als Mensch, Gelehrter und Kriegsmann, verehrte sie so sehr, daß er in einem seiner Sonette an sie sagt:

---

*) Ihre Sonette ital. und deutsch von Bertha Arndts 1858. Wackerhagen, Vict. Col. 1861. Roscoe. Vict. Colonna, her life and poems. 1868.

„So kam ich als Entwurf von mir zur Erde,
Bestimmt, daß ich durch Euch, o Frau voll Hoheit,
Als ein vollkommeneres Werk geboren werde.“

Sie nahm seine Huldigungen mit Bescheidenheit auf und erwiderte seine innige Freundschaft. Zehn Jahre währte dieselbe ohne den geringsten Mißklang. Vittoria kam nie nach Rom, ohne den trefflichen Meister zu besuchen. Gedichte, Zeichnungen, Briefe gingen zwischen ihnen lebhaft hin und her; einmal scherzt sie sogar, ihr Eifer verleite sie beide zum Sündigen: sie unterlasse mit den Chorschwestern zu Viterbo zu beten, er am St. Peter zu bauen, so daß die eine wider die Bräute Christi fehle, der andere gegen den Statthalter desselben. Den Reformideen des Contarini, Bembo und R. Pole war sie geneigt, aber sie ist als Katholikin gestorben.

Als Michel Angelo sie auf der Bahre sah, küßte er ihre Hand und kehrte in seine Werkstatt zurück, wo sein Schüler Condivi ihn in Thränen fand. In dem Gedicht auf ihren Tod feierte er zum ersten Male ihre Schönheit, so lange sie lebte, hatte er nur ihren „göttlichen Geist“ gepriesen.

Deutsche Treue ist sprichwörtlich geworden. Nicht nur die Treue gegen Blutsverwandte und Lehnsherren, sondern auch zwischen Freunden. Schon unsere alten Heldensagen wissen davon zu melden. Dietrich v. Bern und Hildebrand teilten getreulich Verbannung, Kampf und Not, Volker und Hagen, die burgundischen Nibelungen, welche sich im Hunnenkampfe verbrüderten, hielten bis zum Tode neben einander aus; Wate, Frute und Horand übernahmen zusammen die schwierige Brautwerbung; Rüdiger von Bechlarn ging in dem tragischen Konflikt zwischen Mannentreue und Freundestreue zu Grunde.

Im Mittelalter treten uns Ernst von Schwaben und Werner von Kyburg entgegen, die lieber zusammen sterben als sich trennen wollten; ebenso Konradin und Friedrich v. Schwaben (1268). Hochgefeiert ferner war die Freundschaft zwischen Ludwig dem Baier und Friedrich von Österreich: selbst nachdem dieser sein Gegenkönig geworden und von jenem bei Mühldorf geschlagen war, nahm ihn Ludwig zum Mitregenten an und teilte mit ihm Thron und Tafel.*)

Gehen wir zum Protestantismus über.

Die meisten speziell christlichen Ethiker des älteren Protestantismus, die Baumgarten, Miller und Reinhard, beschränken sich fast ganz darauf, zu zeigen, daß die Freundschaft dem Wesen des Christentums nicht zuwider sei. Während Siegm. Jak. Baumgarten**) einige Klugheitsregeln zur Gewinnung und Erhaltung von Freunden giebt, rät J. P. Miller***), man solle nicht ängstlich um Freunde werben, vielmehr diejenigen auf gute Art annehmen, die sich uns anbieten. Auch hält er für unrecht, einem Freund zu Liebe Leib und Leben, Besitz und Stellung aufs Spiel zu setzen. Reinhard †) endlich definiert die Freundschaft in der weitschweifigen Weise des 18. Jahrhunderts als „eine Verbindung, die wir mit Personen unterhalten, gegen welche wir einen so vorzüglichen Grad der Zuneigung und der Hochachtung empfinden, daß wir bereit sind, sie an allem, was uns wichtig ist, teilnehmen zu lassen und

*) Vgl. L. Uhland, „Ludwig der Baier". Auch „Ernst von Schwaben".

**) Baumgarten, Unterricht vom rechtmäßigen Verhalten eines Christen. Halle 1750.

***) Fortsetzung von Mosheims Sittenlehre d. hl. Schrift.

†) System d. christlichen Moral, III. 3. Aufl. S. 466—489.

ähnliche Gesinnungen derselben gegen uns durch jede Art der Gefälligkeit zu verdienen". Sie kann entweder in angenehmen, nützlichen oder tugendhaften Eigenschaften ihren Grund haben — oder auch aus allen drei Gründen. Das Christentum befördere die echte Freundschaft im höchsten Grade. Übrigens warnt Reinhard, die „brüderliche Bestrafung" allen Mitchristen angedeihen zu lassen.

Als Bundesgesellschaften, ähnlich wie wir sie im Altertum an den Pythagoräern und Essäern, im Mittelalter an den Mönchs- und Ritterorden antrafen, finden wir in der protestantischen Kirche die Sekten der Unitarier, Quäker und Herrnhuter, deren jede auf Grund anderer dogmatischer Voraussetzungen eine sittliche Bundesgemeinschaft herbeizuführen suchte. Es waren sämtlich Versuche, die apostolische Urgemeine zu erneuern, welche bei ihrer zuerst ja geringen Zahl von Mitgliedern wohlgeeignet war, die christliche Bruderliebe rein und tief durchzuführen.

Im Reformationszeitalter stehen Schulter an Schulter Franz v. Sickingen und Ulrich v. Hutten, die Männer der That, wie die Männer des Wortes Luther und Melanchthon. Im Jahre 1518 kam dieser, ein 20jähriger Jüngling, auf Staupitz' Empfehlung nach Wittenberg, wo er seine Lehrthätigkeit mit einem Vortrag über die Verbesserung der Studien begann. Der wissenschaftliche Reformator gesellte sich also zum religiösen. Luther war alsbald für ihn begeistert. Er nennt ihn einen grundgelehrten, leutseligen Mann, an dem fast alles übermenschlich ist und der doch sein Herzensfreund und Vertrauter sei.*) Und bald knüpfte sich das innigste Freundschaftsband

*) An Reuchlin vom 14. Dezember 1518. Vgl. Briefe bei De Wette I, 196. Über das Verhältnis Camerarius, Vita Melanchthonis 29—33.



Leonore von Este.



Torquato Tasso.
(1544—1595.)

zwischen beiden Männern, so verschieden sie auch waren. Melanchthon war nach Körper und Gemüt weich angelegt — Luther kräftig und gedrungen; jener melancholischen Temperaments — dieser ein sanguinischer Choleriker: Melanchthon mehr spekulativ, sinnig und forschend, ganz Gedanke, daher zum Systematiker wie geschaffen — Luther ganz Gemüt und Thatkraft, ein Kind des Augenblicks, schnell im Denken, zum Reden und Handeln kampfbereit. Darum war Melanchthon bedächtig, friedfertig, bescheiden und gütig — Luther dagegen selbständig, rücksichtslos und entschlossen. Selbstverständlich kam es daher auch oft zwischen beiden zu Mißverständnissen. Luther nennt sich selbst den groben Waldrechter, während Magister Philippus fein säuberlich einherfahre. Aber trotzdem hielten sie beide treulich fest an gegenseitiger Achtung und Liebe. Melanchthon bewunderte in Luther „etwas Göttliches“, dieser in ihm die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn. Jener betete zu Gott und rang förmlich mit ihm, als sein geliebter Gehilfe schwer krank war, und dieser jubelt, als er hört, daß Dr. Martinus noch lebe und auf der Wartburg in Sicherheit sei. Neidlos erkannte jeder von ihnen des andern Größe an und bemühte sich sogar, sie zur Geltung zu bringen. Und wenn auch infolge der Dogmenstreitigkeiten eine Spannung zwischen ihnen eintrat, so bricht doch Melanchthons Liebe glänzend wieder durch, als er seinen großen Freund durch den Tod verlor. Er feiert ihn als den Wiederhersteller der Kirche und als Zierde des Menschengeschlechtes: er rühmt seine Freundschaft, Leutseligkeit, Dienstfertigkeit und Lieblichkeit.

Daran reihen wir ein Freundespaar, das uns durch eine packende Schilderung des einen bekannt geworden ist, nämlich Montaigne und Boëtie. Jener, einer der feinsinnigsten und aufgeklärtesten Beobachter, hat in seinen berühmten „Versuchen“ auch einen der Freundschaft gewidmet, worin er nicht

nur ihr Wesen überaus ideal schildert, sondern auch das beste Beispiel dafür an seinem geliebten Boëtie zeichnet.*)

Montaigne erkennt nur diejenige Freundschaft an, die aus keinem anderen Motive als der Liebe zum Freunde geschlossen sei. Zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern und Verwandten, zwischen Menschen verschiedenen Geschlechts sei sie selten. Sie stehe höher als die Liebe zum weiblichen Geschlechte. Denn diese entspringe zwar aus eigener Wahl, sei aber feurig, heftig, angreifend, ungleich und unstet, während die Freundschaft eine überall verbreitete, aber gemäßigte Wärme sei. Die Liebe ist ein ungestümes Begehren, welches, sobald es sich in Freundschaft verwandelt, verraucht und durch Genuß abnimmt. Die Freundschaft giebt in demselben Maße Genuß als sie begehrt. Sie wächst, als etwas Geistiges, durch Genuß. Die Ehe ist ein Handelskontrakt, der nur beim Eingehen frei, dessen Dauer aber gezwungen ist, bei der Freundschaft aber ist kein Handel oder Geschäft außer über die Freundschaft selbst. In ihr verschmelzen die Menschen so innig mit einander, daß das Andenken, ja sogar das Gefühl für Dienstleistungen vernichtet wird und Worte, wie Wohlthat, Verpflichtung, Erkenntlichkeit, Dank u. dgl., verschwinden. Da ihnen alles gemeinsam ist, können sie sich weder etwas leihen, noch geben. — Die vollkommene Freundschaft ist unteilbar, d. h. nur zwischen Zweien möglich. So hoch ist Montaigne's Vorstellung von der seinigen, daß ihm alles, was das Altertum darüber gesagt habe, seicht und flach vorkommt! Der Ursprung dieses seines Freundschaftsbundes; wie er alle 300 Jahre einmal vorkomme, scheint ihm geradezu geheimnisvoll, von der Natur selbst beabsichtigt. Denn sie liebten einander „weil Er es war und weil Ich es war“. Vom ersten Augenblick an fühlten sie sich innig vertraut. Alles, was er besaß und gewann, genoß und erlebte, bekam erst Wert durch den Anteil seines de la Boëtie. Seit seinem Verlust scheint ihm das Leben schal und nichtig, eine dunkle, freudenleere Nacht.

*) Michel de Montaigne (1533—1592), „Essais“ 1593. I. chap. 27. Übers. v. Bode.

In manchen Punkten ist de Sacy Montaignes Gegner. Indem er sich zunächst eng an Cicero anschließt, welcher, wie er meint, allein eine Abhandlung über das wichtige Thema geschrieben habe, definiert er*) die Freundschaft „als die vollkommene Vereinigung der Herzen, welche durch Verdienst und Tugend gebildet und durch Ähnlichkeit der Sitten befestigt wird". Gegen Montaigne behauptet er, daß Freundschaft auch zwischen drei und mehr Personen möglich sei, und leugnet die Berechtigung, einem Freunde eine Sache, die man geheim zu halten geschworen, mitzuteilen, da er zwar geistig unser zweites Ich, aber immerhin ein anderer sei. Auch hält er die vollkommene Übereinstimmung in den Temperamenten nicht für nötig zur Freundschaft, im Gegenteil eher ihr nachteilig.

Aus dem 16. Jahrhundert haben wir einen Freundschaftsbund zwischen einem Dichter und einer Dame, welcher von Goethe gefeiert worden ist: Tasso und Leonore.**)

Torquato Tasso (1544—1595), der Sohn des Dichters Bernardo, verlor früh seine geliebte Mutter und teilte die Verbannung und Not seines geächteten Vaters. Nachdem er das Studium der Rechte aufgegeben, als sein Rittergedicht „Rinaldo" großen Beifall fand, begann er sein Hauptwerk „Das befreite Jerusalem" und kam an den Hof Alfons II. von Ferrara. Hier lernte er zwei Damen kennen, die den größten Einfluß auf ihn ausüben sollten, die Schwestern des Herzogs. Lucrezia, eitel und lebenslustig, war bereits 31 Jahre alt; aber sie suchte den 21jährigen Dichter an sich zu fesseln, um von ihm in

*) De Sacy, Traité de l'amitié à la Haye, 1703. 1712.

**) Vgl. Cacchi, „T. Tasso und das italienische Leben im 16. Jahrhundert". Dtsch. 1880. Streckfuß, Einl. z. Übersetzung Tassos. Goethe, Tasso. Fr. v. Hohenhausen, Berühmte Liebespaare 1870.

Sonetten verherrlicht zu werden. Sie heiratete in ihrem 36. Jahre den jüngeren Herzog von Urbino, kehrte aber bald, von ihm geschieden, nach Ferrara zurück. Leonora hingegen lebte zurückgezogen von der Welt und den rauschenden Festen, studierte fleißig die neueren Dichter und begünstigte die Lehren der Reformatoren, welche ihre Mutter, Renate von Frankreich, beim Hofe von Ferrara eingeführt hatte (vgl. S. 104). Beim Volke stand sie sogar im Rufe der Heiligkeit. So wirkten beide Prinzessinnen in verschiedener Weise auf den Dichter: Lucrezia nährte seinen Ehrgeiz, Leonora seinen Hang zur Schwärmerei.

Welch eine innige Freundschaft ihn mit der letzteren verband, erkennen wir nicht nur aus der Verwandtschaft ihrer Seelen, sondern auch aus dem Brief an seinen Freund Ercole Rondinelli, der die Weisung enthält, falls er, der Dichter, nicht aus Frankreich zurückkehre, so sollte er sich an Madonna Leonora wenden, sie würde gewiß „aus Liebe zu ihm“ das Geld für den Grabstein seines Vaters geben. Am meisten aber scheint uns die geradezu krankhafte Sehnsucht Tassos nach Ferrara, wo ihm doch mehrfach so übel mitgespielt wurde, dafür zu sprechen. Auch erwarb er die Gunst der schönen und geistvollen Leonora Sanvitali von Scandino, aber die Prinzessin Leonora stand seinem Herzen am nächsten. Wie tragisch war das Schicksal dieses Dichters! Aus überreizter Eitelkeit in Verfolgungswahnsinn gefallen, schmachtete er sieben Jahre lang im Irrenhause und als er, endlich freigelassen, feierlich zum Dichter gekrönt werden sollte, überraschte ihn der unerbittliche Tod!

Noch eine Freundschaft aus dem Reformationszeitalter sei erwähnt: Erasmus v. Rotterdam und Thomas Morus; jener das Haupt der Humanisten, dieser Kanzler von England, der seine Anhänglichkeit an die katholische Kirche und seine Gerechtigkeit mit dem Tode büßte (1535). Der Tyrann Heinrich VIII. wollte sich von seiner Gemahlin, Katharina von



Wilhelm von Oranien.
(1533 — 1584.)



Graf Egmont.
(1522—1568.)

Arragon, scheiden, um Anna Boleyn zu heiraten. Da ihm der Papst die Scheidung abschlug, fiel er von ihm ab und erklärte sich selbst für das Haupt der Kirche. Vergebens warnte der treue Morus — er bestand auf seiner Absicht und forderte von ihm, wie von allen, den Suprematseid, d. h. die Anerkennung, daß Heinrich das oberste Haupt der Kirche sei. Da Sir Thomas sich dessen weigerte, warf er ihn ins Gefängnis, ließ ihn zur Vierteilung verurteilen, begnadigte ihn aber zur Enthauptung! Erasmus, dieser feine Kopf, der ein Jahr nach ihm starb, vergleicht Morus' Haus mit der platonischen Akademie oder nennt es eine „Hochschule der christlichen Religion", in welcher sich alle nicht nur der Wissenschaften, sondern auch der Frömmigkeit und Tugend befleißigen. Eine besondere Zierde derselben war Margarethe, die gelehrte und liebevolle Tochter des Kanzlers. Als Hans Holbein für ihn die Familie gemalt hatte, schreibt Erasmus entzückt an sie: „Ich kann es nicht ausdrücken, o Margarethe, du Zierde Britanniens, welch' vollkommenes Vergnügen ich genoß, als der Maler Holbein mir die Familie zeigte, die er so vortrefflich gemalt. Oft wünsche ich, daß es mir zuteil würde, noch einmal, ehe der letzte Lebenstag kommt, die mir so teure Gesellschaft zu sehen, der ich viel von meinem Ruhm, sei er nun groß oder klein, verdanke. Es lebt auch kein Sterblicher, dem ich lieber verpflichtet wäre. Die geschickte Hand des Malers hat einen kleinen Teil dieses Wunsches erfüllt. Ich erkannte alle, aber niemand ist so gut getroffen als Du; es schien mir, als sähe ich Deine schöne Hülle, durchleuchtet von der noch schöneren Seele!" *) Wir erkennen aus diesen Zeilen, daß Erasmus besonders mit Margarethe befreundet war.

Hierbei wollen wir gleich an zwei andere englisch-schottische Freundespaare erinnern, welche am Rande der Liebe stehen: Elisabeth v. England und Leicester, Maria Stuart und der Sänger Rizzio.

*) Vgl. A. v. Lagerström, „Edle Frauen". Gotha 1870.

Bei Spinoza findet sich so gut wie nichts; er gebraucht das Wort Freundschaft nur in dem weiteren Sinne von Sympathie*). Allerdings lassen sich seine Bemerkungen auch verwerten für die Freundschaft im engeren Sinne, denn er redet davon, daß wir dasjenige lieben, was uns ähnlich ist, was einem von uns geliebten Gegenstande Lust bereitet, was einen von uns geliebten auch liebt**); er bemerkt, daß man dem geliebten Gegenstande alles Gute gönne, darnach strebe, von ihm wieder geliebt zu werden, und traurig sei, wenn man sehe, er verbinde sich mit einem andern in engerer Freundschaft.***) Fange aber jemand einen Geliebten an zu hassen, so werde dies in viel stärkerem Grade geschehen als einem Menschen gegenüber, den er nie geliebt habe.†)

Leibniz, dessen ungeheurer Briefwechsel von seinem lebhaften Sinn für Freundschaft zeugt, hat zwar auch nicht ausführlich darüber gehandelt, aber doch auch einige bemerkenswerte Äußerungen über die wahre Zuneigung gethan. Diese ist nur dann vorhanden, wenn wir einen geliebten Gegenstand allein um seiner selbst willen lieben, d. h. sein Wohl ohne eigenes Interesse suchen. Andrerseits habe der Liebende doch auch sein persönliches Interesse im Auge, wenn anders er menschlich liebe.††) „Wenn man eine Person aufrichtig liebt, so sucht man dabei allerdings nicht ein von der geliebten Persönlichkeit gesondertes eigenes Vergnügen, aber man sucht doch sein Vergnügen in der Zufriedenheit und im Glücke eben dieser Person. Und wenn dieses Glück nicht an sich selbst gefiele, sondern blos wegen eines für uns daraus fließenden Vorteils, so wäre es keine aufrichtige

*) Spinoza, Ethic. III, 14—16.

**) Ebenda, Lehrs. 17. 21. 22.

***) Eth. III, 35.

†) Ebenda, 38.

††) Leibniz, Lettre à Nicaise 1697. Cousin, Fragments philosophiques 1838. II, 304. An denselben 1698. II, 315. Vgl. F. Kirchner, Leibniz, Sein Leben und Denken. Köthen 1876.



René Descartes.
(1596—1650.)



Christine von Schweden.
(1626—1689.)

und reine Liebe mehr.“ — „Es ist kein Zweifel, daß die Liebe von sich selbst anfängt.“ *)

Ein schönes Denkmal seiner Empfänglichkeit für Freundschaft ist Leibniz' Verhältnis zu Sophie Charlotte, der ersten Königin von Preußen. **)

Diese, eine Tochter des Kurfürsten Ernst August von Hannover und der Sophie von Kurpfalz, war am 20. Oktober 1668 geboren und hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen. Siebzehn Jahre alt, schrieb und sprach sie das Französische, Englische und Italienische so leicht wie ihre Muttersprache. Im Lateinischen und in den Realien hatte sie auch große Fortschritte gemacht, sie liebte Litteratur und Kunst, besonders die Musik. Mit Leibniz, dem Bibliothekar und Justizrat, unterhielt sie sich gern über gelehrte Dinge. Obgleich er äußerlich unscheinbar, ja häßlich war — sein großer Kopf mit den kleinen Augen saß tief zwischen den Schultern, er ging gebückt und hatte krumme Beine — schätzte ihn die Prinzessin doch höher als alle noch so schönen und feinen Cavaliere des Hofes. Wie eifrig sie bemüht war, von dem Philosophen bis zu den Prinzipien der Erkenntnis geführt zu werden, dafür zeugt seine Äußerung ihr gegenüber: „Es ist nicht möglich Sie zufrieden zu stellen; Sie wollen stets das Warum vom Warum wissen!“

Dabei war Sophie, wie Leibniz sagt, die holdseligste Prinzessin, fromm, sanftmütig und bescheiden, von dem Wunsche beseelt, jeden, soviel an ihr lag, zu beglücken. Nachdem ihre Hochzeit mit dem jüngst verwitweten Kurprinzen Friedrich von Brandenburg am 28. September 1684 zu Herrnhausen gefeiert worden, zog sie mit ihm nach Berlin. Bald aber stellte sich die große Verschiedenheit der Gatten in Charakter, Bildung und Weltanschauung heraus; deshalb ward ihr Verhältnis ein förmliches und kaltes, und die Kurfürstin zog sich fortan nach Lützenburg (nach ihr Charlottenburg genannt) zurück, wo sie ihren heiteren Hof hielt. Maskeraden, Konzerte, Opern, Ballette,

*) Leibniz, Systema theol. p. 47.

**) L. Grote, Leibniz und seine Zeit. Hannover 1869.

Schauspiele und andere Festlichkeiten wechselten einander ab. Ihr höchster Genuß aber war ihr Verkehr mit Leibniz. „Glauben Sie nicht,“ schreibt sie ihm*) nach der prunkvollen Krönung in Königsberg, „daß ich diese Größe und diese Krone, von denen man hier so viel Aufhebens macht, den philosophischen Unterhaltungen vorziehe, welche wir in Lützenburg gehabt haben!“ Ihrer wiederholten Einladung leistete er gern Folge und verlebte Sommer und Herbst auf ihrem Lustschlosse. Da er auch den berühmten Deïsten Toland mitbrachte, kann man sich denken, wie lebhaft disputiert wurde. Dieser selbst schreibt: „Sophie Charlotte ist die schönste Prinzessin ihrer Zeit, und sie steht keinem Menschen nach an richtigem Verstand, zierlichen und wohlgesetzten Worten und an Annehmlichkeit im Umgange. Sie hat überaus viel gelesen und kann mit allerlei Leuten sich unterreden. Man bewundert ebensowohl ihren scharfen und gewandten Geist als ihre gründliche Wissenschaft, die sie in den schwersten Stücken der Philosophie erlangt hat. Ja, ich muß frei und ohne Schmeichelei bekennen, daß ich in meinem ganzen Leben niemand gehört habe, der geschicktere Einwürfe hätte machen können oder die Unzulänglichkeit und Sophisterei vorgebrachter Argumente schneller entdecken, die Schwäche und Stärke einer Meinung leichter durchdringen könnte als sie.“ **)

Am liebsten verkehrte die Königin mit „ihrem großen Leibniz“. Sie glaubte, wie Friedrich II. von ihr schreibt, daß es einer Königin nicht unwürdig wäre, einen Philosophen zu schätzen. Ihr Verkehr mit ihm gab ihm den Anlaß zur Abfassung seiner „Theodicee“, d. h. Rechtfertigung der göttlichen Gerechtigkeit wegen der scheinbaren Disharmonie von Tugend und Glück in der Welt. Leider erlebte sie selbst die Vollendung dieses Werkes nicht. Mit ihrer Zustimmung und Unterstützung ferner ward 1701 die Akademie der Wissenschaften in Berlin gestiftet, deren erster Präsident Leibniz wurde. Freilich stellte

*) Brief an Leibniz 23. September 1701.

**) An die Königin richtet sich auch seine Schrift: „Letters to Serena“ 1704.



G. W. Leibniz.
(1646—1716.)



Sophie Charlotte.
(1668—1710.)

er, wie Friedrich der Große richtig sagt, nicht nur eine Akademie vor wegen seiner Universalität, sondern zunächst war er fast der einzige Akademiker!

Der herbste Schlag, der den Philosophen traf, war der plötzliche Tod seiner königlichen Freundin, am 1. Februar 1710 zu Hannover. Sterbend tröstete sich diese geistvolle Frau mit der Hoffnung, im Jenseits „ihre Neugier zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz nie hat erklären können“. Dieser selbst verlor „eine der größten Glückseligkeiten der Welt“, er war einer gefährlichen Krankheit nahe und erholte sich nur langsam — die Blume war hinweg aus seinem Leben!

Ein ähnliches Verhältnis bestand zwischen dem Philosophen Cartesius und Gustav Adolfs Tochter, Christine von Schweden, ebenso kann hier gleich die Freundschaft zwischen Struensee und der Königin Mathilde von Dänemark erwähnt werden.

Joh. Friedr. Struensee*), zu Halle am 5. August 1737 als Sohn eines Geistlichen geboren und pietistisch erzogen, zeigte schon als Knabe großen Ehrgeiz und eine Neigung zum Lebensgenuß; trefflich begabt und fleißig, ging er schon mit 14 Jahren zur Universität und war mit 19 Doktor der Medizin.

Ihn lernte der gutmütige, aber schwache und zu Ausschweifungen geneigte König von Dänemark, Christian VII., 1769 in Altona kennen und brachte ihn mit nach Kopenhagen. Er war ein schöner Mann von feinem Benehmen, ein Liebling der Frauen und guter Kamerad der Männer. Die junge Königin Mathilde, durch das wüste Leben und die bald immer mehr sich steigernde Geistesstörung ihres Gemahls auf sich selbst angewiesen, schenkte dem Struensee, der ihr zuerst als tüchtiger Arzt imponierte, allmählich ihr ganzes Vertrauen. Dazu kam, daß ihre Schwiegermutter Marie Juliane und die Adelspartei sie von allem politischen Einfluß auszuschließen versuchte. Mit dem ehrgeizigen, kühnen Arzte, den ihr körperlich und geistig

*) Vgl. F. v. Hohenhausen, „Berühmte Liebespaare“. Braunschweig 1870. Ferner die Tragödien von Michael Beer u. Heinr. Laube.

entkräfteter Gatte zum ersten Minister machen mußte, gedachte sie ein goldenes Zeitalter für Dänemark heraufzuführen. Reformen aller Art wurden geplant und übereilt durchgeführt. Die Hörigkeit der Bauern ward abgeschafft, Handel und Verkehr erleichtert, anstatt der drückenden Salzsteuer eine Luxussteuer eingeführt, Kunst und Theater gehoben.

Aber Struensee hatte sich dadurch freilich sehr viele Feinde gemacht. Diese begnügten sich nicht damit, sein Freundschaftsverhältnis zur Königin zu verdächtigen, nein sie verschworen sich förmlich gegen ihn, überfielen ihn bei einem Hofball am 16. Januar 1772 und schleppten ihn in Ketten nach Kronenburg. Ebenso wurde die Königin, an welche man sogar Hand legte, dahin gebracht. Man zieh Struensee eines Anschlags gegen den König, des verbrecherischen Umgangs mit der Königin, der Anwendung einer mörderischen Abhärtungsmethode beim Kronprinzen und des Mißbrauchs seiner Gewalt. Keine dieser Beschuldigungen konnte erwiesen werden, bis Struensee, nach Androhung der Folter und durch die Vorspiegelung, sich dadurch retten zu können, feige und wohl der Wahrheit zuwider seinen verbrecherischen Umgang mit Mathilde zugestand. Auf dieselbe Weise überlistete man sie. Am 28. April 1772 wurde Struensee und sein Freund E. Brandt zum Schafott geführt, ihnen erst die rechte Hand, dann das Haupt abgetrennt, worauf sie gevierteilt und an den Galgen gehenkt wurden. Beide starben unschuldig. Ein Historiker faßt die Sachlage richtig zusammen, indem er sagt: „Karoline Mathilde hat sicher nichts weiter versehen, als daß sie Wohlgefallen an dem einzigen Manne fand, der ihr wahrer Freund war, der ein Herz für ihre ehelichen Leiden hatte, diese stets zu mildern bereit war, und dem sie allein ihre Klagen anvertrauen durfte.“ — Sie verließ am 30. Mai 1772 Kopenhagen und lebte fortan auf dem Schlosse Celle bei Hannover, wo sie jedoch schon im Mai 1775 plötzlich starb. Ein Denkmal im Schloßgarten zeigt in Marmorrelief das schöne Haupt der unglücklichen Frau und berichtet kurz und rührend ihr Schicksal.



Karoline Mathilde.
(1751—1775.)



Graf Struensee.
(1737—1772.)

Haben wir bisher eine große Zahl von Lobrednern der Freundschaft vorgeführt, so müssen wir jetzt auch einige Stimmen hören, welche sich wegwerfend über dieselbe äußern.

Da tritt uns zuerst der Jesuitismus entgegen. Dieser mächtige Orden, das Kind der päpstischen Gegenreformation im 16. Jahrhundert, hat seine vielfach staunenswerten Erfolge hauptsächlich durch seine Unterdrückung der Individualität erreicht.*) Jeder einzelne wird fortwährend peinlich beobachtet, jeder Fehltritt, ja jede verdächtige Äußerung wird sofort dem Oberen denunciert. Keiner darf seinem Mitbruder vertrauen, daß er ihm nicht als Kundschafter übel mitspielen und sich selbst dadurch die Gunst der Superioren verschaffen werde. Im Hause darf man nicht mit jedem beliebigen reden, sondern nur mit welchem es einem gestattet wird; dasselbe gilt vom Verlassen des Hauses. Wir wollen nicht leugnen, daß die jesuitische Disciplin auch Tugenden einschärft, nämlich Selbstbeherrschung in Worten, Mienen und Geberden, Schweigen, Bescheidenheit im äußern Auftreten, Vermeidung von Zeichen der Ungeduld, des Zornes und der Unruhe — doch verlieren diese Vorschriften an Wert, weil sie meist nur auf das äußere Gebaren gerichtet sind. Überhaupt ist das ganze Leben bis ins kleinste hinein schematisiert. Freundschaft aber zwischen den Ordensgliedern wird ebenso wenig gewünscht wie zwischen ihnen und Nichtjesuiten.

Fügen wir hieran die Auffassung der Freundschaft, welche von einem heftigen Gegner der Jesuiten vorgetragen wird, so sind wir überrascht, wie sehr dieser mit ihnen übereinstimmt, obgleich er doch von ganz verschiedenen Grundsätzen geleitet wurde.

Dies ist Helvetius (1715—1771), ein Encyklopädist, welcher in weitschweifiger und ungeordneter Weise einen sensualistischen Materialismus predigte, dessen höchstes Ziel die Befriedigung der Selbstsucht. Natürlich entspringt ihr auch die Freundschaft**), die sich aus dem Wunsche nach Vergnügen, Geld,

*) Vgl. J. Huber, Der Jesuitenorden. Berlin 1873. S. 83.

**) Cl. Adr. Helvetius, De l'esprit 1758. III, 15. Deutsch von J. G. Forkert.

Ansehen, Umgang, Mitteilung und Unterstützung erklärt. Einerlei Bedürfnis und folglich einerlei Freundschaft wird nicht lange dauern. Aus der intimsten kann sich leicht Haß entwickeln, wenn uns der Freund nämlich nicht mehr braucht oder wir ihn gar in Anspruch nehmen wollen. Die meisten Menschen schwärmen sehr romantisch von ihren Freunden, bis sie wirklich einmal in Not kommen, dann sehen sie sich alsbald enttäuscht. Sie geben sich gern den Anschein, als ob sie liebten und geliebt würden. Allein es ist viel „fliegende Hitze“ dabei! Beim ersten Anblick werden wir von den Tugenden des andern gerührt, aber Gewohnheit macht fühllos. Die Freundschaft besteht in keinem beständigen Gefühle der Zärtlichkeit, bei Menschen ist alles veränderlich; daher ist auch die Freundschaft ein steter Wechsel von warmen und kalten Empfindungen.

Die Freundschaft, fährt Helvetius fort, richtet sich nach den Bedürfnissen, manche Zeiten, Verhältnisse, Regierungsformen und Sitten sind ihr günstiger als andere. Dieselben Tugenden haben auch zu verschiedenen Zeiten einen andern Wert. Man ist desto weniger zur Freundschaft aufgelegt und befähigt, als man von den Menschen unabhängig ist und je besser man sie kennt. Ihr Hauptreiz besteht in dem Vergnügen, über sich selbst mit jemand sprechen zu können, im Glück, um sich dadurch zu erheben, im Unglück, um sich davon zu befreien. Die Freundschaft ist ebenso wie der Ehrgeiz, die Habgier, der Stolz und andre Leidenschaften eine unmittelbare Folge des Gefühls. —

In diesen rohen Ansichten, mit welchen auch Holbach*) übereinstimmte, können sich noch heute diejenigen Leute spiegeln, welche, selbstsüchtig, engherzig und oberflächlich wie jene, die Freundschaft verachten und verhöhnen.

---

*) Holbach, Systême de la Nature 1770.

Im Gegensatz zu den französischen Naturalisten treten die englischen Philosophen des 18. Jahrhunderts vielfach eifrig für die Freundschaft ein.

So gründete Cumberland auf das Wohlwollen, diese Hauptseite der Freundschaft, die ganze Moral, ja selbst die Rechtsverhältnisse.*) Der Mensch sei von Natur ein geselliges,**) zum Wohlwollen geneigtes Wesen. Nach den Gesetzen unsrer Natur solle jeder zwar auf sein eigenes Wohl bedacht sein, aber zugleich auch das allgemeine Wohl befördern, und der Weg des einzelnen zu seinem eignen Wohl heißt zugleich die Beförderung des Gemeinwohls.

Shaftesbury (1671—1713), der geistvollste „Freidenker", betrachtet ebenfalls das Wohlwollen als ein moralisches Prinzip. Der ursprüngliche moralische Sinn werde durch Vernunft und Übung zum moralischen Geschmack, d. h. zum Wohlgefallen am Guten bei uns selbst und andern. Die Tugend sei die angemessene Harmonie zwischen den selbstischen und wohlwollenden Neigungen; nur aus ihr, die ganz ohne Eigennutz, entspringe des Menschen Glückseligkeit. Freundschaft ist daher ein hoher Grad des Wohlgefallens an den schönen und guten Eigenschaften des andern. Sie sollte ebenso ausdrücklich empfohlen werden wie die Vaterlandsliebe; beide Tugenden haben etwas Heroisches***). — Fr. Hutcheson (1694—1747) führte den Gedanken vom „moralischen Sinne" noch weiter aus,†) indem er ihn mit dem Schönheitssinn in Parallele setzt.

Die deutschen Philosophen des 18. Jahrhunderts vor Kant handelten unser Thema überaus oberflächlich, seicht und

*) R. Cumberland, De legibus naturae disquisitio philosophica. London 1672.

**) Vgl. Aristoteles, Politik I, 2.

***) Shaftesbury, Characteristics 1711. Dtsch. 1776.

†) Hutcheson, A sytem of moral philosophy 1755.

langweilig ab; so Wolff,*) A. Baumgarten,**) Meier,***) Basedow†) und Garve.††)

Und doch war das 18. Jahrhundert in besonderem Grade für Freundschaft empfänglich. Wir erinnern nur an die zahlreichen deutschen Gesellschaften in Leipzig, Hamburg, Zürich, Halberstadt, Göttingen und Frankfurt, deren Mitglieder für einander schwärmten, in Wort und Schrift, sich besangen, ihre poetischen Versuche einander vorlasen und öffentlich anpriesen. Wie triefen die Oden Klopstocks (An meine Freunde) von Liebe und Sehnsucht; wie überschütten sich Gleim und Jacobi in ihren Briefen mit Liebeserklärungen! Wie schwärmten die Barden des Göttinger Hains mit und für einander! Aber es gab auch Beispiele echter, treuer Freundschaft. Ist nicht Bodmers Betragen gegen den Messiassänger geradezu rührend? Selbst kein großer Dichter, fand er seine Freude darin, jüngere Talente zu unterstützen. Ebenso machte es, oft fast über Vermögen, Gleim. Und Klopstocks Freundeskreis weist ebenso treue Freunde auf, wie der zu Wolfenbüttel. Natürlich, es lief auch manches Sentimentale, Süßliche, Läppische, ja auch manche Heuchelei mit unter; mancher wußte sich durch Herandrängen an litterarische Größen beliebt und angesehen zu machen, ohne etwas zu taugen; man denke nur an Leuchsenring, Kauffmann, Lenz u. a. Aber doch glänzen auch durch ihr ruhiges, klares Licht einige Freundschaften am Himmel der Litteratur; Lessing und Mendelssohn, Klopstock und Giseke, Wieland und Sophie Laroche, Herder und Hamann, Schiller und Goethe, Goethe und Karl August.

An dieser Stelle sei mit wenigen Worten der „großen Landgräfin" gedacht, wie Goethe Karoline von Hessen-Darmstadt

*) Wolff, Vernünft. Gedanken v. d. Menschen Thun und Lassen. Halle 1752. § 778. 780.

**) Ethica philos. 1751. § 491—500.

***) Philos. Sittenlehre V. 1761. Kp. 3. Absch. 3.

†) Prakt. Philos. f. alle Stände. 1758. S. 572.

††) Anm. z. Ciceros Büchern v. d. Pflichten. II. S. 103—111.



Sophie Laroche.
(1731—1807.)



Chr. Martin Wieland.
(1733—1813.)

genannt hat.*) Während ihr Gemahl, Ludwig IX., seiner Soldatenliebhaberei in Pirmasens frönte, waltete sie weise und mild ihres Herrscheramts in Darmstadt, sorgte für Arme und Notleidende, suchte ihr Volk physisch, geistig und moralisch zu heben und beschützte eifrig Kunst und Wissenschaft. Durch lebhaften Briefwechsel mit hervorragenden Männern suchte sie sich fortzubilden. Klopstock bahnte sie zuerst den Weg in die Öffentlichkeit, indem sie dessen Oden und Elegien herausgab. Ihr kleiner Hof war bald der Sammelplatz für die ausgezeichnetsten Männer: Goethe, Wieland, Herder, Georg Schlosser, v. Grimm, v. Moser; und Friedrich der Große befand sich nirgends wohler als in ihrer Gesellschaft. Ihre Einfalt, Natürlichkeit, Herzensgüte und edle Weiblichkeit gewann ihr solche Bewunderung, daß Friedrich, mit dem sie auch fleißig korrespondierte, sie „die Zierde und Bewunderung seines Jahrhunderts“ nannte, und Wieland von ihr sagte, sie müßte, wenn er einen Augenblick Herr des Schicksals wäre, Königin von Europa werden.**) — Infolge einer Reise nach Petersburg, wo sich ihre Tochter mit Großfürst Paul vermählte, erkrankt, starb sie gefaßt und geistesstark schon am 30. März 1774.

Schließen wir hieran gleich die innige Freundschaft Wielands mit Sophie Laroche. Diese, eine der geistreichsten deutschen Schriftstellerinnen, war als Tochter des gelehrten Arztes v. Gutermann am 6. Dezember 1731 zu Kaufbeuern geboren, erhielt eine treffliche Bildung in Augsburg und ward dort mit dem Leibarzte des Fürstbischofs, Bianconi aus Bologna, verlobt. Aber die Vermählung kam wegen der Verschiedenheit der Konfessionen nicht zu Stande. Mit zwei ihrer Schwestern

---

*) Vgl. Th. Winkler, Karoline, die große Landgräfin, 1873, und bei Ferd. Schmidt, „Frauengestalten aus der Sage und Geschichte“. Jena 1881. Ihr Briefwechsel 1877.

**) Friedrich der Große war selbst für Freundschaft sehr empfänglich, wie namentlich sein jahrelanger Verkehr mit Voltaire beweist, den er trotz dessen sittlicher Schwächen zeitlebens hochachtete.

und ihrem Bruder kam sie nun nach Biberach in das Haus ihres Großvaters v. Gutermann, der dort Senator war. Hier lernte sie 1750 den um zwei Jahre jüngeren Chr. M. Wieland kennen. Sie sollte seine Gattin werden; aber Mißverständnisse trennten ihre Liebe, die jedoch als Freundschaft bis ins hohe Alter fortdauerte. Im Jahre 1760 verheiratete sie sich mit Laroche, der damals Mainzer Hofrat und Verwalter der Stadionschen Güter war und hernach als Geh. Konferenzrat nach Trier kam. Wie schmerzlich es auch für Wieland sein mußte, seine Jugendgeliebte als Gattin eines andern wiederzusehen, so lernte er sich doch bald in das neue Verhältnis fügen, da ihn mit ihrem Gatten, der sich auch als Schriftsteller durch seine geistvollen „Briefe über das Mönchswesen“ Ruf erwarb, die Liebe zu heitrem Lebensgenuß und zur Wahrheit verband. Dazu kam die herzliche Teilnahme, welche Sophie allen seinen Plänen und Arbeiten zuwendete. Die seltensten körperlichen und geistigen Vorzüge fanden sich in ihr vereinigt, ihr Charakter und Lebenswandel waren musterhaft. Vorzüglich gelangen ihr Romane in Briefform, von denen „die Geschichte des Fräulein von Sternheim“, 1771 von Wieland herausgegeben, am berühmtesten ist. In Frankfurt lernte sie Goethe durch Merck kennen. Dieser schreibt über sie an seine Gattin: „Frau v. Laroche ist eine Dame der großen Welt, von sehr vornehmem Wesen; sie spricht besser Französisch als Deutsch, und ihr Geist geht mit überraschender Leichtigkeit von dem gehaltvollsten Gespräche zu den gewöhnlichsten Aufmerksamkeiten über, welche die Gesellschaft verlangt. Sie ist ein starker Charakter; sie spricht unendlich besser als sie schreibt.“ Und Karoline Flachsland, Herders Braut, schreibt, allerdings nicht ohne Antipathie: „Eine feine, zierliche Frau, eine Hofdame, eine Frau nach der Welt, mit tausend kleinen Zieraten, eine Frau von Witz, von sehr feinem Verstande .... sie hat uns mit allzu viel Koketterie und Repräsentation nicht gefallen.“ Desto mehr gefiel Goethen ihre Tochter Max (d. h. Maximiliane), eine liebliche Erscheinung „mit den schwärzesten Augen und einer Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden kann“. Mit ihr blieb er auch



Karoline von Wolzogen.
(1763 — 1847.)



Friedrich Schiller.
(1759—1805.)

befreundet, als sie sich 1774 mit Brentano verheiratete. Mit ihrer Tochter Sophie Brentano, also der Enkelin seiner Jugendgeliebten, lebte der greise Wieland Jahre lang in innigem Verhältnis. Ihr Tod, die er seine „Ophelia“ nannte, schmerzte ihn aufs tiefste; er errichtete ihr auf seinem Gute „Osmantium“ (Osmannstedt) ein Grabmal, auf welches nach seiner Gattin und seinem Tode die schönen Worte gesetzt wurden:

„Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.“

Solchen Beispielen gegenüber äußerte sich Herder ganz angemessen.*) Das Symbol der verschlungenen Hände bezeichne richtig die Freundschaft als eine Vereinigung von Händen und Herzen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke. Die Schöpfung kenne nichts Edleres, mögen es männliche oder weibliche Wesen sein; denn es sei ein Vorurteil der Männer, daß sie allein nur zur Freundschaft taugen. Oft ist das Weib dazu zarter, treuer, fester, goldreiner als eine Reihe schwacher, fühlloser, unreiner männlicher Seelen. Auch die Ehe sollte Freundschaft sein. — Gemeinschaftliches Leben ist das Mark der wahren Freundschaft: Aufschluß und Teilung der Herzen, innige Freude aneinander, gemeinschaftliches Leid, Rat, Trost, Bemühung, Hülfe für einander sind ihre Kennzeichen, ihre Süßigkeit und Belehrung. Was für zarte Geheimnisse giebt's in der Freundschaft; Delikatessen, als ob die Seele des einen sich unmittelbar in der des andern fühlte und vorahnend seine Gedanken richtig erkennte. Es giebt Augenblicke der Sympathie auch in Gedanken, ohne die mindeste äußere Veranlassung; es giebt Erinnerungen, auch ferne abwesender Freunde an einander, die oft von der wunderbarsten, mächtigsten Art sind. Die Freundschaft, meint Herder, ist reiner und auch mächtiger als die Liebe: wenn diese sich zur Stärke und Dauer der Ewigkeit erheben will, muß sie erst, von der

*) Zerstreute Blätter I, 320—26.

groben Sinnlichkeit geläutert, wahre Freundschaft erwerben. Große Liebe ist wie zerstörendes Feuer, die Freundschaft reine, erquickende Menschenwärme. In ihr wirkt der wahre Magnetismus menschlicher Seelen, und der Magnet zieht am meisten, wenn er geübt wird.

Es verlohnt sich wohl, Klopstocks Stellung zu seinen Freunden ein wenig näher zu betrachten.

Religion und Freundschaft sind die beiden Pole, um die sich sein Dichterleben drehte. Im Vergleich zu der damaligen nüchternen, matten und alltäglichen Poesie zeigt Klopstocks Dichtung einen feierlichen, erhabenen Schwung. Wie Musik der Engel mußten die Töne unseres Dichters das Ohr aller Empfänglichen treffen. Alle seine Oden haben eine religiöse Weihe, mag er die edle Liebe oder die Hoheit des Vaterlandes preisen oder seine feurige Freundschaft besingen. Aus der Natur sprach Gottes Walten zu ihm; sein und seiner Freunde Schicksal liegt in Gottes Hand.

Seine Empfindung, ebenso tief als wahr, spricht mächtig zum Herzen. In den Gesängen des jugendlichen Dichters an Fanny und seine Freunde leidenschaftlich, schwärmerisch, düster, wird er zur Zeit seines Liebesglückes mit Meta milder und heiterer, majestätisch groß in den religiösen Hymnen, männlich kräftig und glühend vor Begeisterung in den Oden an sein Vaterland, worunter er nicht diesen oder jenen kleinen Staat, sondern ganz Deutschland verstand. In den Gedichten seiner Reife verbinden sich Phantasie, Verstand und Empfindung harmonisch, während in denen seiner Jugend eine etwas verschwommene Empfindung, im Greisenalter der nüchterne Verstand zu sehr vordrängt. An manchen Stellen, wo er die von ihm angestrebte Prägnanz und Bestimmtheit des Ausdrucks erreicht, wo sich Tiefe des Gedankens mit Adel, Kraft und Pracht

der Rede verbindet, da leistet er geradezu Klassisches. Klopstock ist der Schöpfer unsrer dichterischen Sprache; ohne ihn war ein Goethe nicht möglich! Nur eins fehlt ihm, was diesen auszeichnet, er sagt nur, was er ausspricht, nicht auch was er verschweigt.

Wie hoch Klopstock die Freundschaft stellt, zeigt uns seine köstliche Ode: „Der Zürichersee“. Erlöst durch Bodmer aus der trostlosen Lage, ohne Gegenliebe zu lieben, erfrischt durch die würzige, kräftige Alpenluft und beglückt durch einen schönen Kreis neuer Freunde, schuf er dieses Gedicht, das uns so recht als ein Muster seiner ganzen Dichtung erscheint. Die Freude war es, die ihn heimsuchte, die Freude, die Schwester der Menschlichkeit und der Unschuld Gespielin. Eine Freudenquelle ist der Lenz mit seinem Natur und Menschenherz belebenden Hauche; der Wein, der, mäßig genossen, sanfte Empfindungen, helle Gedanken, männliche Entschlüsse weckt; der Ruhm, welcher dem edlen Dichter ein segensreiches Fortwirken auf die Nachwelt verspricht.

„Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein!
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!“

Diese Freude wurde dem Dichter an jenem Tage; doch auch der alten, abwesenden Freunde gedenkt er und wünscht, alle möchten zugegen sein, die in seligen Stunden seine suchende Seele fand; denn, wenn er mit ihnen „Hütten der Freundschaft“ errichtete, wandelte sich ihm in Tempe jenes Thal, in Elysium!

Und was für einen Freundeskreis hatte auch unser Dichter in Leipzig, Zürich, Kopenhagen und Hamburg!*). Da war der heitre Ebert (1723—1795), welcher sich für griechische, lateinische und englische Litteratur interessierte, ein Liebling der sanften Hlyn**); der sinnige Cramer (1723—88), der poetische Psalmen-

*) Vgl. „Wingolf“, 1747.

**) Göttin der Freundschaft.

Übersetzungen, geistliche Lieder und Oden (z. B. Luther) schrieb und den Druck der drei ersten Gesänge des „Messias“ in den „Bremer Beiträgen“ vermittelte; der sanfte Giseke (1724—65), den Klopstock allein von allen duzte, weil er ihn besonders zärtlich liebte; der „Thorheit Hasser“ Rabener (1714—71), mit dem frohen und herzenvollen Gesichte; ferner der liebenswürdige, melancholische Gellert (1715—69), dessen „süß Geschwätz“ Klopstock am liebsten aus dem Munde seiner Freundin vernehmen möchte; auch Dr. Olde († 1759), bei welchem die Beiträger-Versammlungen stattfanden, ein edler und feuervoller Mensch, Feind der Stümper, bald Zweifler und Spötter, bald Philosoph und Dichter. Endlich darf der launische und grillenhafte Kühnert, sein Vetter Schmidt und der liebenswürdige, stille Rothe nicht vergessen werden. Auch hier in der Ode „Wingolf“ gedenkt er wieder der abwesenden Freunde. Mit Wehmut erinnert er sich an die schönen Abende, da die Freunde der Reihe nach den scheidenden Gärtner zu sich luden und er sie zuletzt alle bei sich bewirtete.

Mit allen diesen Freunden verband den Dichter des Messias aber nicht nur Wohlgefallen und allgemeine Übereinstimmung, sondern die gemeinsame Begeisterung für die deutsche Poesie. Klopstock hofft, durch sie werde das goldne Zeitalter derselben heraufgeführt werden. Und wenn dies auch nur für ihn selbst zutrifft, und seine stolzen Verheißungen ewigen Ruhmes, die er ihnen spendet, nicht in Erfüllung gingen, so hat doch der frische Verkehr mit ihnen jedenfalls sein eignes poetisches Schaffen gekräftigt und erhöht.

Es entspricht dem elegischen Wesen Klopstocks, daß ihn der Gedanke an frühere oder auch befürchtete Abschiedsstunden auf's tiefste ergreift. Bei der Trennung von Giseke, 8. April 1748, meint er: „Geh, ich weine nicht, Freund! Ich müßte mein Leben durchweinen, weint' ich Dir, Giseke, nach!“ Eberts freundlicher Zuspruch fruchtet nichts; „ein trüber Gedanke scheucht den Dichter vom Weine tief in die Melancholei“. Wie anschaulich, ergreifend und wahr schildert er in der Ode „Der

Rheinwein" (1753) den Tod eines Freundes, als er den ihn Besuchenden bittet, ihm seine „geweinten, geliebten Sorgen" mitzuteilen:

„Laß mich mit Dir sie sorgen. Ich weine mit,
Wenn Dir ein Freund starb. Nenn' ihn. So starb er mir.
Das sprach er noch. Nun kam das letzte,
Letzte Verstummen! Nun lag er tot da!

Von allem Kummer, welcher des Sterblichen
Kurzsichtig Leben nervenlos niederwirft,
Wärst Du, des Freundes Tod, der trübste,
Wär' sie nicht auch, die Geliebte, sterblich!"

Und in dem köstlichen Gedicht: „Die frühen Gräber" (1764) begrüßt er den silbernen Mond, den schönen, stillen Gefährten der Nacht, als Gedankenfreund und beklagt, daß so mancher Freund ihm schon entrissen ward:

„Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Male schon erstes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit Euch
Sahe sich röten den Tag, schimmern die Nacht!"

Wie schmerzlich ihm dieser Gedanke war, bezeugt auch eine Stelle bei Cramer,*) wo er berichtet, daß Klopstock niemals Abschied nahm; denn er pflegte zu sagen: „Abschiednehmen ist eine abgeschmackte Sache, das Abschiednehmen hat Gottsched erfunden!" Den Tod selbst fürchtete er nicht, aber die Trennung (vergl. die gleichnamige Ode 1779):

„Weh mir! Ich fürcht', ich fürchte — Beim Himmel, was? —
Den Abschied von den Freunden!
Und meinen nicht nur, ihren Abschied auch!"

---

*) Cramer, Klopstock, Er und über ihn, III, 445. Vgl. „Wingolf" 225. „Messias" 19, 963.

Manchmal betrübte ihn der Gedanke, daß sich diejenigen nicht in diesem Leben finden, die für einander geschaffen sind,*) aber er gelobte wenigstens den toten Freunden,**) die schon in Elysium wandeln,

„Daß wir weise, wie ihr, und der Erinnerung
Eures Todes getreu, leben, zwar fröhlich sei'n,
Doch als stündet ihr alle
Mit den glücklichern Freunden hier!"

Und wohl freut er sich der Gegenwart, ja er preist sich 1784 glücklich,***) daß ihn der Frohsinn durchs ganze Leben begleitet habe, aber doch stimmt ihn ein Gedanke zur Wehmut, daß die Vergangenheit „mit den Leichen der Geliebten" ihm vorbeigeht: so oft er daran denkt, ist's mit seiner Freude vorbei. Ebert starb als einer der letzten vom Wingolf (19. März 1795). Obgleich sich unser Dichter eines zufriedenen Alters erfreute, er auch nicht mehr durch die Revolution betrübt wurde, war doch seine ganze Seele ernst: er singt: †)

„Ach mich reißt die Erinnerung fort; ich kann nicht widersteh'n!
Muß hinschauen nach Grabstätten, muß bluten lassen
Die tiefe Wund', aussprechen der Wehmut Wort:
Tote Freunde, seid gegrüßt!"

Daher können wir es ihm nachfühlen, daß er, dessen Pfad „von der Asche näherer Toten bewölkt" ward, den tiefen, bittren Kelch des Abschiednehmens von seinen Freunden nicht bei Tropfen, sondern mit einem Zuge zu leeren wünschte.††) Und er freut sich des Jenseits, wo er mit ihnen einen ewigen Lenz zu leben hoffen darf.

---

*) „An Bodmer" 1750.
**) „Weihetrunk an die toten Freunde" 1751.
***) Der Frohsinn 1784.
†) Die Erinnerung 1795.
††) An Freund und Feind 1781.

Auch bei Lessing, diesem mit Herder so verwandten Geiste, finden wir eine würdige Vorstellung von der Freundschaft. Nichts kann an einem Freunde angenehmer sein, als verschiedene Meinungen in gleichgültigen Sachen.*) — Zug um Zug ist eine Regel in der Handlung, aber nicht in der Freundschaft. Handel und Wandel leidet keine Freundschaft, aber Freundschaft leidet auch keinen Handel und Wandel.**) — Gleichheit ist immer das festeste Band der Liebe.***) Es ist schwerer, die Pflichten der Freundschaft auszuüben, als von ihnen entzückt zu reden.†) Wenn man an Freunde schreibt, so schreibt man ohne ängstlichen Zwang und ohne Zurückhaltung.††) — Viele bedauern im Tode, was sie im Leben nicht geliebt haben. Ich will im Leben lieben und nach dem Tode so wenig als möglich bedauern!†††) — Sich langwierige Krankheiten und ich weiß nicht was für Umstände befürchten, die einen außer Stand setzen könnten zu arbeiten, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsicht. Ich habe ein besseres, und habe Freunde!§) Zusprache von meinen Freunden thut mir jetzt desto wohler, je nötiger mir sie ist. — Und wie hat es Lessing selbst verstanden, Freundschaft zu halten! Wie getreulich verkehrte er in Leipzig mit dem verbummelten Genie Christlieb Mylius und mit dem wie er selbst theaterliebenden Chr. Fel. Weiße. Besonders aber erfreute er sich in Berlin (1753—58) eines ausgedehnten Kreises von näheren und ferneren Freunden. Hier verkehrte er mit dem Kupferstecher Wilh. Mail und dem Schauspieler Brückner, dem Musiker Kirnberger und dem gelehrten Arzt Gumpertz, sowie dem schöngeistigen Franzosen Prémontval. Auch Ramler, der kritische Verskünstler, und der Ästhetiker Sulzer trat

*) Brief an Hrn. F. „Werke" (Lachm.), III, 307.
**) An F. Nicolai 22. 10. 1762. XII, 150.
***) Minna v. Barnhelm, I, 587.
†) Damon, oder die wahre Freundschaft.
††) III, 271. Vorrede.
†††) An den Vater 9. 2. 1764. XII, 160.
§) An dens. 13. 6. 1764. XII, 161.

ihm nahe. Mit dem Leipziger Studiengenossen, dem „kleinen Bauzner" Neumann, der ein Heldengedicht „Nimrod" dichtete, wohnte Lessing eine Zeit lang zusammen. Wichtiger aber als alle wurden für ihn Mendelssohn und Nicolai.

Beide waren mit ihm ungefähr gleichaltrig, sie teilten mit ihm das Streben, sich ästhetisch aufzuklären und den Bann der Gottschedischen Herrschaft zu brechen. Friedrich Nicolai (1733—1811), der Sohn eines Berliner Buchhändlers, lernte das Geschäft seines Vaters, begann aber, durch Lessings kritische Arbeiten geschult, früh zu schriftstellern. Infolge seiner „Briefe über den jetzigen Zustand der Wissenschaften in Deutschland" (1756), in denen er zwischen den Gottschedianern und Schweizern zu vermitteln unternahm, suchte Lessing seine Bekanntschaft und brachte ihn mit Mendelssohn in Verbindung. Durch seine „Litteraturbriefe", die er 1759—63 mit Lessing herausgab, begründete er die selbständige litterarische Kritik in Deutschland und machte durch seine „Allgemeine deutsche Bibliothek" (von 1765 an) Berlin zum Mittelpunkt der Aufklärung. Sein Einfluß auf die Litteratur war eine Zeit lang ungeheuer; auch sein Streben durchaus achtbar. Er will den Geschmack seiner Landsleute verbessern, die Bildung auf freier Anschauung und Klarheit des Denkens gründen und bekämpft daher alle Erscheinungen, welche ihm der religiösen, philosophischen oder poetischen Mystik Vorschub zu leisten schienen. Wie er sich gegen Klopstocks seraphische Sentimentalität und die Süßlichkeit der Anakreontiker ausgesprochen hatte, so bekämpfte er die Auswüchse der Pietisten und das Treiben der Jesuiten. So verdienstlich dies war, so ließ er sich später doch verleiten, auch gegen das gute Neue in der Litteratur, gegen Herders „Stimmen der Völker", Goethes „Werther", gegen Kant und Fichte zu eifern, wodurch er sich schließlich lächerlich machte.

Lessing verdankte diesem Freunde nicht nur buchhändlerische, sondern auch moralische Unterstützung in seinem Kampfe gegen Gottsched und die Franzosen.

Noch einflußreicher war seine Freundschaft mit Moses Mendelssohn (1729—1786). Dieser, zu Dessau als Sohn

eines armen jüdischen Schulmeisters geboren, genoß einen guten Elementarunterricht und warf sich, durch Maimonides' († 1204) Schrift „Leitung des Zweifelnden" angeregt, so emsig auf die Wissenschaften, daß er leidend wurde. Weil er deutsche Bücher las, stieß ihn die Gemeinde aus. Er wanderte nach Berlin, wo er Hauslehrer in einer Familie, dann Kaufmann und endlich Teilhaber einer Seidenfabrik wurde. Wegen seines guten Schachspiels an Lessing empfohlen, lernte er bei diesem Griechisch und besprach alle Morgen von 7—9 philosophische und litterarische Gegenstände mit ihm. Beide Freunde ergänzten sich: Lessing war scharfsinnig und leidenschaftlich, Mendelssohn friedliebend und tief. Mendelssohn war eine edle Persönlichkeit von uneigennütziger Liebe zum Guten, Bedürfnislosigkeit, philosophischer Gelassenheit und frommer Ergebung in den Weltlauf, dem Sokrates und Spinoza vergleichbar; frei von der Eitelkeit und Selbstüberhebung der Aufklärer, von den Vorurteilen seiner Nation und seines Standes, doch anhänglich an das Volk und die Religion, denen er angehörte. Lavaters täppische Bekehrungsversuche wies er fest und doch milde zurück. Er ist das Vorbild zu Lessings Nathan.*) Seine Schriften verfechten Aufklärung und Humanität, besonders die Hebung seiner unterdrückten, geistig und sittlich tief gesunkenen Glaubensgenossen. Seine Sprache ist rein, klar und anmutig, so daß er neben seinem Freunde und Goethe zu den besten deutschen Prosaisten gehört.

Seine erste Schrift „Philosophische Gespräche" (1755) beförderte Lessing ohne sein Wissen zum Druck, um ihn zum Schriftsteller zu machen. Sodann beantworteten beide die Preisfrage der Berliner Akademie in der Abhandlung: „Pope ein Metaphysiker", wodurch sie jene Körperschaft persiflierten wegen der falschen Fragestellung. Trotzdem wurde er 1771 zum Mitgliede derselben gewählt; aber der philosophische König strich den Juden aus der Liste. Als später nach Lessings Tode

*) Daher finden sich die Porträts von ihm, Nicolai und Kleist, an Lessings schönem Denkmal in Berlin.

Jacobi diesen des Spinozismus anklagte, trat Mendelssohn als Verteidiger seines Freundes auf, aber der Ärger über diesen Handel veranlaßte mit sein Ende! —

Ein anderer Freund, der Lessing sehr nahe stand, war der Dichter des Frühlings, Ewald v. Kleist (1715—59). Dieser, ein Sänger und ein Held zugleich, war mit unserm Dichter in Leipzig bekannt geworden. Sein männlicher Ernst, seine antike Einfachheit, sein echt deutsches, patriotisches Wesen hatten Lessing sogleich begeistert. An ihn waren die „Litteraturbriefe" gerichtet, vor die er aus Bescheidenheit sein Bild zu setzen verbot; seine Heldenhaftigkeit lieh Lessing zu dem „Philotas" die Farben; durch ihn hauptsächlich hat er eine so würdige Auffassung vom Soldatenstande bekommen, wie er sie in der „Minna v. Barnhelm" vorträgt; die Liebe zu ihm endlich bewog ihn, mit dessen Freunden Gleim und Ramler freundlich zu verkehren. Lessing ahnte, daß sein tapferer Freund in der ersten Schlacht verwundet werden würde. Als er davon hörte, daß er in der Schlacht bei Kunersdorf verwundet und gefangen sei, sendet er ihm Geld und will mitten durch die Feinde zu ihm eilen. Und als ihm der Tod des Freundes gemeldet wird, schreibt er an Gleim (1. September 1759): „Nein, unser Kleist ist nicht gestorben; es kann nicht sein; er lebt noch; ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Lassen Sie uns das Beste hoffen!" Und endlich, als sein Tod zur Gewißheit geworden, überfällt ihn eine sehr wilde Traurigkeit; er empfand eine tiefe Leere und wurde krank. Für diesen Freund hat er nie einen Ersatz gefunden!

Lessing war ein umgänglicher, liebenswürdiger Mensch, dessen Persönlichkeit einen unwiderstehlichen Zauber auf alle ausübte, die mit ihm verkehrten. Seine Unterhaltung war eine unversiegbare Quelle der Ideen, die er mit Milde und Bescheidenheit vorbrachte, um niemand zu verletzen. Er war ein anhänglicher, liebevoller und aufopferungsfähiger Freund. Was hat er für S. Reimarus, dessen Papiere ihm zur Herausgabe anvertraut waren, gelitten! Wie sorgsam zeigte er sich in der Wahrnehmung von Eva Königs Interessen, und wie dankbar für

Elise Reimarus Anhänglichkeit! Auch auf ihn paßt Goethes Wort: „Hinter ihm, im wesenlosen Scheine, lag, was uns alle bändigt, das Gemeine!“ —

Wenden wir uns jetzt zu Schiller. Seine Schwärmerei für die Freundschaft tritt uns schon auf der Karlsschule entgegen. Wie intim verkehrte er mit Scharfenstein, Hoven und Wolzogen. Wie atmet der Absagebrief, den er an den ersteren schrieb, als er sich von ihm verraten glaubte,*) die heiße Glut des liebebedürftigen, liebevollen Jünglingsherzens! „Warum ich kaltsinnig geworden? weil ich Dich liebte, weil ich Dein Freund war und sehe — daß Du es nicht von mir warst!“ Später fand Schiller den getreuen Streicher, der ihm auf der Flucht aus Stuttgart so selbstlos zur Seite stand; dann wieder den feinsinnigen und doch praktischen Körner, der alle seine Werke genießend und kritisch zuerst entgegennahm; hierauf in Jena Wilh. v. Humboldt, der in der Vorrede zu seinem Briefwechsel mit Schiller diesem ein schönes Denkmal gesetzt hat; endlich Goethe, mit welchem er in stetem neidlosen Wettkampf um die höchste Palme der Dichtkunst ringen sollte.

Aus seinen Briefen stammen denn auch die schönen Worte: „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund.**) „Augenblicke, wo meine Seele aus ihrer Hülle schwebt und mit freierem Fluge durch ihre Heimat Elysium wandert, sollen den Freunden meines Herzens geheiligt sein.“***) — „Seit Ihren letzten Briefen hat mich der Gedanke nicht mehr verlassen wollen: „Diese Menschen gehören dir, diesen Menschen gehörst du.“†) „O meine Seele dürstet nach neuer

*) An J. A. H. Reimarus 6. 4. 1778. XII, 514.

**) 1776. Vgl. bei R. Weltrich, Fr. Schiller, S. 168 f.

***) An Goethe 11. 12. 1798.

†) An Körner 10. 2. 1785.

††) Körner, Huber, Minna und Dora Stock.

Nahrung, nach besseren Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem näheren Umgang, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eignes Herz wieder genießen lernen und mein ganzes Dasein in einen lebendigern Schwung bringen. — Innige Freundschaft, Zusammenschmelzung aller Gefühle, gegenseitige Verehrung und Liebe, Verwechselung und gänzlicher Umtausch des persönlichen Interesses sollen unser Beieinandersein zu einem Eingriff ins Elysium machen.“ — „Alle schriftlichen Verbindungen, alle Träume der Phantasie, so ausschweifend sie auch oft sein mögen, sind doch immer bestandloses Schattenspiel gegen das Angesicht zu Angesicht.“*) — „*Verbrüderung der Geister* ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit. Einzeln können wir nichts. Dies lag aufgedeckt vor dem großen Meister der Natur, darum knüpfte er die denkenden Wesen durch die allgemeine Magnetkraft der Geselligkeit**) an einander. Und was existiert im unermeßlichen Reiche der Wahrheit, worüber Menschen wie wir, verbrüdert wie wir, nicht endlich Meister werden sollten? Freuen Sie sich, teurer Freund, daß unsre Freundschaft das Glück hatte da anzufangen, wo die gewöhnlichen Bande unter den Menschen zerreißen. Fürchten Sie von nun an nichts mehr für ihre unsterbliche Dauer. Ihre Materialien sind die Grundtriebe der menschlichen Seele. Ihr Terrain ist die Ewigkeit und ihr non plus ultra die Gottheit.“ — „Kalte Philosophie muß die Gesetzgeberin unsrer Freundschaft sein, aber ein warmes Herz und ein warmes Blut muß sie formen.“ — Ferner schreibt Schiller an Körner: „Ich fühle es mit Beschämung, daß ich unsre Freundschaft herabsetze, wenn ich neben ihr Deine Gefälligkeit noch in Anschlag bringe.†) Ich hätte ja zu mir selbst sagen können: Dein Freund kann unmöglich einen so großen Wert in seine Glücksgüter setzen, als in sein Herz,

*) An Körner 10. 2. 1785.
**) Vgl. oben S. 139, Herder.
***) An Körner 7. 5. 1785.
†) Vgl. oben S. 111, Montaigne!

der Rede verbindet, da leistet er geradezu Klassisches. Klopstock ist der Schöpfer unsrer dichterischen Sprache; ohne ihn war ein Goethe nicht möglich! Nur eins fehlt ihm, was diesen auszeichnet, er sagt nur, was er ausspricht, nicht auch was er verschweigt.

Wie hoch Klopstock die Freundschaft stellt, zeigt uns seine köstliche Ode: „Der Zürichersee". Erlöst durch Bodmer aus der trostlosen Lage, ohne Gegenliebe zu lieben, erfrischt durch die würzige, kräftige Alpenluft und beglückt durch einen schönen Kreis neuer Freunde, schuf er dieses Gedicht, das uns so recht als ein Muster seiner ganzen Dichtung erscheint. Die Freude war es, die ihn heimsuchte, die Freude, die Schwester der Menschlichkeit und der Unschuld Gespielin. Eine Freudenquelle ist der Lenz mit seinem Natur und Menschenherz belebenden Hauche; der Wein, der, mäßig genossen, sanfte Empfindungen, helle Gedanken, männliche Entschlüsse weckt; der Ruhm, welcher dem edlen Dichter ein segensreiches Fortwirken auf die Nachwelt verspricht.

„Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein!
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!"

Diese Freude wurde dem Dichter an jenem Tage; doch auch der alten, abwesenden Freunde gedenkt er und wünscht, alle möchten zugegen sein, die in seligen Stunden seine suchende Seele fand; denn, wenn er mit ihnen „Hütten der Freundschaft" errichtete, wandelte sich ihm in Tempe jenes Thal, in Elysium!

Und was für einen Freundeskreis hatte auch unser Dichter in Leipzig, Zürich, Kopenhagen und Hamburg!*). Da war der heitre Ebert (1723—1795), welcher sich für griechische, lateinische und englische Litteratur interessierte, ein Liebling der sanften Hlyn**); der sinnige Cramer (1723—88), der poetische Psalmen

*) Vgl. „Wingolf", 1747.
**) Göttin der Freundschaft.

Übersetzungen, geistliche Lieder und Oden (z. B. Luther) schrieb und den Druck der drei ersten Gesänge des „Messias" in den „Bremer Beiträgen" vermittelte; der sanfte Giseke (1724—65), den Klopstock allein von allen duzte, weil er ihn besonders zärtlich liebte; der „Thorheit Hasser" Rabener (1714—71), mit dem frohen und herzenvollen Gesichte; ferner der liebenswürdige, melancholische Gellert (1715—69), dessen „süß Geschwätz" Klopstock am liebsten aus dem Munde seiner Freundin vernehmen möchte; auch Dr. Olde († 1759), bei welchem die Beiträger-Versammlungen stattfanden, ein edler und feuervoller Mensch, Feind der Stümper, bald Zweifler und Spötter, bald Philosoph und Dichter. Endlich darf der launische und grillenhafte Kühnert, sein Vetter Schmidt und der liebenswürdige, stille Rothe nicht vergessen werden. Auch hier in der Ode „Wingolf" gedenkt er wieder der abwesenden Freunde. Mit Wehmut erinnert er sich an die schönen Abende, da die Freunde der Reihe nach den scheidenden Gärtner zu sich luden und er sie zuletzt alle bei sich bewirtete.

Mit allen diesen Freunden verband den Dichter des Messias aber nicht nur Wohlgefallen und allgemeine Übereinstimmung, sondern die gemeinsame Begeisterung für die deutsche Poesie. Klopstock hofft, durch sie werde das goldne Zeitalter derselben heraufgeführt werden. Und wenn dies auch nur für ihn selbst zutrifft, und seine stolzen Verheißungen ewigen Ruhmes, die er ihnen spendet, nicht in Erfüllung gingen, so hat doch der frische Verkehr mit ihnen jedenfalls sein eignes poetisches Schaffen gekräftigt und erhöht.

Es entspricht dem elegischen Wesen Klopstocks, daß ihn der Gedanke an frühere oder auch befürchtete Abschiedsstunden auf's tiefste ergreift. Bei der Trennung von Giseke, 8. April 1748, meint er: „Geh, ich weine nicht, Freund! Ich müßte mein Leben durchweinen, weint' ich Dir, Giseke, nach!" Eberts freundlicher Zuspruch fruchtet nichts; „ein trüber Gedanke scheucht den Dichter vom Weine tief in die Melancholei". Wie anschaulich, ergreifend und wahr schildert er in der Ode „Der

und sein Herz gab er Dir ja schon!“ — „Über Glücksgüter werden wir wohl beide einerlei Meinung sein. Süße Empfindung ist es dem edlen Manne, sie zum Wohl eines Freundes anzuwenden. Ihre Aufopferung ist das Werk einer schönen Seele, aber ich hoffe, daß es noch eine größere Tugend und eine süßere Wollust als diese giebt.“ *)

Besonders ausdrucksvoll hat Schiller im Zusammenhang von der Freundschaft gehandelt in den „Philosophischen Briefen“, worin sich auch einige Strophen finden, welche das Lob der Freundschaft singen. Ähnlich wie in der „Phantasie an Laura“ und im „Triumph der Liebe“ zeigt er darin, daß die Sonderung und Verbindung der ursprünglich im Chaos durcheinanderflutenden Elemente die Liebe (Eros) war.

„Liebe“, sagt er,**) „das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend — Liebe ist nur der Wiederschein dieser einzigen Kraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, auf Verwechselung der Wesen. Wenn ich hasse, nehme ich mir etwas, wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigentums — Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord, Egoismus die höchste Armut eines erschaffenen Wesens. — An jenem seligen Abend — du kennst ihn — da unsre Seelen sich zum ersten Male feurig berührten, wurden alle deine großen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigentumsrecht auf deine Vortrefflichkeit gelten, stolzer darauf, dich zu lieben, als von dir geliebt zu sein. (Hier folgen 5 Strophen). Liebe findet nicht statt unter gleichtönenden Saiten, aber unter harmonischen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen, aber mit feuriger Sehnsucht verschlinge ich die höheren, die mir mangeln. Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt

*) An Körner 11. 7. 1785.

**) Philos. Briefe, 1786. Theosophie des Julius.

in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind. Die Natur ist ein unendlich geteilter Gott. Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zustande. Die Anziehung der Geister, ins Unendliche vervielfältigt, müßte endlich zur Aufhebung jener Trennung in Gott hinführen. Eine solche Anziehung ist Liebe. Also Liebe, mein Raphael, ist die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit."

In ähnlichem Sinne läßt Schiller den Wallenstein sagen:*) „Über alles Glück geht doch ein Freund, der's fühlend erst erschafft, der's teilend mehrt!" und König Karl:**) „Für einen Freund ist uns kein Preis zu hoch!" Aber es würde ein Hauptzug in Schillers Wesen fehlen, wenn wir ihn nicht als Dichter des Marquis Posa dächten, den er ja mit seinem Herzblute geschrieben hat. Wohl erweist sich der kühne, diplomatische Malteser nicht ganz ohne Tadel gegen Carlos, aber seine Vorstellung von Freundschaft — nämlich Schillers, ist erhaben. Auch hat er, so selbständig, ja rücksichtslos er gegen Carlos handelt, seine Treue durch den Tod für ihn besiegelt.

Betrachten wir Schiller als Freund etwas näher! Vereinsamt, aus der Heimat verbannt, in einer traurigen Stufenfolge von Gram und Widerwärtigkeit, fühlte er sein Herz „vertrocknen";***) seine Seele „dürstete nach neuer Nahrung, nach besseren Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe." Da führte ihm sein gutes Geschick Körner zu, einen Freund, wie gerade er ihn brauchte: liebevoll, anhänglich, offen und voller Verständnis für sein Wesen. Er, der von Sorgen und den niedrigsten Verhältnissen heimgesuchte Jüngling, findet plötzlich das herzlichste Entgegenkommen. Anfang Juni 1784 sandten ihm C. G. Körner, seine Braut Minna Stock und deren Schwester Dora, die mit L. F. Huber verlobt war,

*) Wallensteins Tod V, 3.

**) Jungfrau von Orleans, III, 1.

***) Vgl. Briefwechsel mit Körner 7. Dez. 1784. Biographie C. G. Körners von Jonas 1881.

Briefe voll Wärme und Begeisterung, ein Lied aus den „Räubern“, das Körner komponiert hatte, und eine von den Damen gestickte Brieftasche. Der Eindruck dieser Liebesspenden auf des Dichters Gemüt war fast überwältigend. Nun mochte er die teilnahmlose Kälte seiner Umgebung ertragen, da er sich in der Ferne von guten, gebildeten Menschen so geliebt wußte. Begeistert schreibt er an Frau v. Wolzogen: „Wenn ich mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Cirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuen, mich kennen zu lernen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, — dann, meine Teuerste, freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnisse.“

Da die Verhältnisse in Mannheim für Schiller unerträglich wurden, ging er nach Leipzig, um dort Jura zu studieren und sich so eine Stelle in der Welt zu erringen. Aber der Einfluß und die opferwillige Unterstützung Körners verhinderten ihn, seinem Dichterberuf untreu zu werden. Er hat, wie Pylades dem umgetriebenen Orest, unserm Dichter „aus seiner Seele Tiefen Rat und Hülfe gereicht“. Nachdem sie schon mehrere Briefe mit einander gewechselt, trafen sie sich am ersten Juli 1785 in Kahnsdorf und „ihre Seelen schmolzen ineinander.“ Schiller vergleicht in dem Briefe nach Körners Abreise seine Gefühle mit der Andacht beim heiligen Abendmahl. „Teuerster Freund, hättest Du Deine Verherrlichung in unsern (Hubers und Göschens) Gesichtern gesehen, in der vom Weinen erstickten Stimme gehört: in dem Augenblick hättest Du sogar Deine Braut vergessen, keinen Glücklichen unter der Sonne hättest Du beneidet!“

Und als nun Schiller trotz aller Bemühungen auch in Leipzig nicht aus den Geldnöten herauskam, bot ihm sein Freund seine Hülfe an, und zwar auf die edelste, zarteste Weise. Er bittet ihn, ihm wenigstens ein Jahr die Freude zu lassen, daß er ihn aus der Notwendigkeit des Brotverdienens befreie. Was Wunder, daß er da in jene herrliche Dithyrambe „An die Freude“

ausbricht, in welchem er die ganze Welt ans Herz drücken möchte, daß er jene schwärmerischen „Philosophischen Briefe“ schreibt, in denen er die Freundschaft zwischen Julius und Raphael spinozistisch zur Theosophie verklärt!*) Und Körner wurde nicht nur Schillers Vertrauter in allen äußeren Verlegenheiten, sondern auch sein litterarischer und ästhetischer Berater. Wohl war das Bedürfnis gegenseitiger Aufklärung und Bildung ein wesentlicher Bestandteil ihrer Freundschaft, überwiegend aber war das Verhältnis von Mensch zu Mensch, die wirkliche Herzensgemeinschaft, die auch die Familienglieder in ihren Kreis zog. Körner, der selbst nicht als Schriftsteller glänzen wollte, war zufrieden, Schillers Freund zu sein und sein überragendes Genie zu bewundern, und es war sein Stolz, ihn durch seinen scharfen Verstand von Abwegen zurückzuhalten. Schiller dagegen gab sich ihm völlig rückhaltslos hin; alle Sorgen, alle inneren und äußeren Bedrängnisse, selbst die kleinlichsten Verlegenheiten durfte er ihm mitteilen, der nicht müde wurde zu trösten und zu helfen. Und es ist ebenso ehrenvoll für diesen, daß dadurch seine werkthätige Freundschaft keine Einbuße erlitt, wie für Schiller selbst, daß er ihm Liebe mit Liebe, Vertrauen mit Vertrauen vergalt und bis an seinen Tod ihm treu blieb. Wie lobt er Körners Charakter, sein edles, zuverlässiges Herz, seinen kühnen, uneingenommenen Verstand, sein freies, philosophisches Urteil!**) An der Knüpfung ihres Verhältnisses hatte eine gewisse Freundschaftsschwärmerei, wie sie damals im Schwunge ging, vollen Anteil; aber die Geldfrage brachte sie bald auf realen Boden, und ihre Freundschaft gewann um so mehr an verständigem Inhalt, je mehr sie an Pathos verlor. Schiller fühlte sich an Körner durch dessen materielle Opfer ebenso gebunden, wie dieser an ihn durch seine Geistesspenden. Aber noch mehr. Körners Einfluß ist es zuzuschreiben, wenn Schillers Gemüt allmählich

*) Vgl. H. Marggraff, „Schillers und Körners Freundschaftsbund“. 1859.

**) An die Schwestern v. Lengefeld vom 17. November 1788 und 4. Dezember dess. Jahres.



Charlotte von Kalb.
(1761—1843.)



Jean Paul.
(1763—1825.)

weicher, zufriedener, rücksichtsvoller wurde; denn so edel und großartig seine Natur war, so reizbar war sie zugleich, und selbst Goethe ließ lieber bisweilen streitige Punkte fallen, als daß er seinen Freund, der Widerspruch schwer ertragen konnte, durch weitere Verfolgung des Disputs reizte.

Drei Frauen sind es, welche besonders auf die Entwickelung von Schillers Charakter Einfluß gewonnen haben: Frau von Wolzogen, Charlotte von Kalb und Karoline von Lengefeld.

Frau Wilhelmine v. Wolzogen, seit 1774 verwitwet, kam öfter nach Stuttgart, um ihren drei dort in der Militär-Akademie aufwachsenden Söhnen nahe zu sein. Wilhelm empfahl ihr seinen Schulfreund Schiller, dessen Dichterberuf er ahnte, und dieser durfte sie öfter in Bauerbach besuchen. Der Verkehr mit dieser Dame war für ihn ein großer Gewinn; denn er konnte von ihr, die eine lebhafte Teilnahme für alles Schöne und Gute mit seltener Herzensgüte und geselliger Anmut verband, edlere Sitten kennen lernen. Als er, seinem Genius folgend, aus der Heimat entflohen war, bot ihm die mütterliche Freundin ein Asyl zu Bauerbach im Rhöngebirge; sie sorgte nicht nur für seine leiblichen, sondern auch für seine geistigen Bedürfnisse, indem sie ihn an den Bibliothekar Wilh. Reinwald in Meiningen empfahl, der sein Freund, später sogar sein Schwager wurde. Sie ermöglichte es ihm, am „Carlos" ruhig zu arbeiten. Sie hat ihm auch den Freundschaftsdienst geleistet, ihn bald über das Vergebliche seiner Leidenschaft für ihre Tochter Charlotte aufzuklären. Daß Schiller dieses übel aufnahm, lag in den Verhältnissen. Pessimistisch schreibt er am 14. Januar 1783 an Freund Streicher: „Trauen Sie niemand mehr! Die Freundschaft der Menschen ist das Ding, das sich des Suchens nicht verlohnt!" Und doch konnte er es der Frau v. Wolzogen nicht verdenken, daß sie, aus Rücksicht für ihre Söhne auf der Karlsakademie, den Aufenthalt des Dichters in Bauerbach abgekürzt zu sehen wünschte.

Die zweite Frau, mit der sich Schiller befreundete, ist Charlotte v. Kalb. Diese, 1761 als eine Tochter des Freiherrn v. Ostheimb zu Waltershausen geboren, war, nachdem sie ihre Eltern früh verloren, ohne geregelte Erziehung aufgewachsen. Von Natur schwärmerisch, genialisch, reizbar, hatte sie die verschiedensten Schriftsteller eifrig gelesen, die Bibel, den Koran, Voltaire, Rousseau, Shakespeare, Klopstock und Wieland. Traurige Familienereignisse und eine Konvenienzheirat mit Hofmarschall von Kalb — sie ward vom Altar ohnmächtig in den Wagen gehoben — hatten sie noch mehr aufgeregt, als diese „uferlose Leserei." Jean Paul nennt sie „ein Weib mit einem allmächtigen Herzen, ein Felsen-Ich, eine Titanide". Sie war nicht sehr schön, aber „erstaunend", wie man damals sagte, d. h. pikant. Noch 1796 schreibt Jean Paul: „Sie hat zwei große Dinge: große Augen, wie ich keine noch sah, und eine große Seele. Sie spricht grade so, wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt. Sie ist stark, voll, auch das Gesicht schlägt die großen, fast ganz zugesunkenen Augen himmlisch in die Höhe, wie wenn Wolken den Mond wechselsweise verhüllen und entblößen." Der Eindruck, den diese geniale Frau und Schiller auf einander machten, war bedeutend. Schreibt doch noch die 80jährige Greisin: „In der Blüte des Lebens bezeichnete Schiller des Wesens reiche Mannigfaltigkeit; sein Auge glänzte von der Jugend Mut; feierliche Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. . . . . Durch Scheu nicht begrenzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den Gedanken, ohne Wahl, ohne Nachsinnen — wohl die Rede eines Sehers." Übrigens erfuhr der Dichter auch bei dieser Freundin, ebenso wie bei den Schauspielern, wie schlecht er vorlas. Als er Charlotten den ersten Akt des „Don Carlos" vortrug und dann um ihr Urteil bat, lachte sie laut auf und sagte: „Lieber Schiller,

---

*) Kalb, „Lebenserinnerungen", herausg. v. Palleske 1879. Biographie v. Köpke 1852.

das ist das Allerschlechteste, was Sie noch gemacht haben!" Entrüstet stürzte er davon, doch Charlotte las nun das Geschriebene, rief ihn zurück und bat ihm ab. An Frau von Wolzogen schrieb er zuerst kühl über sie: „Die Frau zeigt sehr viel Geist und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerseelen." Bald aber war er für sie heftig entflammt. Als er von Mannheim schied, gestand er ihr: „Das Feuer meiner Seele hat in Ihrem reinen Lichte sich entzündet. Ihre Gegenwart gab mir eine Begeisterung und einen Frieden, den ich früher nie gekannt. Das Saitenspiel unsrer Seelen weiß von einer höheren Harmonie. Mein Herz fühlt, wie — Du nie dieses Sehnen trüben, nie solchen Glanz entweihen kannst!" Und daß diese Flammen nicht Liebesglut waren, dafür spricht Schillers nachklingende Leidenschaft für Charlotte v. Wolzogen und damals grade glühende Liebe für Margarethe Schwan. An Liebe streifte seine Freundschaft freilich, wie das Gedicht „Freigeisterei der Leidenschaft" beweist. Eine Zeit lang dachte er sogar sie zu heiraten, nachdem sie sich von ihrem Gatten geschieden; bald aber siegte die Vernunft; er schreibt an Körner (8. Aug. 1788): „Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwickelung." Und am 20. Oktober 1788: „Charlotten habe ich diesen Sommer gar wenig geschrieben, es ist eine Verstimmung unter uns. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurteilt habe, sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen." Doch mit solcher Dissonanz sollte das Verhältnis nicht enden. Wohl war ihr Schiller durch seine Liebe zu Charlotte v. Lengefeld entfremdet worden, aber er hatte doch das Gefühl, daß sie Freunde sein und bleiben müßten. Er empfahl ihr 1793 Hölderlin zum Erzieher ihres Sohnes, und der letzte Brief an sie (21. Jan. 1802) ist sehr herzlich. In einem Jahre (1804) erlebte sie den Tod ihres Mannes und den Verlust ihres Vermögens. Erblindet lebte sie zuletzt in Berlin, ihre Umgebung noch durch ihre Geistesblitze entzündend. Sie starb am 12. Mai 1843; ihre

letzten Worte waren: „Wer denkt, darf nie klagen, und wer erkennt, weiß, daß Unvermeidliches ihn getroffen!“

Ebenso eigentümlich ist Schillers Verhältnis zu Karoline v. Lengefeld, der Schwester seiner Lotte. Unzweifelhaft ist, daß seine warmen Freundschafts-, ja Liebesbriefe meist an beide Schwestern gerichtet sind. Er meldet sogar seinem Körner (14. Nov. 1788), daß seine Empfindungen durch Verteilung geschwächt seien. Und gewiß zog ihn Karolines geniale, der seinigen verwandtere Natur fast noch mehr an, als Lottes sanftheiteres Wesen. Aber jene war zu edel, um ihrer Schwester Nebenbuhlerin zu sein. Sie trat zurück, bekämpfte ihre eigene Liebe zu Schiller und wurde seine treue Freundin. Die beste Biographie des Dichters rührt von ihr her.*) Mit Recht schrieb man, als ihr am 14. Januar 1847 zu Jena ein Kreuz errichtet wurde, darauf: „Sie irrte, litt, liebte!“

Von Schillers Freundschaft mit Wilhelm v. Humboldt werden wir später sprechen, hier fügen wir nur noch eine Schilderung seines Verhältnisses zu Goethe an.

Das erste Mal, wo sich diese beiden bedeutenden Menschen sahen, war am 14. Dezember 1779, als Goethe mit seinem Herzog die Karls-Akademie besuchte und der üblichen Preisverteilung beiwohnte. Der 20jährige Schiller erhielt drei Preise. Wie muß sein Herz gepocht haben, als er den gefeierten Dichter des „Götz“ und „Werther“ sah, den Fürsten wie ihresgleichen behandelten! Dieser freilich wird den hochaufgeschossenen Jüngling kaum beachtet haben. Im Jahre 1787 weilte Schiller zum ersten Male in Weimar, von Herder und Wieland sehr freundlich aufgenommen. Der scharfe Ton, mit dem er über den abwesenden Dichter an Körner schreibt, und die fast ungerechte Rezension seines „Egmont“ zeigen, daß er für Goethe wenig Verehrung und großes Selbstbewußtsein hatte. Als sie daher am 7. September in dem freundlichen Lengefeld'schen Hause sich trafen, stießen sie sich eher ab. Schiller schreibt:

*) Karoline v. Wolzogen, „Schillers Leben“. 5. Aufl. 1876.

„Im ganzen ist meine in der That große Idee von Goethe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessanter ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang an her anders angelegt, als das meinige, unsre Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." Zunächst mieden sie sich; ja Schillers Worte zeugen von Eifersucht, wenn er sagt: „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal in Wege, und ich erinnere mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat."

Und doch war dieser Goethe schon für ihn thätig! Seinem Einfluß hauptsächlich hatte er seine Berufung als Professor der Geschichte nach Jena zu verdanken, welche ihm zwar wenig Geld, aber doch eine geachtete Stellung und die Möglichkeit, sich zu verheiraten, bot. Als ihn Goethe im Herbst besucht, findet er, „sein Geist wirkt und forscht nach allen Direktionen und strebt sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Mann." Trotzdem kam es noch zu keiner Annäherung, ja Goethe meinte, daß „eine ungeheure Kluft zwischen ihnen befestigt und an keine Vereinigung zu denken sei."

Erst 1794 kam es dazu, als Schiller ihn zur Mitarbeiterschaft an den „Horen" einlud. Er antwortete freundlich; und als sie nun im Juli zu Jena die naturforschende Gesellschaft beide (zufällig?) zugleich verließen und in ein lebhaftes Gespräch über eine zusammenhängende Naturbetrachtung kamen, da war endlich der Bann gebrochen. Der Herr Geheimerat folgte Schillern in seine Wohnung, freudig durch Lotten empfangen, das Gespräch ward eifrig, doch wohlwollend fortgesetzt, und sie schieden als gute Freunde! „So besiegelten wir," sagt er, „durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat.

Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging." Schiller schrieb jenen berühmten Brief, worin „er mit freundschaftlicher Hand die Summe von Goethes Existenz zog", und Goethe antwortete mit dankbarer Wärme. Und damit war ein Briefwechsel zwischen ihnen begonnen, welcher die kostbare Urkundensammlung zu einer in der Geschichte einzig dastehenden Freundschaft bildet.*) Am 14. September kam Schiller auf seines Freundes dringende Einladung nach Weimar und wohnte 14 Tage lang bei ihm. Beide waren von diesem Zusammensein, in welchem sie ihre tiefsten Gedanken austauschten, sehr befriedigt.

Welchen ungeheuren Nutzen unsre Litteratur und damit die Menschheit von ihrer bis an Schillers Tod ungetrübt dauernden Freundschaft gehabt hat, weiß die Geschichte. Einander klärend, anregend, anfeuernd arbeiteten sie um die Wette. „Ich bin," schreibt Schiller (31. Aug. 1798) an Körner, „in Rücksicht auf wechselseitige Belebung und Bildung Goethe sehr viel schuldig, und ich weiß, daß ich auf ihn gleichfalls glücklich gewirkt habe." Und dieser sagt: „Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schillersche Anregung aus mir geworden wäre!"

Im Kreise ihrer beiderseitigen Freunde und Verehrer war die Freude über diesen herrlichen Bund allgemein. Wir können nicht besser darüber schließen als mit W. v. Humboldts Worten**): „Der gegenseitige Einfluß dieser beiden großen Männer auf einander war der mächtigste und würdigste. Jeder fühlte sich dadurch angeregt, gestärkt und ermutigt auf seiner eigenen Bahn, jeder sah klarer und richtiger ein, wie auf verschiedenem Wege dasselbe Ziel sie vereinte. Keiner zog den andern in seinen Pfad herüber oder brachte ihn nur ins Schwanken beim Verfolgen des eigenen. Wie durch ihre unsterblichen Werke,

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 4. Aufl. 1881. Ferner Goethes „Annalen".

**) Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller. 1830.

haben sie durch ihre Freundschaft, in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht!" —

Und an Schiller reihen wir mit Fug Goethe, mit dem er Jahre lang durch eine geradezu einzigartige Freundschaft verbunden war. Seit 1794 standen beide in lebhaftem Briefwechsel, der selbst dann nicht unterbrochen wurde, als sie seit 1799 fast täglich mit einander verkehrten. So verschieden sie ihrer ganzen Natur nach waren, und so rückhaltlos sie einander tadelten, so herzlich war ihre Achtung und Liebe. Ergänzten sie sich doch aufs glücklichste, so daß, wie Goethe bezeugt, ein neuer Frühling, eine zweite Jugend für ihn mit dieser Freundschaft anbrach. Während diese schöne Blüte nur allzu schnell durch den Tod geknickt wurde, war Goethe mit seinem Herzog Karl August länger als 50 Jahre freundschaftlich eng verbunden. Dieser gebildete und humane Fürst verehrte in unserm Dichter nicht nur den Genius, sondern auch den liebenswürdigen, tüchtigen Charakter, und bis zu seinem Tode (1828) hat er es verstanden, Goethen so an sich zu fesseln, daß dieser seine Übersiedelung nach Weimar kaum jemals bereute. So schreibt dieser an ihn*): „Bei Ihnen und den Ihrigen ist mein Herz und Sinn, wenn sich gleich die Trümmer einer Welt in die andere Wagschale legen."

Auch mit dem frommen, gemütstiefen Jung Stilling, dessen „Jugend" Goethe herausgab, war er lange befreundet; ebenso mit dem klaren, nüchternen, unglücklichen Merck. Und während er Jahre lang mit dem geistvollen, frommen, gefühlsseligen Lavater schwärmte, genoß und lernte er mit dem

*) Rom, im November 1786.

genialen, aber griesgrämigen Herder. Und wie verschieden waren die Charaktere, die ihm nahe traten; Wagner, Lenz, Heinse, Fritz Stolberg, Wieland, Zelter, Knebel, Eckermann! Der Frauen ganz zu geschweigen, die auch vielfach in freundschaftlichem Verhältnisse zu ihm standen: Friederike Öser, Frl. v. Klettenberg, Charlotte Buff, Herzogin Amalia und Luise und Frau v. Stein!

Als Freund war Goethe selbst nachsichtig und liebenswürdig, zu jedem Opfer bereit und für Tadel wohl empfänglich.

Wie hoch er von der Freundschaft dachte, sehen wir daraus, daß er sie sogar über die Liebe stellte, vielleicht weil ihm diese Leidenschaft neben Glück viel Leid gebracht hatte. „Freundschaft — sagt er*) — ist reiner, heiliger, geistiger als es die Liebe ist, ein zartes Band der Geister durch Harmonie im Großen und Edlen. Denn des Plato göttliche Liebe**) ist nur der Freundschaft schönes Ebenbild. Die reine Glut der Freundschaft lodert nie zur wilden Flamme der Leidenschaft empor; doch die Liebe, ein rastloses Streben, erschüttert oft den stillen Frieden des Gemüts, und ihrer stürmischen Bewegung widersteht kaum ein starker Geist. Was in der Liebe innerster Natur groß und göttlich ist, das ist der Freundschaft eigen.“

Solche ideale Auffassung der Freundschaft glaubte jedoch unser Dichter mehr bei den Alten als bei den Modernen zu finden. „Im Altertum war das Verhältnis zwischen beiden Geschlechtern zwar nicht so zart und würdig wie bei uns, aber statt aller Empfindungen galt den Alten die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechts, obgleich auch Chloris und Thyia noch im Hades als Freundinnen unzertrennlich sind. Die leidenschaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung eines für den andern, die ausgesprochene Bestimmung für das ganze Leben, die notwendige Begleitung in den Tod setzen uns bei der Verbindung zweier

*) Winckelmann und sein Jahrhundert.

**) Die sog. platonische Liebe, vgl. oben S 37.



Germaine von Staël.
(1766—1817.)



A. W. Schlegel.
(1767—1845.)

Jünglinge in Erstaunen, ja man fühlt sich beschämt, wenn uns Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, Redner mit Fabeln, Ereignissen, Gefühlen, Gesinnungen solchen Inhalts und Gehalts überhäufen."

Aber doch meinte Goethe keineswegs, wie so viele, daß etwa heutzutage wahre Freundschaft unmöglich sei. Ihr Ursprung pflegt freilich meist etwas prosaisch zu sein. „Gemeinsame Beschäftigungen und Liebhabereien sind das Erste, worin sich eine wechselseitige Übereinstimmung hervorthut; sodann pflegt die Mitteilung über vergangene und gegenwärtige Leidenschaften, besonders über Liebesabenteuer sich zu erstrecken." *) Das gemeinsame Streben, derselbe Beruf und Stand, gemeinsam überstandene Not bringt die Menschen einander näher. „Wolltet zurück Ihr die traurigen Tage durchschauen, werdet Ihr selber gestehen, wie oft Ihr auch Gutes erblicktet, manches Treffliche, das verborgen bleibt in dem Herzen, regt die Gefahr es nicht auf und drängt die Not nicht den Menschen, daß er als Engel sich zeig', erscheine den andern ein Schutzgott!" **) Darum sagt Iphigenie treffend, daß die Himmlischen dem Erdgebornen, dem sie viele Verwirrungen zudenken, oft auch „in der Nähe der Stadt oder am fernen Gestade einen besonnenen Freund erziehen." ***)

Aus diesen äußeren Anlässen entwickelt sich dann häufig eine höhere Harmonie, und man erkennt und achtet einander, je mehr Übereinstimmung in den wichtigsten Lebensfragen sich herausstellt. „Es ist noch ein Tieferes, das sich aufschließt, wenn das Verhältnis sich vollenden will: es sind die religiösen Gesinnungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche bezug haben, und welche sowohl den Grund einer Freundschaft befestigen als ihren Gipfel zierten." †) — Das wichtigste Moment freilich, das erkannte unser scharf blickender

*) Wahlverwandtschaften.
**) Hermann und Dorothea.
***) Iphigenie auf Tauris.
†) Wahlverwandtschaften.

Dichter wohl, ist doch das wechselseitige Bedürfnis. Daher bedauert er einmal die Reichen, daß sie von dem Glück, das aus dem innern Reichtum der Natur fließt, selten eine höhere Empfindung haben. „Nur den Armen, die wenig oder nichts besitzen, ist es gegönnt, das Glück der Freundschaft in reichem Maße zu genießen. Sie können ihre Geliebten weder durch Gnade erheben, noch durch Gunst befördern, noch durch Geschenke beglücken. Sie haben nichts als sich selbst. Dieses ganze Selbst müssen sie hingeben, und wenn es einigen Wert haben soll, dem Freunde dieses Gut auf ewig versichern. Welch ein Genuß, welch ein Glück für den Geber und Empfänger! In welchen seligen Zustand versetzt uns die Treue! Sie giebt dem vorübergehenden Menschenleben eine himmlische Gewißheit; sie macht das Hauptkapital unseres Reichtums aus.“ *)

Noch seltener sind die Fälle, daß Fürsten das süße Gefühl der Freundschaft genießen. So leicht sie sich auch die Herzen der Menschen gewinnen, so große Wunder auch ein „nur einigermaßen menschliches Betragen“ thut, welches ihnen Anhänglichkeit und Treue bis in den Tod erwirbt, so fühlen sie selbst sich doch selten oder nie gleich den andern. „Wer sich leicht loskaufen kann, wird so leicht versucht, sich auch der Erkenntlichkeit zu überheben. Ja, in diesem Sinne glaube ich behaupten zu können, daß ein Großer wohl Freunde haben, aber nicht Freund sein könne.“ **)

Seinem rastlosen und hastlosen Wesen gemäß wünschte sich nun Goethe einen Freund besonders als Mitarbeiter. „Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebendem wandelt; Lädt er zum Sitzen mich ein, stehl' ich für heute mich weg!“ Im täglichen Umgang mit solchen Gleichgesinnten, das hatte er oft empfunden, wird unser Ringen und Forschen erleichtert, unser Wille gestählt. Wie schön sagt Iphigenie ***) darüber: „Wie köstlich ist des gegenwärtigen Freundes gewisse Rede, deren

*) Wilhelm Meisters Lehrjahre.
**) Ebenda.
***) Iphigenie auf Tauris, vgl. oben S. 38.

Himmelskraft Ein Einsamer entbehrt und still versinkt. Denn langsam reift, verschlossen in dem Busen, Gedank' ihm und Entschluß, die Gegenwart des Liebenden entwickelte sie leicht!" — Auch für den Hochbegabten, den Dichter, Denker und Staatsmann, ist Freundschaft ein Bedürfnis. Der Freund leistet ihm die Dienste der öffentlichen Meinung, ohne die Bitterkeit und Härte, die jener meistens anhaftet. „Die Freundschaft ist gerecht, sie kann allein den ganzen Umfang deines Werts erkennen." *) Darum sollen wir auch auf des Freundes Wort und Warnung hören, und Goethe betrachtet es als ein Zeichen von sittlicher Roheit, wenn jemand glaubt das Urteil seiner Freunde verachten zu dürfen: „Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre!" Und gewiß ist es oft das erste Aufflackern eines später vielleicht fruchtbringenden Ehrgeizes, wenn jemand nach dem Beifall seiner nächsten Umgebung strebt.

Ein ferneres Gut aber, das uns die Freundschaft gewährt, ist die Möglichkeit freien Gedankenaustausches und der Trost im Leiden; dadurch wird der Schmerz gelindert, das Glück vervielfacht. „Selig, wer sich von der Welt ohne Haß verschließt, einen Freund am Busen hält und mit dem genießt. Was von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht." **) In täglichem, heitrem Verkehr, „durch Grillen nicht gedränget, verknickt sich keine Lust; durch Zieren nicht geenget, schlägt freier unsre Brust. Im Busen eines Freundes widerhallend, verliert sich nach und nach des Schmerzes Ton." ***)

Aber so leicht wir Freunde gewinnen — denn „es fehlt der Mensch, und darum hat er Freunde" †) — so leicht können wir sie auch wieder verlieren. Darum sollen wir vorsichtig in ihrer Wahl sein. „Eh' du den Scheffel Salz mit dem neuen

*) Tasso.
**) Gedicht an den Mond.
***) Erwin und Elmire.
†) Torquato Tasso.

Bekannten verzehret, darfst du nicht leichtlich ihm trau'n; dich macht die Zeit nur gewisser, wie du es habest mit ihm und wie die Freundschaft bestehe." *) Vor allem erfordert die Freundschaft rechten Takt oder, wie Goethe schön sagt, Grazie, „des Feuers einen Funken, das auf dem himmlischen Altar zu Jovis Füßen brennt." **) Denn die Vertraulichkeit macht den, der nicht Herzensbildung erworben hat, leicht rücksichtslos und launisch. „Mit fremden Menschen nimmt man sich zusammen .... Allein bei Freunden läßt man frei sich geh'n; man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt sich eine Laune, ungezähmter wirkt die Leidenschaft, und so verletzen wir am ersten die, die wir am zartsten lieben!" ***)

Die wenigsten Menschen vertragen Tadel, selbst in der rücksichtsvollsten Form. Noch weniger Menschen lassen sich, ob auch harmlos, zum besten haben, obgleich gerade dies, nach Goethes Meinung, ein Zeichen von gutem Charakter ist. Wie leicht verletzt man ferner einen Freund durch eine Gabe, die ihm zu groß oder zu klein, zu langsam oder zu schnell angeboten scheint. „Hast du die Absicht auch, den Freunden wohlzuthun, fühlt man die Absicht, so ist man verstimmt." †) Und doch trifft unser Dichter darin mit Aristoteles, Cicero und Sallust zusammen, daß Freunde alles mit einander gemein haben sollten. So sagt Elpenor: „Ich will ein treuer Freund sein, will teilen, was mir von den Göttern wird; und wenn ich alles habe, was mich freut, will ich gern allen andern alles geben!"

So machte ja Goethe seine Harzreise im Winter auch um einen unglücklichen, armen Dichter (Plessing) aufzusuchen und zu beglücken. Freilich hielt er es auch für die Aufgabe des echten Freundes, Schädliches nicht minder zu versagen als das Gute zu gewähren. „Die wahre Freundschaft zeigt sich im Versagen

*) Hermann und Dorothea.
**) Elpenor.
***) Tasso.
†) Ebenda.



Henriette Herz.



Friedrich Schleiermacher.
(1768—1834.)

zur rechten Zeit." *) Und wie leicht Freunde einander zur Last werden können, das hatte er selbst ja oft durch Zudringliche erfahren. Darum ruft er einmal**) aus: „Der Freundschaft Tyrannei scheint mir von allen Tyranneien die unerträglichste!" Und ein andermal***): „Gleich wird uns, wenn wir zu genießen denken, zur Übung unsrer Tapferkeit ein Feind, zur Übung der Geduld ein Freund gegeben!" Daher mahnt er†): „Trage dein Übel, wie du magst, klage niemand dein Mißgeschick; wie du dem Freunde ein Unglück klagst, giebt er dir gleich ein Dutzend zurück!" Und er war denn auch mit Recht davon überzeugt, daß Freunde auch Geheimnisse vor einander haben können und müssen.††) Sie sind einander doch kein Geheimnis, ja sie offenbaren einander grade das am deutlichsten, was sie sich verschweigen.†††)

Einen eigentümlichen Genuß endlich, den die Freundschaft noch bietet, hat Goethe öfters treffend hervorgehoben: Das sinnende Gedenken an den fernen Geliebten. Bekannt sind die herrlichen Worte aus „W. Meisters Lehrjahren": „Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt; aber hier und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten." Gewiß hat es Goethe, der zeitweis von innig geliebten Menschen, z. B. Frau v. Stein, durch Mißverständnisse getrennt wurde, erfahren, daß die Ferne des Freundes Bild verklärt. „Ja, in der Ferne zeigt sich alles reiner, was in der Gegenwart uns nur verwirrt." §) Erst wenn wir des täglichen lieben Verkehrs beraubt sind, erkennen wir mit Bedauern, was wir daran hatten. Wir vergessen

*) Tasso.
**) Ebenda.
***) Ebenda.
†) Zahme Xenien.
††) Wilhelm Meisters Lehrjahre.
†††) Wilhelm Meisters Wanderjahre.
§) Tasso.

die Schwächen des andern, heben selbst seine Vorzüge hervor und steigern so die Sehnsucht nach ihm. Ja, selbst wenn ein Wiedersehen durch die Verhältnisse oder durch unsre eigne Schuld verhindert ist, „leistet uns gar freundliche Gesellschaft ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wissen.“ So hat Goethe richtig erkannt, daß die Trennung ebenso wie das Zusammensein, je nach Verhältnissen und Charakteren, ein Hebel für die Freundschaft sein kann.

Alle verschiedenen Eigenschaften aber, die der gegenwärtige wie der abwesende Freund haben muß, um uns zu beglücken, faßt Goethe im „Elpenor“ zusammen:

„Erbitte von den Göttern dir Verständ'ge
Und Wohlgesinnte zu Gefährten!“

Unter den zahlreichen Freundschaften mit Frauen, die unsern großen Dichter im Leben entzückt haben, wollen wir nur drei ausführlicher betrachten: die zu Frau v. Stein, Marianne v. Willemer und Frl. v. Klettenberg.

Als Goethe am 7. November 1775 nach Weimar übersiedelte, begann ein neuer Abschnitt in seinem Leben. Auf die Zeit wilden Stürmens und Drängens folgten die stilleren und doch noch so bewegten Jahre künstlerischen Ausreifens. Von allen Menschen hat ihn dabei keiner mehr beeinflußt, als Charlotte v. Stein. Diese, am 25. Dezember 1742 als Tochter des Hofmarschalls v. Schardt zu Weimar geboren, war seit 1764 mit dem Stallmeister und Kammerjunker v. Stein vermählt, dem sie 7 Kinder gebar. Wegen der Verschiedenheit ihrer Charaktere und Bildung war ihre Ehe keine glückliche. Charlotte war eine geistig bedeutende Frau. Knebel schreibt*): „Sie ist unter allen diejenige, von der ich am meisten Nahrung für mein Leben ziehe. Reines, richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenschaftsloser und

*) Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester S. 81 (1787). Vgl. Düntzer, Charl. v. Stein. 2 Bde. 1874. Derselbe, Ch. v. Stein u. Corona Schröter 1876. Er. Schmidt, Charakteristiken. Berl. 1886. Briefwechsel zwischen Goethe und Frau v. Stein 1883 u. 85.

leichter Disposition, haben sie bei eignem Fleiß und durch den Umgang mit vorzüglichen Menschen, der ihrer äußerst feinen Wißbegierde zu statten kam, zu einem Wesen gebildet, dessen Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zustande kommen dürfte. Sie ist ohne alle Prätension und Ziererei, grad, natürlich, frei, nicht zu schwer und nicht zu leicht, ohne Enthusiasmus und doch mit geistiger Wärme, nimmt an allem Vernünftigen Anteil und an allem Menschlichen, ist wohl unterrichtet und hat feinen Takt, selbst Geschicklichkeit für die Kunst." Der Wert dieser Äußerung Knebels steigt, wenn man bedenkt, daß sie zu der Zeit gethan ist, wo Goethe schon nach Italien gegangen war, sie mithin schon fast verlassen hatte. Aus demselben Jahre stammt Schillers Urteil*): „Sie ist eine wahrhaftig eigene, interessante Person, von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachiert hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigne Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen. Diese Frau besitzt vielleicht über 1000 Briefe von Goethe, und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geschrieben. Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll."

So wenig schön, wie Schiller meint, war übrigens Frau von Stein früher nicht. Von graziöser Figur und Haltung, hatte sie ein kleines, feines Gesicht, von dichten Locken umrahmt, mit griechischer Nase und zurückweichender Stirn. Ihre Silhouette, die Zimmermann in Straßburg 1774 Goethen zeigte, interessierte ihn so sehr, daß er ausrief: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie sich die Welt in dieser Seele spiegelt!" Und an den Physiognomiker Lavater schrieb der junge Dichter über sie: „Festigkeit, gefälliges, unverändertes Wohnen des Gegenstandes, Behagen in sich selbst, liebevolle Gefälligkeit, Naivetät und Güte, selbstfließende Rede, nachgiebige Festigkeit, Wohlwollen, treubleibend, siegt mit Netzen!"

Und er hatte bald Gelegenheit, ihre Macht über die Herzen zu erproben. Ihr feines, anmutiges Wesen, ihre Bildung des

*) Schiller an Körner, Briefwechsel I, 2. S. 88.

Herzens und Geistes, durch die sie weit über ihre Umgebung hervorragte, raubten ihm bald die Ruhe. Zuerst macht er ihr den Hof, wie so vielen Damen vorher; bald aber wird er tiefer ergriffen; er besucht sie, die durch ihres Mannes Amt bei Hofe vereinsamt ist, täglich; er schreibt ihr alle Tage, auf kleinen, meist unversiegelten Zetteln; er teilt ihr alles mit, was ihn interessiert, freut und quält. Freundschaftliche Aussprache wechselt mit leidenschaftlichen Liebeserklärungen, „Du" mit „Sie", Scherz mit Ernst, treuherzige Liebesbeteuerung mit Klagen über erhaltene Zurechtweisung. Er ist, wie ein rechter Liebhaber, himmelhoch jauchzend zum Tode betrübt; sie aber setzt seinen feurigen Worten Mahnung, Zweifel, Zurückhaltung entgegen. In „Wanderers Nachtlied" (12. Februar 1776) ruft er, des Treibens müde: „Süßer Friede, komm, ach, komm in meine Brust!" Ihnen sei das Glück versagt, „uns zu lieben, ohn' uns zu versteh'n", und er behauptet:

„Ach, Du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder — meine Frau!"

Ihr Einfluß auf ihn erscheint ihm fast wunderbar („Lida"); sie kennt jeden Zug in seinem Wesen, tropft Mäßigung in sein heißes Blut, richtet den Gebrochenen sanft auf und macht ihn ruhig, klar, gut und milde! Dafür erwies er sich dann auch auf alle Weise dankbar. Wie rührend sind die kleinen Aufmerksamkeiten, mit denen er sie fast täglich überrascht! Bald sind es Blumen, bald Früchte aus seinem Garten, bald Süßigkeiten, bald Bilder, Bücher, von ihm selbst gefertigte Zeichnungen. Sein Wahlspruch war: „Alles aus Liebe!"

Mit dem Jahre 1777 wird das Verhältnis zwischen beiden ruhiger; der Dichter hatte die Grenzen angenommen, welche ihm Charlottens Takt zog. Von jetzt ab wird aus der Geliebten mehr und mehr eine Freundin; sie ist sein guter Engel, seine Vertraute, seine Schwester, Mutter und Gattin zugleich. Ihre Unterhaltung erquickt, beruhigt, läutert ihn; ihr teilt er seine Erlebnisse, Pläne, Arbeiten und Stimmungen mit; ja, schon der Aufenthalt in ihrem Zimmer hat für ihn etwas Heiligendes. Fortan

zeigt sich auch ihre segensreiche Einwirkung auf Goethes poetisches Schaffen. Anfang des Winters 1779 noch in der Schweiz entstand „Jery und Bätely“, seit Sommer 1779 beschäftigt ihn „Iphigenie“ und „Egmont“, im Sommer 1780 „W. Meister“ und „Tasso“. Ferner verdanken seine Übersetzung von Aristophanes' „Vögeln“ und seine „Briefe aus der Schweiz“ der Frau von Stein ihren Ursprung. Noch mehr. Alle seine Meisterwerke zeigen die verklärten Züge jener eigenartigen Frau: Iphigenie selbst, beide Leonoren sind nach ihr geschaffen. Auch „Elpenor“ und „Die Geheimnisse“ sind auf sie zurückzuführen.

Und doch verließ Goethe im Herbst 1786 Weimar, um nach Italien „zu entfliehen“ und sein poetisches Selbst zu retten! Er entfloh nicht nur den ihm unerträglichen Verhältnissen, sondern er hielt auch seine Reise vor ihr geheim; er schrieb erst 14 Tage nach seiner Abreise von Verona an sie, so daß sie, da sie seinen Brief erst Anfang Oktober erhielt, 4—5 Wochen ganz ohne Nachricht von ihm war! Ihre Stimmung war daher eine tief unglückliche; sie fühlt sich verlassen, getäuscht, verraten. Und als Goethe 1788 zurückkam — wie war er da verändert! Zwar hatte er aus Italien oft an sie geschrieben, sie seiner Liebe und Treue herzlich versichert; aber zurückgekehrt, war er verjüngt, voll neuer Interessen, Gefühle, Strebungen; die „Römischen Elegien“ erzählen uns von der schönen Mailänderin, die ihn dort unten gefesselt. Und wie er seine alten Freunde, Herder, Knebel, Einsiedel, noch kaum verstand, so auch die indessen, besonders durch Sehnsucht und Kummer gealterte Frau von Stein. Seine Liebe zu Christiane Vulpius kam hinzu — ihr Bruch war vollständig. Goethe sagt selbst:

„Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles.
Aber ich hab' sie nicht mehr — schweig' und ertrag' den Verlust!“

und:

„Ja, ich liebte Dich einst, Dich, wie ich keine noch liebte,
Aber wir fanden uns nicht, finden uns ewig nicht mehr!“

Und doch fanden sie sich noch einmal! Als Goethe 1801 todkrank war, erwacht in Charlotte die alte Zuneigung, sie erkundigt

sich nach seinem Befinden, sie kocht und weint für ihn. Und als er genesen, da bittet er sie aufs neue um ihre Freundschaft. Seit 1804 finden wir sie wöchentlich mit andern Damen bei ihm, er erklärt ihnen Kunstsachen, und zuletzt verkehrt sie sogar mit der verhaßten Christiane.

Goethes letztes Billet an sie (sie starb am 6. Januar 1827) bietet für diese hochbedeutsame Freundschaft einen versöhnenden Schluß: „Beiliegendes Gedicht*), meine Teuerste, sollte eigentlich schließen: Neigung aber und Liebe unmittelbar nachbarlich angeschlossen Lebender durch so viele Zeiten sich erhalten zu sehen, ist das Allerhöchste, was dem Menschen gewährt werden kann. Und so für und für!" —

Erfüllt uns die Freundschaft Goethes zu Frau von Stein mit Wehmut, so hinterläßt diejenige mit Marianne v. Willemer ein ungetrübtes Gefühl der Befriedigung.

Marie Anna Jung, am 20. November 1784 zu Linz geboren und eng bürgerlich erzogen, zeigte früh Begabung für Musik und Poesie, kam 1798 nach Frankfurt a. M., wo sie in Ballets, Lust- und Schauspielen auftrat, aber 1800 durch den Senator und Geh. Rat J. J. von Willemer dem Theater entzogen und in sein Haus aufgenommen wurde.**)

Hier lernt sie Bettina und Clemens Brentano kennen; dieser wird von Liebe zu ihr ergriffen; doch zu ihrem Glück ohne Ausdauer. In seinen „Romanzen vom Rosenkranz" lebt sie als Biondetto fort. Aber sie sollte für noch eine Figur in unsrer Dichtung das Modell abgeben — für Goethes „Suleika".

Im Sommer 1814, kurz vor ihrer Verheiratung mit Willemer, begegnete ihr Goethe zum ersten Mal, doch noch macht „die liebe Kleine" keinen Eindruck auf ihn. Erst am 12. August 1815 kam der Dichter als Gast zu seinem Freunde Willemer

*) „Den Freunden." Brief vom 29. August 1826.

**) Vgl. Er. Schmidt, Charakteristiken. Berl. 1886. Keller, M. v. Willemer 1876. Briefwechsel mit Goethe, herausgegeben von Creizenach. 2. Aufl. 1878.



Lord Byron.

(1788 — 1824.)



Percy Bysshe Shelley.
(1792—1822.)

nach der Gerbermühle bei Frankfurt. Marianne war eine allerliebste Erscheinung, eine zierliche, volle Brünette, die ihre heitre Anmut und naive Schelmerei so siegreich wirken ließ, daß Goethe von ihr hingerissen war. Sie gab sich unbefangen, harmlos, war gebildet in der Unterhaltung, poetisch in Gesang, Wort und Empfindung, ohne Sentimentalität, beweglich ohne Leichtsinn. Ihr Sinn für alles Höhere war für Goethes Genius begeistert. Nicht phantastisch-romantisch wie Bettina, war sie der klare Spiegel seines Geistes. Er hinwiederum war von ihr entzückt; denn in ihr fand er seine Suleika. Seine Gedichte sind der poetische Ausdruck ihrer Gefühle; sie sind leidenschaftslos und doch liebevoll.

Als er mit Sulpiz Boisserée nach Heidelberg reist, sendet sie ihm das tiefempfundene Lied:

„Und mich soll sein leises Flüstern
Von dem Freunde lieblich grüßen;
Eh' noch diese Hügel düstern,
Sitz' ich still zu seinen Füßen."

Und sie sahen sich in Heidelberg. Auf der Rückreise mit ihrem Gatten dichtete sie das köstliche Lied:

„Ach, um Deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich Dich beneide!
Denn Du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich durch die Trennung leide!

Die Bewegung Deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen, . . .
Sag ihm nur, doch sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben;
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben!"

Aber merkwürdig — Goethe vermied, wie es scheint, ein Wiedersehen. Er schreibt an Rosette Willemer, Mariannens ernste Stieftochter, infolge der Heidelberger Zugluft habe er sich

ein Brustweh, fast ein Herzweh zugezogen, doch werde er mit einiger Resignation die gegenwärtigen und mit einiger Vorsicht die künftigen Gebrechen in lauter Heil und Glück verwandeln. Ein freundschaftlicher Briefwechsel entspinnt sich. Goethe, im Entsagen geübt, lädt seine geliebte Freundin absichtlich nie nach Weimar ein, und als er 1816 nach Frankfurt reisen will, genügt eine leichte Beschädigung des Wagens, ihn zur Umkehr zu bringen. Fast leidenschaftslos ging der Briefwechsel fort; und wenn Marianne einmal den leidenschaftlichen Ton anschlägt, antwortet unser Dichtergreis desto kühler.

Am 3. März 1831 packt er alle ihre Briefe ein und schickt sie ihr mit der Bitte, das Päckchen bis zu unbestimmter Stunde nicht zu öffnen. Als sie es nach seinem Tode that, fand sie folgendes Zettelchen:

„Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern, die's geschrieben,
Einst mit heißestem Verlangen
So erwartet, wie empfangen —
Zu der Brust, der sie entquollen,
Diese Blätter wandern sollen,
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerschönster Zeit!"

Wer fühlt nicht aus diesen rührenden Zeilen die reine Liebe des Dichters zu seiner Suleika. Ihr Bild tritt uns nicht nur im „West-östlichen Divan", sondern auch in dem poetischen Briefwechsel „Sie und Er" entgegen. Mit stolzer Demut las Marianne den Divan (1829), ihr eigenes Wesen, ihre Worte hie und da deutlich erkennend; es schien ihr ein beseligender Traum, in dem man sein Bild verschönert, ja veredelt wiedererkennt. In treulichem Gedenken an Hatem-Goethe behielt sie ihre poetische Mitarbeiterschaft für sich; aber bis an ihr Ende — sie starb am 6. Dezember 1860 — blieb jener Sommer, wo sie sich mit dem Dichter befreundet hatte, der Glanzpunkt ihres Daseins, und mit Recht schrieb man auf ihren Leichenstein: „Die Liebe höret nimmer auf!" —

Einen besonderen Reiz hat Goethes Freundschaft mit einem ganz anders gearteten weiblichen Wesen, das auch großen Einfluß auf ihn ausgeübt hat, mit Frl. v. Klettenberg,*) die er als „schöne Seele“ im „Wilhelm Meister“ gefeiert hat.

Susanna Katharina v. Klettenberg, 1723 geboren, war die Tochter eines Arztes und Ratsherrn zu Frankfurt. Eine schwere Krankheit erweckte sie zu tieferer Religiosität, so daß sie ihre Verlobung mit dem „Narziß“, den sie gepflegt hatte, auflöste, da er ihr zu weltlich war. Mehrere Anträge, die dem Mädchen, das „Gott mehr schätzte als ihren Bräutigam“, gemacht wurden, schlug sie aus und genoß nun eine glückliche Selbstgenügsamkeit. In innerer Freiheit, unbeschreiblicher Gemütsruhe, damals auch noch unversehrter Gesundheit lebt sie allem Schönen und Edlen; sie zeichnet, malt, studiert und erfreut sich einer geistig belebten und christlich geweihten Geselligkeit. Ein wohlwollender Onkel verschafft ihr die Stelle einer Stiftsdame und damit äußerliche Unabhängigkeit. Aber bald wird sie durch einen Blutsturz zu langem Siechtum verurteilt; dazu gehen ihre Eltern langsam dem Tode entgegen; das Krankenzimmer wird ihre Welt. Da aber erprobt sie die Macht ihres Glaubens. Tapferkeit und himmlische Heiterkeit erfüllt ihr Herz. Darin bestärkte sie die Freundschaft mit Friedr. Karl v. Moser (1723—78), einem der bedeutendsten Staatsmänner und Rechtsgelehrten jener Zeit.**) Geistige und religiöse Interessen verbanden beide durch eine Freundschaft, die mit einem Liebesverhältnis nichts zu thun hatte. Moser war unglücklich verheiratet; der Einblick in sein Herz öffnete ihr das Auge über sich selbst; sie erkannte ihre eigene Sündhaftigkeit und fand als einziges Heilmittel „Christi Blut und Gerechtigkeit“. Von allgemeiner Religiosität erhob sie sich zu spezifisch christlicher.

*) Vgl. Lappenberg, Reliquien des Frl. v. Klettenberg. Hamburg 1849. Wilib. Beyschlag, Frl. v. Klettenberg. Vortr. Elberfeld 1862.

**) Vgl. über ihn: Ledderhose, „F. K. v. Moser“ 1871. Er schrieb 1765 „Vom deutschen Nationalgeist“ und gab 1784—90 das „Patriotische Archiv“ heraus.

Kein Wunder, daß ihr die rationalistische Lehre der „aufgeklärten“ Geistlichen nicht mehr behagte. Der Pietismus zog sie an, aber die Brüdergemeinde stieß sie durch ihre Spielerei und Süßlichkeit auch ab. Alles Gute, was „die Welt“ bietet, nahm sie dankbar an; von pietistisch frömmelnder Weltflucht hatte sie nichts an sich; eben so wenig von quietistisch feiger Beschaulichkeit. Sie pflegt ihre Eltern, ihre kranken Schwestern; sie stützt und tröstet die Leidtragenden, hilft den Armen, so viel sie vermag. Freilich siecht ihr Leib mehr und mehr dahin, aber ihre Seele ist fröhlich in der zerfallenden Hütte!

In diese Zeit (1761) fällt die Bekanntschaft Goethes, dessen Mutter ihre Freundin war. „Sie war“ — sagt der Dichter von ihr — „zart gebaut, von mittlerer Größe; ein herzliches, natürliches Betragen war durch Welt- und Hofart noch gefälliger geworden. Ihr sehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung Herrnhutischer Frauen. Heiterkeit und Gemütsruhe verließen sie niemals. Sie betrachtete ihre Krankheit als einen notwendigen Bestandteil ihres vorübergehenden irdischen Seins; sie litt mit der größten Geduld, und in schmerzlosen Intervallen war sie lebhaft und gesprächig. Ihre liebste, ja vielleicht einzige Unterhaltung waren die sittlichen Erfahrungen, die der Mensch, der sich beobachtet, an sich selber machen kann; woran sich dann die religiösen Gesinnungen anschlossen, die auf eine sehr anmutige, ja geniale Weise, bei ihr als natürlich und übernatürlich in Betracht kommen.“ — Der an Leib und Seele kranke Dichterjüngling fand an ihrer stillklaren, friedvollen Freundschaft einen Halt; sie weckte in seiner Seele die tiefsten und reinsten Klänge, und er scheint ein gutes Teil der Seelengesundheit, deren er sich wieder in Straßburg erfreute, ihrem Umgange zu verdanken. Fortan bleibt er in brieflichem Verkehr mit der Freundin und besucht sie, nach Frankfurt zurückgekehrt, häufig; von vielfachen Zerstreuungen kehrte er gern immer wieder zu seiner „edlen Freundin“ zurück, deren Gegenwart ihn beruhigte und ihn in seinen guten Vorsätzen bestärkte. So hatte er in dieser Zeit drei „vortreffliche Begleiterinnen“: seine Mutter, Schwester Cornelia und Fräulein v. Klettenberg.

Sie hörte gern zu, wenn er ihr vorlas, was er gedichtet, oder von seinen Plänen erzählte. Obgleich sie ihn nicht für einen Christen gelten ließ, schien sie doch um sein Seelenheil nicht besorgt. Als er sie eines Abends, hingerissen von ihrem verklärten Wesen, zeichnete, schrieb er folgende Verse:

„Sieh in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Unsre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Woge stritt,
Sieh Dein Bild ihr gegenüber
Und den Gott, der für sie litt.

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt!"

Freilich, bald entzog sich der Dichter dem Weben dieser Himmelsluft, als er nach Weimar übersiedelte. Seine mütterliche Freundin starb bald nach den ersten Anknüpfungen mit diesem Hofe (16. Dezember 1774). Wie tief aber das Andenken an jene, deren frommer Tod sich an ein seliges Leben angeschlossen hatte, in seinem Herzen wurzelte, beweist die Einreihung der „Bekenntnisse einer schönen Seele" in das 6. Buch von „Wilhelm Meister", welches eine so sehr davon abweichende Weltanschauung vorträgt, daß Graf F. Stolberg und Goethes Schwager J. G. Schlosser den Roman verbrannten, nachdem sie die „Bekenntnisse" herausgeschnitten hatten! Später übrigens, noch als Greis, hat Goethe sie als Makarie, d. h. Selige, in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" gezeichnet.

Betrachten wir noch kurz die große Schar von Männern, mit denen unser Dichter auf kürzere oder längere Zeit durch innige Freundschaft verbunden gewesen ist.

Der erste, dessen Freundschaft unsern Dichter bedeutend förderte, war sein Landsmann und späterer Schwager, Joh. Georg Schlosser (1739—1799), welcher 1766 als Erzieher der Kinder des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg nach Leipzig kam. Der zehn Jahre ältere junge Mann besaß energischen Charakter und festes Streben, er war für ein ideal-sittliches Wirken, für Wissenschaft und schöne Litteratur begeistert und theoretisch wie praktisch vielseitig gebildet. Die Unterhaltungen mit ihm, von dem Goethe sagte, es sei nie ein gleichgiltiges Wort über seine Lippen gekommen, die Mitteilungen aus seinen poetischen und prosaischen Versuchen wirkten belebend auf den Jüngling, der vertrauensvoll zu ihm aufblickte. Durch ihn lernte er eine angenehme Tischgesellschaft bei Schönkopf kennen, dessen Tochter Käthchen ihn bald fesseln sollte. Schlosser heiratete 1773 Cornelia und nach deren für Goethe sehr schmerzlichem Tode (1777) des Dichters Freundin Johanna Fahlmer. Trotz zeitweiser Verstimmung dauerte die Freundschaft bis zu Schlossers Tode fort.*)

Goethes Neigung, mit älteren bedeutenden Personen umzugehen, brachte ihn auch mit Ernst Wolfgang Behrisch (1758—1809) in ein näheres Verhältnis.**) Als Hofmeister eines Grafen in Leipzig, glich er durch sein zierliches Äußere und seine affektierte Haltung einem alten Franzosen. Er hatte das besondere Geschick, seine Zeit mit Anstand zu verthun, dem Unbedeutenden durch seinen Humor Wichtigkeit zu verleihen, Thorheiten ernsthaft und Ernsthaftes possenhaft zu betreiben. Besonders war er unerschöpflich, sich und andere zu ironisieren. Seine eingehenden, drolligen Kritiken der Menschen amüsierten seine Freunde. Seine Späße waren durchaus barock, ohne ins Rohe oder Triviale zu verfallen. Sein geistreiches, gebildetes Wesen zog Goethen an, dessen Produktionen er freundlich aufnahm; die gelungensten schrieb er sauber ab, doch machte er

*) Vgl. Schlossers „Kleine Schriften" 1793 u. Nicolovius, J. G. Schlosser 1844.

**) Vgl. Hofäus, E. W. Behrisch 1883.



Franz Grillparzer.
(1791—1872.)



Kathi Fröhlich.
(1803 — 1879.)

dem jüngeren Freunde die Bedingung, nichts drucken zu lassen. Durch seine scharfe Kritik förderte er Goethen ungemein, besonders dadurch, daß er ihn von dem mythologischen Aufputz und dem Wortprunk der Odenpoesie befreite. Selbst Gellert hielt auf Behrisch große Stücke. Als ihn unser Dichter 1778 in Dessau wiedersah, wo er Pagenhofmeister war, freute sich sein alter Freund noch, daß er ihn vom Druckenlassen so lange abgehalten hatte.

In Straßburg gewann Goethe wieder zwei ältere Männer zu Freunden, Salzmann und Herder. Jener, ein Licentiat der Rechte und Aktuar, war ein sehr wohlwollender und ruhig verständiger Herr, der stets den Hut unter dem Arm und mit dem Regenschirm bewaffnet, gemessen einherschritt.*) Die vielseitige Bildung und das feine Benehmen des fast 50jährigen Mannes gewann bald Goethes Zutrauen; er schloß sich eng an ihn an, lernte von ihm in der Juristerei und disputierte mit ihm über philosophische Dinge. Die Tischgenossenschaft, der Salzmann präsidierte, vereinigte 10—20 junge, frische Leute, durch deren Umgang Goethe mannigfach angeregt wurde. Salzmann war sein Vertrauter in der tragischen Liebesgeschichte mit Friederike; ihm giebt er allerlei Aufträge für sie, die jener mit freundschaftlicher Sorgfalt ausführt. Einige Jahre früher hatte er eine „Gesellschaft der schönen Wissenschaften“ gegründet, deren Zweck war, die Mitglieder mit den neuesten Erscheinungen der Wissenschaft und Kunst bekannt zu machen, sowie zum Meinungsaustausch darüber zu veranlassen. Außer Goethe waren auch Lerse, Jung-Stilling und Lenz ihre Mitglieder. Herder beehrte den Verein als Gast mit seiner Gegenwart.

Bekannt ist, wie Goethe mit ihm zufällig auf der Treppe des Gasthauses „Zum Geiste“ zusammentraf, ihn freundlich anredete und von ihm zum Besuch aufgefordert wurde. Die Erlaubnis ward gern und häufig benutzt, bald waren die

*) Er war geboren 26. März 1722 und starb 20. August 1812. Vgl. A. Stöber, „Aktuar Salzmann, Goethes Freund und Tischgenosse in Straßburg“. 1855.

beiden, damals vielfach ähnlichen Jünglinge so vertraut, daß Goethe bei der schmerzhaften Operation, der sich Herder unterzog, zugegen war und ihm in der langen Leidenszeit die Abgeschiedenheit erleichterte. Oft brachte er ganze Tage bei ihm zu und gewann den genialen Freund immer lieber. Denn keinen Menschen hätte Goethes Geschick ihm damals zu größerer Förderung zuführen können, als gerade Herder.*) Dieser hatte schon seine Lehrjahre hinter sich, hatte sich im Schul- und Kirchenamte versucht und durch seine „Fragmente" und „Kritische Wälder" einen Schriftstellernamen erworben. Er stand mit den größten Männern Deutschlands in Verbindung. Wohl befand auch er sich, wie Goethe, in Sturm und Drang; aber während bei diesem noch das Ziel in Nebeln verschwand, trat bei dem fünf Jahre älteren Herder das Urteil schon klar und entschieden hervor. Gerade die Verschiedenheit ihrer Charaktere zog sie an. Herder war bestimmt, klar und didaktisch, Goethe skeptisch und von rastlosem Forschergeist ergriffen; jener herb, sarkastisch bitter — dieser liebenswürdig und tolerant; jener liebte das Abstrakte und Ideale, nörgelte aber an Menschen und Dingen stets herum; dieser dagegen hatte nur wenig von solcher abstrakten Liebe zur Menschheit, hegte hingegen überströmende Liebe zu einzelnen Individuen. Herders Einfluß auf Goethe nun machte sich vielfach geltend. Er lehrte ihn die Bibel als ein Werk des nationalen Geistes eines für die Offenbarung besonders empfänglichen Volkes verstehen; er zeigte ihm auch ihre poetischen Schönheiten. Von der Poesie der Hebräer führte er ihn zu den Volksliedern andrer Nationen, von da zu Homer und Ossian; er erschloß ihm Shakespeare und machte ihn mit Goldsmith' „Landprediger von Wakefield" bekannt, dessen Idyll er bald in Sesenheim verwirklicht finden sollte — mit einem Wort, er wies ihn darauf hin, daß Wahrheit und Natur allein Geltung haben dürften.

Während Herder damals noch wenig von Goethes Genius geahnt zu haben scheint — er nennt ihn „einen wirklich guten

*) R. Haym, Herder. Berlin 1880 f. 2 Bde.

Menschen, nur etwas leicht und spatzenmäßig" — schwärmt Goethe für ihn und schreibt ihm nach seiner Abreise: „Herder, Herder! Bleiben Sie mir, was Sie mir sind! Bin ich bestimmt, Ihr Planet zu sein, so will ich's sein, es gern und treu sein! Ein freundlicher Mond der Erde!" Nach Frankfurt zurückgekehrt, korrespondierte er fleißig mit dem indeß zum Konsistorialrat in Bückeburg Berufenen. Durch seinen „Pater Brey", welcher das Geklatsch der Darmstädter über Herders Verhalten gegen seine Braut schildert, hat ihm unser Dichter eine nützliche Lektion erteilt; er nahm auch an seiner Hochzeitsfeier 1773 teil. Ihm sendet er auch sein Manuskript vom „Götz", denn sein Urteil ist „ihm köstlicher denn Myrrhen und werde ihm wohlthun wie Striegel und hären Tuch dem aus dem Bade Steigenden".

Bald konnte er ihm übrigens durch die That seine Freundschaft beweisen; denn durch seinen Einfluß hauptsächlich wurde Herder 1776 Generalsuperintendent von Weimar. Mit selbstlosem Freundschaftseifer hatte Goethe die mannigfachen Hindernisse, welche Vorurteil, Neid, Verleumdung und Lokalpatriotismus gegen Herders Berufung auftürmten, überwunden. Er ließ ihm seine Amtswohnung neu einrichten, gab ihm über Hof und Stadt gute Winke und empfing ihn, als er am 2. Oktober anlangte, mit großer Wärme. Dennoch trübte sich ihr Verhältnis bald. Herder sah mit Unwillen dem genialen Treiben Goethes zu, er beneidete ihn, seine stets unzufriedene Stimmung harmonierte nicht mit der Lebensfreudigkeit des jüngeren Freundes. Jede Annäherung hatte eine Abstoßung zur Folge. Ihr Verhältnis glich einem stets bewölkten Himmel, der nur selten von Sternen durchblitzt wird. Allmählich aber treten sie sich wieder näher; 1781 schreibt Goethe an Knebel: „Mit Herdern bin ich in ein Verhältnis gerückt, das mir für die Zukunft alles Gute verspricht. Schone ihn! Man schont sich selbst, wenn man nicht streng und grausam in gewissen Lagen gegen Menschen ist, die uns oder den Unsrigen wieder näher werden können!" Und wenn sich auch dieser über Goethes Erhebung in den Adelstand (1782) etwas ärgerte, so verkehrte er doch so eifrig mit ihm, disputierte mit ihm über Naturwissenschaft und las ihm

aus seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte" vor, daß Goethe am 12. November 1783 an Jacobi schreiben konnte: „Von meinem Leben ist es wieder ein schönes Glück, daß die leidigen Wolken, die Herdern so lange von mir getrennt haben, endlich und, wie ich überzeugt bin, auf immer sich verziehen mußten!" Ihn und Frau v. Stein bezeichnet er als die einzigen Kapitalien in Weimar, von denen er Interessen ziehe. Ebenso anerkennend äußert sich Herder über ihn. So schreibt er (2. März 1785) an Knebel: „Er trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle und ist in jedem Schritt seines Lebens ein Mann. Wie viele giebt's solcher?" Ähnlich bezeichnet er ihn 1787 Schillern gegenüber als einen umfassenden Geist, der einen klaren, universalischen Verstand, dabei das wahrste und innigste Gefühl und die größte Reinheit des Herzens habe. Auch im Jahre 1797 urteilte er sehr günstig über ihn. Nachdem er mit ihm und Wieland den „Götz" durchgegangen, schreibt er ihm liebewarm: „Lieber Bruder! Hier hast Du Deinen Götz, Deinen ersten, einigen, ewigen Götz mit innig bewegter Seele. Gott segne Dich, daß Du ihn gemacht hast, tausendfältig!" Herder übrigens war fast der einzige unter seinen Freunden, der ihn nach der Rückkehr aus Italien verstand, wozu ihn seine sinnvolle Auffassung des klassischen Altertums befähigte. Aber die letzten Lebensjahre Herders zeigen wieder tiefe Verstimmung gegen Goethe. Abgesehen davon, daß er ihn beschuldigte, nicht genug für seine pekuniäre Aufbesserung gethan zu haben, und in diesem Vorwurf von seiner Gattin sehr unterstützt wurde, so wuchs sein Widerspruchsgeist und seine Verbitterung. Goethe, der nie aufhörte, seine edlen Eigenschaften zu schätzen, beklagt sich, daß man nicht von ihm gehe, ohne verletzt zu sein. Mit dem Erscheinen der Xenien (1796) hörte der freundschaftliche Verkehr völlig auf. Herders Zerwürfnis mit Schiller und, infolge seiner leidenschaftlichen Polemik gegen Kant, mit den meisten Jenenser Professoren trug ebenfalls zur gegenseitigen Verstimmung bei. Zwar hatten sie sich infolge der durch Herder vollzogenen Konfirmation seines Sohnes August (13. Juni 1802) wieder etwas

genähert, aber ein hämischer Scherz über „die natürliche Tochter" kränkte Goethen tief. Sie schieden in Unfrieden — bald darauf (18. Dezember 1803) starb Herder.

Erfreulicher war der Verlauf der Freundschaft mit zwei anderen Studiengenossen aus Straßburg: Lerse und Jung-Stilling.

Franz Christian Lerse, das Musterbild eines deutschen Jünglings, besaß einen liebenswürdigen Charakter. Durch offne Gradheit wußte der junge Theologe die kleinen Zwistigkeiten der Tischgenossenschaft leicht auszugleichen. Ruhige Besonnenheit, klare Bestimmtheit, gemessenes Betragen, Ordnungsliebe, Treuherzigkeit und trockener Witz zeichneten ihn aus, und mit regem Interesse erfaßte er alles Geist und Herz Fördernde. Goethe, an den er sich mit reiner Innigkeit anschloß, hat ihm in seinem „Götz" ein Denkmal gesetzt. Georg sagt von ihm: „Er ist ein stattlicher Mann, mit schwarzen, feurigen Augen". Durch seine Tapferkeit hat er früher Götzen sehr zu schaffen gemacht; von seinem Ruhm angezogen, tritt er in seine Dienste; zeigt sich unerschrocken, treu und anstellig, bewirkt seinem Herrn freien Abzug, der ihm aber nicht gehalten wird; er steht der Elisabeth und Maria treulich bei und spricht zum ganzen Drama den Epilog.

Joh. Heinr. Jung*), genannt Stilling (1740—1817), der beim ersten Anblick unsres Dichters zu seinem Begleiter die Bemerkung machte, „das muß ein ausgezeichneter Mann sein", wurde von diesem gegen die Neckerei der Tischgesellschaft geschützt. Er nahm sich Stillings eifrig an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm und bemühte sich auf alle Weise, ihm Gutes zu thun. Er wurde nicht müde, seiner Lebensgeschichte zu lauschen. Als Sohn eines armen Schneiders und Schulmeisters streng und mystisch erzogen, unterstützte er zuerst seinen Vater, war dann Informator und Ökonom bei

*) Vgl. seine Lebensgeschichte: „H. Stillings Leben, eine wahre Gesch." Berlin 1806. Goethe, „Wahrh. u. Dichtung" II.

einem Kaufmann und beschloß, da ihm ein Augenmittel geschenkt wurde, mit Gottes Hülfe Medizin zu studieren. Aus aller Geldverlegenheit rettete ihn sein Gebet. In Straßburg, wo er mit Goethe und Herder verkehrte, 1771 promoviert, ließ er sich in Elberfeld nieder und verrichtete dort viele berühmte Augenoperationen. Aus seiner bedrängten Lage befreite ihn Goethe durch Herausgabe des ersten Teils seiner Biographie. Aber Jahre lang war er noch in Nöten, bis ihn der fromme Markgraf Karl Friedrich von Baden kennen lernte und ihn durch ein Gnadengehalt sicher stellte, so daß er nun ungehemmt für Gottes Reich durch eine ungeheure Korrespondenz und Erbauungsschriften wirken konnte. Seine Bedeutung liegt nicht auf wissenschaftlichem, sondern auf religiösem Gebiete. Sein Charakter war edel, sein Streben lauter, seine Gabe als Volksschriftsteller hervorragend, wenn er auch dem Spiritismus huldigte*). Sein ernster, zarter Sinn, die Tiefe und Wahrhaftigkeit seines Wesens hatten in Straßburg den flotten, skeptischen, vom Glücke begünstigten Studenten Goethe angezogen, der ganz dazu angethan war, der Freund eines in seinen Ansichten so von ihm abweichenden Mannes zu sein; denn er war tolerant und hatte, wie wir (S. 184) aus seinem Verhältnis zu Frl. v. Klettenberg gesehen, auch religiöse Empfänglichkeit. Reizend war das Wiedersehen der Freunde in Elberfeld 1774 auf Goethes Rheinreise. Dieser stellte sich krank, ließ Dr. Jung in den Gasthof rufen und, Hals und Kopf in Tücher gehüllt, ließ er sich den Puls fühlen. Als ihn jener aber ganz gesund fand, sprang Goethe aus dem Bett und hing an seinem Halse! Er zeigte sich hier in seiner von Übermut und Scherz übersprudelnden Laune. Im folgenden Jahre war Jung Gast im Goetheschen Hause zu Frankfurt, aber sein Mißmut über sein häusliches Elend und den Mißerfolg der dort gemachten Operationen ließ keine frohe Stimmung aufkommen. Echt freundschaftlich handelte Goethe an ihm, als er in demselben Jahre, wo er für Bürger 65 Louisd'or sammelte,

*) Vgl. mein Buch: „Der Spiritismus, die Narrheit unseres Zeitalters“ 1883.

um ihn zur Fortsetzung seiner Homer-Übersetzung zu ermutigen, dem Stilling unvermutet 30 Louisd'or für den ersten Teil seiner Lebensgeschichte sandte. Bedenkt man, daß Goethe für seine „Stella" 20 Thaler erhielt (!), so erkennt man, daß er gewiß zu jener Summe selbst viel beigesteuert hat! Später wendete er freilich in den „Xenien", wie gegen Lavater, Claudius, Fr. Stolberg, so auch gegen Jung die Spitze seines Spottes.

Verwandt mit Jung-Stilling ist J. K. Lavater (1741—1802), eines Züricher Arztes Sohn, der sich zuerst gegen die Tyrannei eines Landvogtes erhob und nach größeren Reisen, die ihn mit vielen bedeutenden Männern bekannt machten, Pfarrer in seiner Heimat wurde, wo er infolge einer Verwundung durch einen französischen Grenadier nach langem Leiden starb.*) Er war eine der originellsten Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts. Ein unerschrockener Vertreter der Freiheit und der christlichen Religion, ein begeisterter Liebhaber Jesu, vereinigte er humane und mystische Elemente, schwärmte für Physiognomik und Magnetismus und übte durch seine Schriften wie durch eine ungeheure Korrespondenz weitreichenden Einfluß. Auch Goethe war durch ihn angezogen und trat behufs seiner physiognomischen Fragmente mit ihm in Briefwechsel. Als 1774 Lavater nach Frankfurt kam, flogen sich ihre Herzen entgegen. Jener trat ein — „Bist's?" — „Ich bin's!" waren die ersten Worte der Begrüßung, und sie umarmten sich aufs herzlichste. Die wichtigsten Fragen der Religion und Philosophie kamen nun zur Sprache, doch behauptete Goethe gegenüber Lavaters Bekehrungsversuchen seinen Standpunkt, so sehr er auch durch „die tiefe Sanftmut seines Blickes, die Lieblichkeit seiner Lippen, selbst durch sein treuherziges Schweizerdeutsch" gerührt wurde. Um ihn besser genießen zu können, begleitete ihn der Dichter nach Ems, wo er auch mit dem pädagogischen Reformator Basedow zusammentraf. „Ich bin vergnügt,"

*) Vgl. sein „Geheimes Tagebuch" 1772. Goethes Briefe an ihn 1833. Bodemann, Lavater 1856. H. Funck, Lavater und der Markgraf Karl Friedr. von Baden. Freibg. 1890.

sagte er zu Lavater, „ich bin glücklich! Das fühle ich, und doch ist der ganze Inhalt meiner Freude ein wallendes Sehnen nach etwas, das ich nicht habe, nach etwas, das ich nicht anschauend erkenne!“ Kein größerer Kontrast ist denkbar als zwischen diesen beiden Genossen: Lavater, ein hübscher, mit Sorgfalt gekleideter Mann, von einschmeichelndem, feinem Wesen und fromm; — Basedow häßlich, überaus schmutzig, sarkastisch, herrschsüchtig und ungläubig. „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten“ reisten sie dann weiter; während Lavater einem Landgeistlichen die Geheimnisse der Offenbarung St. Johannis aufschloß, setzte Basedow einem Tanzmeister die Verwerflichkeit der Kindertaufe auseinander — Goethe verspeiste unterdessen „einen Hahnen“. Bald darauf reiste derselbe, von den Gebrüdern Stolberg begleitet, nach der Schweiz. Der Höhepunkt der Reise, die zum Teil unternommen war, um Lilli zu vergessen, war das Wiedersehen mit Lavater, dessen physiognomische Fragmente er durchsah und dann dem Verleger ablieferte. Wie innig damals ihr Verhältnis war, erhellt daraus, daß Goethe zum ersten Teil einer vom Freunde entworfenen Predigt die beiden anderen hinzuschrieb und Lavater sie wörtlich so hielt! Auch während der ganzen zweiten Schweizerreise, die er 1779 mit dem Herzog Karl August unternahm, freute er sich auf das Wiedersehen mit Lavater. „Ja, mein Bruder, (schreibt er ihm am 8. Oktober) Dich wiederzusehen ist einer meiner beständigsten Wünsche diese Jahre her und wird nun auch bald erfüllt. Ich habe Dir viel zu sagen und viel von Dir zu hören. Wir wollen wechselsweise Rechnung von unserem Haushalten ablegen, einander segnen und für die Zukunft stärken. Mein Gott, dem ich immer treu geblieben bin, hat mich reichlich gesegnet im geheimen; denn mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen. Was sich davon offenbaren läßt, freu ich mich in Dein Herz zu legen!“ Diese verehrungsvolle Liebe ließ Goethen vergessen, daß sich ihre Ansichten über Göttliches und Menschliches mehr und mehr getrennt hatten. Wenigstens empfand er, daß ihm Lavaters poetische Bearbeitung der Offenbarung Johannis „fatal“ sei, und er schrieb ihm, es wäre das

Beste, „einander ihre Partikularreligionen ungehudelt zu lassen“. „Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir, wie bisher!“

Wie herzinnig übrigens dieses Zusammensein gewesen sein muß, erkennt man aus seinen Äußerungen nach der Heimkehr. Kein Mund spreche die Trefflichkeit dieses Menschen aus; er sei und bleibe ein einziger Mensch, die Blüte der Menschheit (!). „Es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut ..... Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wieder so einen ganz wahren Menschen sieht, so meint man, man käme erst auf die Welt .... Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammenleben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vorteilen auch dieser uns nach Hause begleite, daß wir unsre Seelen offen behalten, und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen!“

Aber die Verschiedenheit ihrer religiösen Ansichten und Lavaters Proselytenmacherei führten bald zum Bruche. Goethe erkannte gern jede fremde Überzeugung an, verlangte aber dieselbe Anerkennung für seine eigne. Als nun 1782 jener seinen „Pontius Pilatus“ herausgab, worin die Phantastik seiner subjektiven Religiosität auf die Spitze getrieben wird, machte dies Werk auf Goethe einen geradezu „widrigen“ Eindruck, er fand, „daß sich in Lavater der höchste Menschenverstand und der grassieste Aberglaube durch das feinste und unauflöslichste Band zusammenknüpfen“. Fortan schrumpfen ihre Briefe zu kleinen Blättchen zusammen. „Ich fühl' erst jetzt, schreibt Goethe, wie weit wir auseinander gekommen; ich kann Dir nichts schreiben!“ Zwar logierte der Freund 1786 noch einmal auf der Heimkehr von Bremen bei ihm, aber es kam zu keiner vertraulichen Aussprache mehr, vielmehr ward durch den Besuch der Riß erweitert. Lavater fand Goethe „älter, kälter, weiser, fester, entschlossener,

politischer", und dieser schrieb an Charlotte v. Stein: „Ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht und weiß nun, was mir per Saldo von ihm übrig bleibt." Fortan hielt er ihn für den „studiertesten Heuchler". Diesen Gedanken spricht auch das Xenion aus:

„Alles mischt die Natur so einzig und innig, doch hat sie
Edel- und Schalksinn hier — ach, nur zu innig vermischt!"

Mit Lavater vielfach verwandt war ein andrer intimer Freund Goethes: Friedr. Heinr. Jacobi (1743—1819), Religionsphilosoph und Romanschriftsteller*). Ursprünglich zum Handelsstande bestimmt, studierte er doch in Genf Philosophie, war dann Kaufmann, Zollkommissar und Geh. Rat in Düsseldorf, seit 1804 Mitglied und seit 1807 Präsident der Akademie der Wissenschaften zu München. Im Gegensatz zur Wolff'schen Verstandesrichtung betrachtete er als einziges Organ der Wahrheit das Gefühl oder den Glauben, d. h. nicht den Autoritätsglauben, sondern die Gewißheit. Der Verstand reiche nicht zur Erfassung des Übersinnlichen aus, wohl aber die Vernunft**). Bekannt wurde Goethe mit ihm durch dessen Tante Johanne Fahlmer, die ihm durch große Zartheit des Gemütes und ungemeine Bildung befreundet wurde, ferner durch Jacobis Gattin Betty, deren Naivität und Heiterkeit ihn bald völlig einnahm, und dessen Schwester Charlotte, Cornelias Freundin***). Aber erst auf seiner Rheinreise 1774 (s. o. S. 197) trat er ihm näher. Stimmten doch beide damals in ihrer Sentimentalität und ihrem

*) Vgl. Sein Briefwechsel, herausgegeben v. Roth. 1825. Werke, 6 Bde. 1812—24. Zirngibl, F. H. Jacobis Leben, Dichten und Denken. Wien 1867.

**) Vgl. meine „Gesch. d. Philos." 2. Aufl. S. 362 f. Leipzig 1884.

***) F. Deycks, „F. H. Jacobi im Verhältnis zu seinen Freunden". 1848.



George Sand.
(1804—1876.)



Frédéric Chopin.
(1809—1849.)

philosophisch-religiösen Suchen zusammen. Goethe sah sich von einem Freundesherzen ganz verstanden; „ihm war eine solche reine Geistesverwandtschaft neu und erregte ein leidenschaftliches Verlangen fernerer Mitteilung“. Besonders unterhielten sie sich eifrig über Spinoza, den Jacobi ihm besser erschloß, während ihm Goethe seine neuesten Gedichte mitteilte. Eines Nachts, als sie sich in Köln schon getrennt hatten, suchte ihn dieser noch einmal auf; am Fenster stehend, während der Mondschein über den Rhein zitterte, schwelgten sie in der Fülle ihrer Gefühle. „Goethe ist der Mann“ — schreibt Jacobi an Frau v. Laroche — „dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine rechte, eigentümliche Festigkeit erhalten; denn Goethes Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen — den einsamen, verstoßenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann ist selbständig vom Scheitel bis zur Sohle!“ Und noch 40 Jahre später schreibt derselbe im Entzücken der Erinnerung: „Welche Stunden! Welche Tage! Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnte ich Dich nicht mehr lassen!“ Und wie köstlich müssen diese Tage gewesen sein, über die ein Goethe gleich nach der Trennung an Jacobi schreiben konnte*): „Ich träume, lieber Fritz, den Augenblick, habe Deinen Brief und schwebe um Dich. Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war, Gegenstand Deiner Liebe zu sein. O das ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom andern zu empfangen, als er giebt! O Liebe, Liebe! Die Armut des Reichtums — und welche Kraft wirkt's in mich, da ich im andern alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe . . . . . Gute Nacht! Ich schreibe im Rauschtaumel, nicht im Wogensturm; doch ist's nicht eins, welcher uns an Steine schmettert? Wohl denen, welche Thränen haben!“

Freilich, solche Begeisterung konnte nicht andauern, zumal Goethe, durch die süßliche und prätensiöse Sentimentalität gereizt,

*) Vgl. „Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi“, herausg. von Max Jacobi 1846.

seinen Freund, ohne es zu wollen, tief verletzte. Als er eines Tages zu Ettersburg aus dessen soeben erschienenem „Woldemar“ vorlas (1779), kam „der alte Teufel des Humors“ über ihn, er nagelte das Buch an einen Baum und hielt ihm vom Gipfel desselben eine Standrede. Über diese „Kreuzerhöhung Woldemars“ war Jacobi sehr böse; er schrieb Goethen einen herausfordernden Brief, sich binnen drei Wochen zu verantworten; dieser aber schwieg und stellte der Johanna Fahlmer, zweiten Frau Schlossers, Jacobis Tante, die Sache als harmlosen Scherz dar. Im Jahre 1782 knüpfte er durch einen Brief an Jacobi die Freundschaft wieder an; sein Übermut that ihm leid. Er schrieb: „Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man dann freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verscherzt und in leichtsinnigem Übermute die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist!“ Jacobi antwortete mit jenem freundschaftlichen Liebesenthusiasmus, den sie beide in Köln gefühlt (S. 202): „Ich habe dein Packet, Du Lieber!*) und ich hang' an Deinem Halse. O ganz anders als ehemals, Bruder! Unaussprechlich! Wortlos, bildlos, begrifflos, heißt Dich mein tiefstes Inneres: Bruder! So viel ich wollte, könnt' ich weinen, aber ich mag der Thränen nicht los sein, die mir wie Saft und Blut durch alle Nerven und Adern dringen“.

Im September 1784 folgte er Goethes wiederholter Einladung und verlebte „selige Tage“ in Weimar. Nach seiner Rückkehr schreibt er ihm (13. Oktober) aus Düsseldorf: „Ich habe Dich also wiedergesehen, und viel mehr als das! Als ich wegging, war es mir nicht, als ob ich Dich verließe; ich war innig glücklicher, froher, heiterer, als da ich kam. Du weißt, wie ich Eindrücke annehme und sie in mir haften. Auch die leiseste Berührung, die ich kaum im Augenblick selbst gewahr wurde, entwickelt sich im Stillen und wächst zu vollem Leben auf. So bin ich jetzt noch im seligsten Genusse Deiner und weiß von nichts, das mir vergangen wäre. Erhalte mich so! Du kannst es —

*) Goethe hatte „Iphigenie auf Tauris“ mitgesandt.

Du weißt es!" Durch Jacobis Schrift „Über die Lehre des Spinoza" (1785) ward Goethe in der Erkenntnis jenes großen Denkers sehr gefördert, doch gefiel ihm der selbstzufriedene und hochfahrende Ton nicht, womit dieser dann Mendelssohns Verteidigungsschrift „An die Freunde Lessings" (s. o. S. 148) abfertigte. Er betonte gegenüber Jacobis Forderung, man müsse glauben, das Schauen und schrieb: „Übrigens bist Du ein guter Mensch, daß man Dein Freund sein kann, ohne Deiner Meinung zu sein; denn wie wir von einander abstehen, habe ich erst wieder aus dem Büchlein selbst gesehen". Ähnlich bemerkte er später (1827) zu Eckermann: „Er hatte mich persönlich lieb, ohne an meinen Bestrebungen Teil zu nehmen oder sie wohl gar zu billigen; es bedurfte daher der Freundschaft, um uns an einander zu halten".

Als er 1791 am Rhein mit seinem Herzog weilte, gedachte er seiner Jugend, und ihn verlangte „aus der gewaltsamen Welt an Freundesbrust". Er eilte nach Pempelfort und verlebte in Jacobis Familienkreise mehrere Wochen, in denen die Herbheit und Kälte seiner damaligen Stimmung mehr und mehr schwanden. Trotz vielfacher Abweichungen liebten sie sich doch aufrichtig, und Goethe konnte bald nach der Trennung an ihn schreiben: „Das Bild, das ich von Dir und den Deinigen mitnehme, ist unauslöschlich, und die Reise unserer Freundschaft hat für mich die größte Süßigkeit". Und Jacobi sagt noch 20 Jahre später: „Wir hatten Stunden miteinander verlebt, die keiner von uns je vergessen konnte. Jene Ahnungen in der Mitternachtsstunde zu Köln (s. o. S. 202) wurden uns jetzt zu Erkenntnissen; wunderbar hatten selbst die Täuschungen sich zur Wahrheit verklärt". Auch als Jacobi 1805 bei seiner Durchreise von Eutin nach München einige Tage bei Goethe verweilte, trat zwar ihre tiefgehende Verschiedenheit, aber auch ihre innige Freundschaft wieder hervor. Die alte Liebe war wieder lebendig wie sonst; „es zeigte sich das unbedingte liebevolle Vertrauen in seiner ganzen Klarheit und Reinheit", und beide sahen aufs neue, daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung sein kann. Ja selbst die Mißstimmung Goethes über des Freundes Schrift „Von den göttlichen

Dingen" (1812), worin dieser den Satz Goethes, daß Gott in Natur, Natur in Gott sei, bekämpfte, vermochte die schöne Freundschaft nicht zu zerstören. Nach einiger Zeit schrieb er (6. Januar 1813) an ihn: „Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt. Die Freundschaften der Jugend gründen sich aufs Erste; an den Spaltungen des Alters haben die letzteren Schuld".

Indem wir andre Freundschaftsverhältnisse, z. B. zu Friedrich und Auguste v. Stolberg*), Kestner, von Knebel u. a., hier übergehen, wollen wir nur noch zweier Freunde gedenken, deren tragisches Ende unsern Dichter tief erschütterte: Lenz und Merck.

Reinhold Lenz (1750—92), ein Livländer, welcher 1770 als Hofmeister zweier Edelleute v. Kleist nach Straßburg gekommen war, hatte sich der durch Salzmann geleiteten Gesellschaft angeschlossen**). — Da sein Gehalt bald ausblieb, war er in großer Not und mußte sich durch Stundengeben erhalten. Seine Sanftheit und zierliche Gestalt, sein Witz und seine Bewunderung Shakespeares gewannen ihm schnell Goethes Herz. Der kleine, blauäugige, blonde Jüngling mit seiner treuherzigen Vertraulichkeit und seiner sprudelnden Tollheit war bald sein steter Begleiter. Als dieser den 28. August 1770 Straßburg verließ, schenkte er ihm Shakespeare's „Othello" mit der Widmung: „Seinem und Shakespeares würdigen Freunde Lenz", wozu dieser hinzuschrieb: „Ewig bleibt mein Herz dein, mein lieber Goethe". Und in dessen Stammbuch stiftete der scheidende die Zeilen:

„Zur Erinnerung guter Stunden,
Aller Freuden, aller Wunden,

---

*) Vgl. meine „Helden des Glaubens" Nr. 163. Bremen 1890.

**) Schriften, herausg. v. L. Tieck 1828. Dramat. Nachlaß v. Weinhold 1884. Stöber, Der Dichter Lenz und Friederike v. Sesenheim. Bas. 1842. Gruppe, R. Lenz, Leben u. Schr. Berlin 1861.

Aller Sorgen, aller Schmerzen
In zwei tollen Dichterherzen,
Noch im letzten Augenblick
Laß ich Lenzen das zurück".

Merkwürdigerweise bemühte sich Lenz bald darauf um die Gunst der von Goethe verlassenen Friederike, sei es aus wirklicher Leidenschaft für sie, sei es aus Eitelkeit, den größeren Freund zu kopieren, sei es endlich aus — Freundschaft, um Goethen durch Eifersucht wieder nach Sesenheim zu Friederiken zu ziehen. Erwidert hat sie Lenzens Liebe jedenfalls nicht. Obgleich er seine verliebten Tollheiten bis zur Demonstration eines Selbstmordes trieb, ward er abgewiesen: „wer von Goethe geliebt worden ist", dachte sie, „kann keinem andern Manne angehören". Über Lenz' Charakter urteilte unser Dichter: „Er hatte einen entschiedenen Hang zur Intrigue an sich, ohne daß er eigentliche, verständliche Zwecke dabei gehabt hätte. Auf diese Weise war er zeitlebens ein Schelm in der Einbildung, seine Liebe wie sein Haß waren imaginös, mit seinen Vorstellungen und Gefühlen verfuhr er willkürlich". — Gleich nach dem Erscheinen des „Götz" übersandte ihm dieser eine lange Epistel „über unsre Ehe", eine humoristische Beweisführung ihrer Geistesbrüderschaft. Aber Goethe empfand schon zu tief die große Verschiedenheit zwischen ihren Naturen, als daß er sich über solche vielleicht ebenso sehr aus Neid wie aus Bewunderung entspringende Annäherung hätte freuen können. Lenz, dem zum Dichter „warme Luft und Glückseligkeit des Herzens" fehlte, traf plötzlich 1776 in Weimar ein, indem er sich bei seinem glücklicheren Freunde mit den Worten meldete: „Der lahme Kranich ist angekommen; er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz." Der Herzog gewährte ihm auf seine Kosten den Aufenthalt. Aber jenes Kraftgenie machte sich durch Albernheiten, dumme Streiche und „Eseleien" zuletzt unmöglich. Er trieb sich mehrere Jahre in den oberen Rheingegenden umher, bis 1778 bei Pfarrer Oberlin die ersten Zeichen seines Wahnsinns hervortraten.

Gediegener war Joh. Heinr. Merck (1741—91), der auf Goethe den segensreichsten Einfluß ausübte.*) Nach vollendetem Studium begleitete er einen Herrn v. Bibra auf Reisen, heiratete in Genf eine Französin und wurde 1767 in seiner Heimat Darmstadt als Kriegsrat angestellt. Für die englische Litteratur besonders interessiert, übersetzte er Addisons „Cato", Hutchesons „über Schönheit und Tugend" und Shaws „Reise in die Levante"; auch schrieb er viel für die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" und den „Deutschen Merkur". Mehr kritisch als produktiv, war er durch seine vielseitige Bildung der Mittelpunkt eines Kreises von Litteraturfreunden. Im Jahre 1770 begleitete er die Landgräfin von Hessen-Darmstadt auf einer Reise nach Petersburg; 1790 sandte ihn sein Fürst nach Paris. Da aber seine häuslichen und ökonomischen Verhältnisse unleidlich schienen, erschoß er sich am 27. Juni 1791. Goethe übrigens hat ihm in seiner Charakteristik nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; denn Merck war keineswegs ein blos verneinender Geist, der das Bedürfnis hatte, die Menschen hämisch und tückisch zu behandeln, er war weit entfernt, das hohe Streben des Genius in seinem jungen Freunde zu verkennen oder gar zu hemmen; vielmehr stärkte er dessen Selbstvertrauen, steckte ihm höhere Ziele und suchte ihn nur vor Abwegen, die so nahe lagen, zu bewahren. Er war nicht nur ein scharfer, treffender Kritiker, sondern auch ein Ehrenmann. Er mißbilligte mit Recht Goethes Leidenschaft für Lotte Buff und wußte ihn zur baldigen Abreise aus Wetzlar zu bestimmen. Er veranlaßte ihn dann den „Werther" ohne Umgestaltung herauszugeben; aber „Clavigo", in welchem übrigens Carlos an Merck erinnert, gefiel ihm so wenig, daß er seinem genialen Freunde trocken sagte: „Solch einen Quark mußt Du künftighin nicht mehr schreiben — das können die andern auch!" Daß sein Urteil zu scharf war, beweist die Lebensfähigkeit dieses für Goethes Entwickelung so wichtigen Stückes bis heute. Die

*) Vgl. Briefe an und von Merck, herausg. v. Wagner 1838. Mercks ausgewählte Schriften, herausgegeben von Stahr. 1840. Biographie von Zimmermann 1871.

tollen Sprünge der genialen Anfangszeit in Weimar betrachtete er hingegen mit Wohlwollen, weil er wußte, wie nützlich auch sie für Goethes Menschenkenntnis sein konnten; er beurteilte den Herzog richtig als einen respektablen Charakter, nannte ihn einen gescheiten und trefflichen Menschen und trat mit ihm seit 1777 in Briefwechsel. Lockerte sich auch allmählich Goethes Verhältnis zu Merck, so sieht man doch aus seinen Briefen, daß er wie der Herzog sich mit warmer Teilnahme bemühten, seine Lage zu erleichtern und ihn dadurch wieder zufriedener zu machen; leider gelang ihnen das nicht.

Bedenkt man, mit welcher Offenheit, Treue und Opferfreudigkeit Goethe für seinen Herzog sorgte, so daß dieser an seinem 50 jährigen Dienstjubiläum (1825) seine treueste „Freundschaft" rühmt; erinnert man sich seines langjährigen, ungetrübten Verkehrs mit Schiller, W. v. Humboldt, Knebel, Wieland, Zelter und Meyer, so wird man gestehen, daß unser großer Dichter wie wenige Menschen Sinn für Freundschaft gehabt habe, und ihn auch in dieser Beziehung, wie in so vielen anderen, als ein Muster betrachten, dem wir nacheifern sollen!

Wenden wir uns jetzt zu Wilhelm v. Humboldt, dem geistvollen Sprachforscher und Lebensphilosophen, welcher zwischen Goethe und Schiller als verbindendes Glied zu treten bestimmt war *). Als älterer Bruder des großen Naturforschers Alexander 22. Juni 1767 zu Potsdam geboren, wurde er in Tegel von Hauslehrern erzogen, studierte Jura, Archäologie, Ästhetik und Philosophie, machte große Reisen nach Frankreich, Spanien und Italien und befreundete sich mit G. Forster, F. H. Jacobi, Dalberg, Schiller und Goethe. Glücklich vermählt, war er

* Schlesier, Erinnerungen an W. v. Humboldt. Stuttgart 1843 f. E. Maier, „Lichtstrahlen aus s. Briefen". Leipzig 1850. Sein „Briefwechsel mit Schiller". 2. Aufl. 1876. Biographie v. R. Haym 1856.

seit 1801 preußischer Ministerresident in Rom, wo er sich ebenso um die Kunst wie die Politik bemühte. In das preußische Unterrichtsministerium 1808 berufen, wirkte er für die geistige Wiedergeburt seines Vaterlandes, begründete die Universität Berlin, nahm dann am Wiener Kongresse teil, zog sich aber bald, da seine freisinnigen Anschauungen nicht zur Geltung kamen, 1819 vom Staatsleben zurück. In glücklicher, den Studien und der Selbstbildung gewidmeter Muße lebte er noch bis 1835 in Tegel, das er durch Anpflanzungen und Kunstwerke zu einem reizenden Landsitz verschönerte. Wenige Menschen haben einen so edlen Charakter besessen wie dieser Mann, dessen Wesen, für alles Gute, Schöne und Wahre empfänglich, sich durchaus harmonisch entwickelt hat. Sein Grundgesetz war: „Bilde dich selbst", woraus er das zweite ableitete: „Wirke auf andere durch das, was du bist". Auf ihn dichtete Schiller das schöne Distichon:

„Adel ist auch in der sittlichen Welt: Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind".

Sterbend bat er seine Angehörigen: „Weinet nicht! Gedenket meiner immer in Heiterkeit und nur so! Ich habe viel Glückliches und Freudiges erlebt!"

Über die Freundschaft hat W. v. Humboldt viel nachgedacht und manches Treffliche gesagt. Er findet, man sollte in jedem Alter und in jeder Lage zugänglich sein auch für Unbekannte; denn ein Mensch, besonders ein gebildeter, sei immer ein bessrer Verkehr als die Natur. Imgrunde sind es doch die Verbindungen mit Menschen, welche dem Leben seinen Wert geben, und je tiefer eingehend sie sind, desto mehr fühlt man, worin doch zuletzt der eigentliche Genuß steckt, nämlich in der Individualität. Er selbst konnte von niemand getäuscht werden, da er von keinem etwas erwartete; von niemand gereizt, da sein Wesen in sich abgeschlossen war; auch rechnete er bei keinem Menschen auf Dank, war aber über jede Anerkennung erfreut. Es ist ein so großes und edles Vergnügen, sich von Männern, deren Kopf und Herz gleich tiefe Achtung einflößen, einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu sehen. Beim Umgange

mit andern hat man weniger den Wunsch, Meinungen in ihnen zu bekämpfen oder in sie zu verpflanzen, als die Freude, was man selbst empfindet und denkt, in ihnen wiederzufinden.

„Freundschaft und Liebe", sagt er treffend, „bedürfen des Vertrauens, des tiefsten und eigentlichsten, aber bei großartigen Seelen nie der Vertraulichkeiten". — „Von jeher habe ich darnach gestrebt, nichts außer mir selbst zu bedürfen. Es ist vielleicht nicht möglich, je ganz dahin zu gelangen, aber wenn man es erreichte, so wäre man erst dann, auf vollkommen reine und uneigennützige Weise, der höchsten Freundschaft und Liebe fähig, sowohl sie zu gewähren als sie zu genießen ..... Wer z. B. der Freundschaft am wenigsten bedürfte, der empfindet die, welche ihm gewährt wird, am vollkommensten und süßesten; sie ist ihm ein reiner und ungetrübter Genuß, ein Zuwachs, den er zu seinem, schon in sich geschlossenen und beglückenden Sein erhält; er gewährt sie dann auch am beglückendsten für den andern; denn es ist ihm keine Rücksicht auf sich, nur einzig auf den andern dabei ..... Was die Alltagsbegriffe von gegenseitigem Stützen auf einander sagen, ist schwach und nur für sehr mittelmäßige Menschen und Empfindungen gemacht; denn leicht stürzen dabei beide, indem keinem die Schwachheit des andern Gewähr der Sicherheit leistet". — „Freundschaft und Liebe teilen mit einander das innere Seelenleben, worin zwei Wesen einander entgegenkommen, und indem sie jeder seine Art zu sein in dem andern aufzugeben scheinen, dieselben reiner und klarer zurückempfangen. Der Mensch muß etwas außer sich gewinnen, an das er sich anschließen, auf das er mit allen vereinten Kräften seines Daseins wirken könne. Allein wenn auch diese Neigung allgemein ist, so ist der Hang und die Sehnsucht nach wahrer Freundschaft und Liebe doch nur ein Vorrecht zarter und innerlich gebildeter Seelen."

Den Hauptunterschied zwischen Liebe und Freundschaft setzt Humboldt, wie auch wir oben (S. 2), darein, daß jene immer eine sinnliche Farbe an sich trägt; was übrigens ihrer Reinheit keinen Eintrag thut.

Seltsam klingt seine Behauptung, daß es nicht zur Freundschaft gehöre sich mitzuteilen, was einem Frohes oder Schmerzliches begegnet. Die höhere Freundschaft bedürfe dessen nicht und sei mit Edlerem beschäftigt, so daß sie darauf nicht komme. Hiermit stimmt, daß sich in seinem umfangreichen Briefwechsel mit Charlotte Diede*) fast keine Andeutung seiner Erlebnisse findet. — Richtiger erscheint uns das Folgende: „Freundschaft erfordert wirkliche Übereinstimmungen in den Hauptcharakterseiten, und wenn große Verschiedenheiten der Art, die Dinge anzusehen und zu empfinden, vorhanden sind, bleibt es immer ein vergebliches Bemühen, in sehr große Nähe zu treten oder sich darin zu erhalten. Schwerlich gelingt dies wenigstens unter Personen von gleichem Alter; es müßte denn die eine das innere Bedürfnis fühlen, sich der andern, als der höheren, ganz unterzuordnen.“ Fein hebt einmal Humboldt hervor, daß das Belehrende, Tröstende, Ermahnende weniger in den dargestellten Gründen selbst seine Kraft habe, als in dem Ton, dem Ausdruck, der ganzen Persönlichkeit. So fühlte er sich denn mächtig zu Schiller hingezogen und vermißte stets dessen ihm so erfreulichen Umgang. Trotzdem suchte er ganz auf sich selbst zu stehen. „Ein Mann muß immer streben, unabhängig in sich zu sein.“ „Ein Mann“, sagt er ein andermal, „muß sich selbst genug sein.“

Überhaupt tritt uns an ihm eine seltene Mischung von Gegensätzen entgegen. Seine Jugend fiel in die sentimentale Wertherzeit, wo man Herzensbündnisse nach Art des Carlos und Posa schloß. Auch beherrschte ihn zeitlebens ein schwärmerisch-idealer Trieb nach Freundschaft. Gern verband er sich mit ausgezeichneten Frauen, so mit Frl. v. Briest, Rahel und Henriette Herz. Aber daneben entwickelte sich eine Schärfe und Kälte des Verstandes, der Satire, der Ironie, die ruhigste Anmut des Scherzes und der Dialektik, der vielseitigste Trieb der Forschung, so daß jener schwärmerische Zug ganz verhüllt wurde.

*) W. v. Humboldts „Briefe an eine Freundin“. 11. Aufl. 1883. Vgl. Hartwig, Ch. Diede. 1884.

Außer mit dem geistreichen Stieglitz, der ihm in Frankfurt a. O. das Leben rettete, befreundete er sich mit dem unglücklichen G. Forster und durch diesen mit F. H. Jacobi. Bei Forster verlebte er 1788 und 1889 sehr glückliche Tage, und jener schreibt an Jacobi: „Gestern ist Herr v. Humboldt aus unsern Umarmungen geschieden. Die gute, reine Seele! Ich habe mich seines jugendlich warmen Gefühls bei so männlichem Geiste, so reifer, vorurteilsfreier Vernunft herzlich erfreuet.“ An ihn richtete Humboldt die berühmten Worte: „Jeder Mensch muß in das Große und Ganze wirken; nur was dies Große und Ganze genannt wird, darin liegt meinem Gefühl nach so viel Täuschung. Mir heißt in das Große und Ganze wirken auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt jeder, sobald er auf sich und blos auf sich wirkt.“ Leider ging Forster bald im Strudel der Revolution unter (1794).

F. H. Jacobi, den wir schon geschildert haben (S. 201) empfing den ihm von Forster empfohlenen Jüngling überaus freundschaftlich. Sein Umgang war ihm sehr interessant. Er nennt ihn einen vortrefflichen Kopf, reich an neuen, großen und tiefen Ideen, die er in lebhafter, schöner Sprache vorträgt; sein Charakter erscheint ihm edel, und er gesteht: „Ich habe noch wenig Menschen gesehen, die so viel durch die persönliche Bekanntschaft gewinnen wie er.“

Eine ganz besonders zarte Freundschaft verband ihn mit Charlotte Diede. Er hatte sie 1788 in Pyrmont flüchtig kennen gelernt und später nicht wieder gesehen. Als er 1814 in Wien zum Kongreß weilte, wandte sich die indessen Vermählte und Verwitwete, die sich in großer Not befand, an ihn. Er tröstete und unterstützte die schwer Heimgesuchte und führte mit mit ihr 22 Jahre lang, ohne daß seine Angehörigen davon wußten, jenen Briefwechsel, der zu dem Zartesten unserer Litteratur gehört. Wie freundlich weiß er zu trösten, wie geistvoll über die tiefsten Ideen zu sprechen und doch zugleich in einer so einfachen, herzlichen Sprache. Es giebt wenige Bücher, die sich so zur Lektüre der reiferen Jugend eignen, wie dieses.

Durch seine schöne, geistvolle Braut, Karoline v. Dachröden, lernte er Lengefelds und durch diese Schiller kennen. Diese Freundschaft, aus der innersten Verwandtschaft ihrer Geister entsprungen, war für beide höchst bedeutungsvoll. Schiller fand sich durch des Freundes Offenheit und Jovialität angenehm angeregt; im Gespräche mit ihm entwickelten sich, wie er an Körner schreibt, alle seine Ideen glücklicher und schneller. Humboldts gründliche Kenntnis des Altertums, die er dem F. A. Wolf verdankte, seine geistreiche Auffassung der Sprache und sein ästhetisches Feingefühl befähigten ihn mehr als jeden andern Schillers dilettantische Bildung zu erweitern und ihn zu klassischen Kunstleistungen anzuleiten. Er weihte ihn ein in das Verständnis der Antike, regte ihn zu immer neuer Durchdringung der ästhetischen Probleme an und förderte seine Produktivität. Andrerseits empfand Humboldt dankbar die Macht des Schillerschen Genius. Anfang 1794 zog er mit seiner Familie nach Jena, um Schillern nahe zu sein. „Die innige Verbindung mit diesen lieben und durch so viele Vorzüge ausgezeichneten Menschen (Schiller, seine Gattin und Schwägerin) war eine der schönsten Lebensblüten, die das Geschick uns darbot", schreibt Humboldt; täglich sahen sie sich zweimal, besonders abends, wo ihre Gespräche oft bis tief in die Nacht hinein währten. Beide waren Kantianer, beide drangen „mit dem Ernst, den keine Mühe bleichet, zu der Wahrheit tief verstecktem Born"; beide suchten, im Gegensatz zu Kant, die Versöhnung der Gegensätze zwischen Pflicht und Neigung, zwischen dem geistigen und sinnlichen Menschen.*) Schiller betonte, seiner Natur gemäß, mehr die sittlichen und ästhetischen Forderungen; Humboldt, mehr kontemplativ, suchte die Totalität des Menschengeistes, und auch seine Naturseite, zu ergründen; ihn interessierte auch Politik und Sprachphilosophie. Am meisten trafen sie auf dem ästhetischen Gebiet zusammen.

Humboldt, der an Schiller schrieb: „Die Ideen sind das

*) Vgl. Humboldts „Vorerinnerungen zum Briefwechsel zwischen ihm und Schiller". 1830. 2. Aufl. 1876.

Höchste", mußte am meisten durch Schillers Ideendichtung angezogen werden; auch ward er durch ihn zum Selbstschaffen veranlaßt. Daher schreibt er ihm nach der Trennung (4. August 1795): „Ich vermisse es unglaublich, nicht noch bei Ihnen zu sein, und habe mich so sehr an das gemeinschaftliche Denken gewöhnt, daß mir bei längerer Entfernung für meinen Ideenvorrat bange werden würde." Und am 28. September: „Ich habe gar nicht den Mut, so lange ich von Ihnen abwesend bin, etwas nur irgend Würdiges hervorzubringen." Ebenso wünscht Schiller (2. April 1805) zu hören, wie sein Freund mit seinem „Tell" zufrieden ist; „denn bei allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Ratgeber und Richter, der Sie mir oft in der Wirklichkeit waren, sind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekt herauszukommen, mir selbst gegenüberzustellen suche, so geschieht es gern in Ihrer Person und aus Ihrer Seele!" — Was für ein Muster echter, geistiger Seelenfreundschaft stellen diese zwei kongenialen Männer dar! Und Humboldt nahm nicht nur innig Anteil an Schillers Schaffen, er tröstete und ermutigte ihn auch, wenn er sich neben Goethe gedrückt fühlte. „Die Vergleichung zwischen Ihnen und Goethe", schreibt er ihm, „hat auch mich oft beschäftigt. Grade Sie beide können das Höchste erreichen, ohne einander zu schaden." Wie schmerzlich ihm Schillers Tod sein mußte, kann man sich denken. Er schreibt darüber an F. A. Wolf: „Mich hat sein Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so intellektuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochen edlem und sanftem Ernst, von so parteilos gerechter Beurteilung wird ebenso wenig in langer Zeit wieder aufstehen als eine solche Kunst im Schreiben und Reden." Und an Goethe: „Ich freute mich kaum Ihres Briefes, mein innig geliebter Freund, als ich durch Fernow*) die schreckliche Nachricht von Schillers Tode empfing.

*) Karl Ludw. Fernow, Kunstschriftsteller (1763—1808), Bibliothekar der Herzogin Amalia in Weimar; er schrieb „Römische Studien".

Nichts hat mich je gleich stark erschüttert ..... Wie einsam Sie sich fühlen müssen, kann ich mir denken, und dennoch beneide ich Sie unendlich. Sie können doch sich noch die Worte seiner letzten Tage zurückrufen; mir ist er wie ein Schatten entflohen, und ich muß alles, was ihn mir lebhaft zurückruft, aus einer dunklen Ferne mühsam herbeiholen. Wie oft ist es mir eingefallen, daß der Mensch sich leichtsinnig trennt, zerreißt, was ihn beglückt, und mutwillig nach dem Neuen hascht. Wenn die wahre Ungewißheit des menschlichen Schicksals den Menschen so lebendig vor Augen stände, als sie es sollte, würde kein Mensch von Gefühl je sich entschließen, die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte!"

Auch mit Goethe war also Humboldt innig befreundet. Schiller hatte durch seine Einladung zur Mitarbeit an den „Horen" beide zusammengebracht. Als er Goethen über seinen „Wilh. Meister" schreibt: „Herr von Humboldt hat sich recht daran gelabt und findet, wie ich, Ihren Geist in seiner ganzen männlichen Jugend, stillen Kraft und schöpferischen Fülle", antwortet dieser freundlich: „Da ich nebst der Ihrigen auch Herrn v. Humboldts Stimme habe, werde ich desto fleißiger und unverdrossener fortarbeiten." Zahlreiche Stellen in Goethes Briefen bezeugen, wie hoch er dessen Urteil schätzte, wie viel er ihm verdankte. „Aus Humboldts Briefen geht eine klare Einsicht in das Wollen und Vollbringen hervor ..... Es sind mir daraus unnennbare Vorteile entstanden ..... Er teilt, sein Interesse hin richtend, Streben, Forschen und Unterricht ..... Die beiden Humboldt haben als Dioskuren oft auch meinem Lebenspfade geleuchtet." An allen Werken seines großen Freundes nahm W. v. Humboldt in der That lebhaftesten Anteil; über eins derselben hat er sogar eine besondere Abhandlung geschrieben: „Ästhetische Versuche über Hermann und Dorothea." Bis zu Goethes Tode währte ihre Freundschaft ungetrübt, noch einer der letzten Briefe desselben ist an Humboldt gerichtet.

Zu den Heroen der Freundschaft gehört jedenfalls Jean Paul, dessen überströmende Dichterfülle leider zu oft durch das Übermaß von Bildern und Wortspielen beeinträchtigt wird.*) Die meisten unsrer Zeitgenossen werden durch die Mängel seiner Schriftstellernatur so abgestoßen, daß sie seine Vorzüge ganz übersehen. Es ist wahr, seine Sucht nach allzu Pikantem, sein willkürliches Zusammenwürfeln von barocken Witzen, seine Neigung, die erhabensten Gedanken und zartesten Empfindungen in ein drolliges Gewand zu kleiden, seine Mischung von Hohem und Niedrigem, Edlem und Gemeinem, Schönem und Scheußlichem können den Leser leicht zur Verzweiflung bringen. Er huldigt eben einem schroffen, einseitigen Subjektivismus; ohne sich um die Gesetze der Schönheit oder die Regeln des klassischen Altertums zu kümmern, giebt er die humoristisch-satirisch-sentimentalen Einfälle seiner Individualität zum besten. Von Formvollendung findet sich daher in seinen Schriften keine Spur; sie gleichen einem Museum, in welchem eine Menge interessanter Kunstwerke aufgehäuft ist, die aber nicht bestimmt sind, die Idee eines Ganzen zum Ausdruck zu bringen. Daher kommt es, daß man heutzutage kaum noch seine Schriften liest, sondern sich mit den sogenannten schönen Stellen begnügt**). Ein fernerer Grund für die Abneigung unserer Zeit gegen ihn mag wohl noch darin liegen, daß der Inhalt aller seiner Romane tiefes Leid ist. Fast alle guten Menschen sind krank und die gesunden schlecht, seine edlen Frauen sind nervenschwache Empfindlerinnen; ja er teilt alle Frauen in kranke und dumme.

Trotzdem darf man nicht vergessen, daß Jean Paul nach Form und Inhalt ein origineller, bedeutender Dichter war. Wohl sind, wie Börne***) und andre seiner Verehrer zugeben, die Schätze seiner Muse nicht alle gemünztes Gold; wir finden

*) Vgl. P. Nerrlich, Jean Paul und seine Zeitgenossen. Berlin 1876.

**) Vgl. Geist aus J. Paul. 4 Bde. Erfurt 1826.

***) Börne, Denkrede auf Jean Paul, am 2. Dezember 1825 in Frankfurt gehalten.

vielmehr Barren von Gold und Silber, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist, aufgespeicherte ungemahlene Brotfrucht und Äcker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Man muß den Reiz und den Reichtum seiner Ideen anerkennen, die genialische Kraft und die flammende Phantasie. Was für eine sprachbildende Gewalt, welche selbst Unbeschreibliches auszudrücken weiß; welcher Adel der Gefühle, welche Wahrheit der Schilderung! So oft und schwer seine Schriften gegen die Regeln der Schönheit verstoßen, so findet sich in ihnen doch mehr Schönheit und Poesie, als in vielen höchst regelrechten andrer Schriftsteller. In ihm sei, — meinte Herder, seine Gattin und Charlotte von Kalb, — ein Geist mit Herz und Seele erschienen, der Tausende aus ihrem Todesschlummer wecken könne; er bringe wieder neues, frisches Leben, Wahrheit, Tugend und Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunst.

Und in der That, abgesehen von dem urwüchsigen Humor, der Jean Pauls Schriften durchweht, muß uns der nationale, moderne Geist derselben im Gegensatz zu der kosmopolitischen Altertumssucht seiner Zeitgenossen anziehen. Er erkannte die Notwendigkeit, gegenüber der uns leider so sehr anhaftenden Vorliebe für das Fremde, auf die hohen Vorzüge deutschen Wesens hinzuweisen. Er kennt nicht nur das menschliche Herz überhaupt, sondern er kennt auch das Volk und seine unergründliche Gemütstiefe, er kennt die unerschöpflichen poetischen Elemente, die in ihm verborgen liegen. Er weiß, daß sich das Menschengemüt am reinsten entfaltet in den Kindern und Frauen, bei Armen und Bedrängten*). Alle seine Dichtungen haben den Zweck, die Bedrängten zu trösten, ihnen zu zeigen, daß sich auch ihnen auf dieser Erde Quellen des wahren Glückes bieten, ja vielleicht mehr als dem Reichen und Vornehmen.

Und wie hat Jean Paul die Natur verstanden! Man könnte ihn mit größerem Rechte den Dichter des Frühlings

*) Klassische Typen geistiger Armut sind Wuz, Fixlein, Fibel und Wult.

nennen als sonst wen*). Sein Verständnis für die Natur war so groß, daß er selbst Landschaften, die er nie gesehen, mit größter Anschaulichkeit zu schildern wußte. Freilich lebte er seit frühester Kindheit in und mit der Natur; Tage lang verbrachte er im Freien, Wolken, Luft, Land und Wasser, ja jede Blattwindung und Halmstellung liebevoll betrachtend. Daher war er auch Meister des Idylls. Die schönsten, packendsten Stellen in seinen Werken sind die, wo er das Glück der engen, heimlichen Verhältnisse, das Glück der Beschränkung ausmalt. Aber er verharrte gegenüber den zahlreichen Mängeln der sozialen Zustände nicht in sentimentaler Resignation, er trat ihnen polemisch und satirisch entgegen; denn sein Herz war voll Menschenliebe, voll Humanität. Auch liebte er sein Volk mit ganzer Seele. Das komische Element in seinen Schriften entsprang mithin keineswegs allein seinem Witz, seiner feinen Beobachtung und reichen Phantasie, sondern auch seiner Betrübnis über die sozialen und politischen Zustände seiner Zeit. Er hat, wie Börne sagt, zuerst das den Deutschen grause Wort „Ich" ausgesprochen, er hat die Saat der deutschen Freiheit ausgestreut; er war der Jeremias des gefangenen Volkes. Seine „Friedenspredigt" und seine „Dämmerungen für Deutschland" sind Zeugnisse dafür. Alle seine Werke — schreibt er selbst einmal an Perthes — seien Freigeborne, keine Sklavenkinder.

Ferner ist Jean Paul ein religiöser Charakter. Das Christentum zieht er bei weitem dem griechischen Altertum vor, da es uns aus der Sinnenwelt in die Unendlichkeit erhebe; freilich strebte er schon in früher Jugend darnach, sich von Vorurteilen zu befreien, und hielt zeitlebens an Lessing, Herder und Paulus fest, während er alle mystische und orthodoxe Übertreibung von sich wies. Er preist das heitere Christentum eines Herder und Jacobi und rühmt von jenem, er habe Theologie und Philosophie wie ein Mittler vereinigt und Jesum zum zweiten Male Mensch werden lassen, so daß ihm hoffentlich niemand

*) Man lese nur die Schilderung des 1. Mai in den „Biographischen Belustigungen" und viele Stellen im „Hesperus".

wieder die falsche Schminke geben werde, welche seine edlen Züge bedeckte.

Auch universalistisch ist Jean Paul, wie Herder und Hamann. Er zeigt gründliche Kenntnis der zeitgenössischen Philosophie und reges Interesse für alle andern Wissenschaften; er zuerst hat Herbarts Bedeutung erkannt, hat die Wichtigkeit des Sanskritstudiums hervorgehoben und sich noch in seinen letzten Stunden an Herders „Ideen" erquickt. Aber nicht totes Wissen, aufgespeicherte Gelehrsamkeit schien ihm das Höchste, sondern die Verbindung derselben mit Tiefsinn und die Ergänzung beider durch Gemüt. Darum mißfällt ihm Schiller, dessen Reflexionspoesie ihn kalt läßt, Fichte hat nur Scharfsinn, Hegel ist ihm ein „dialektischer Vampyr"; aber Schelling gefällt ihm, denn er vereinigt Phantasie und Tiefsinn, ebenso Herder, Jacobi und Schleiermacher, denn sie achten das Göttliche in der Philosophie, suchen Philosophie und Religion mit einander zu vereinigen und sind gelehrt, aber nicht nur dieses. Neben dem scharfen Verstande ziert sie ein tiefes Gemüt.

Nach dem allen ist Jean Paul vorwiegend ein ethischer Dichter, dessen Werke, wie von zahlreichen Zeitgenossen freudig anerkannt worden, den Menschen erheben, erwärmen und veredeln. J. H. Voß schätzt in ihm den guten Menschen noch weit höher als den geistreichen; Schubert bekennt, derselbe habe ihn wie ein lieber guter Engel durch die Versuchungen seiner Jugend geleitet; Herder preist ihn als eine reine, schöne, moralische Natur, und sogar Goethe nennt ihn einen guten Menschen, durch dessen Schriften ein ethischer Faden gehe.

Unter allen religiös-sittlichen Fragen interessierte ihn die Unsterblichkeit wohl am meisten. Bei keinem Dichter finden sich so viele Stellen über den Tod und das Fortleben wie bei Jean Paul. Hier entfaltet sich so recht sein Talent, Übersinnliches, Unendliches in Worte zu kleiden. Schlegel gegenüber bezeichnete er selbst Gottheit, Unsterblichkeit der Seele und Verachtung des Lebens als die ihm eigenen Materien. Zeitlebens

nennen als sonst wen*). Sein Verständnis für die Natur war so groß, daß er selbst Landschaften, die er nie gesehen, mit größter Anschaulichkeit zu schildern wußte. Freilich lebte er seit frühester Kindheit in und mit der Natur; Tage lang verbrachte er im Freien, Wolken, Luft, Land und Wasser, ja jede Blattwindung und Halmstellung liebevoll betrachtend. Daher war er auch Meister des Idylls. Die schönsten, packendsten Stellen in seinen Werken sind die, wo er das Glück der engen, heimlichen Verhältnisse, das Glück der Beschränkung ausmalt. Aber er verharrte gegenüber den zahlreichen Mängeln der sozialen Zustände nicht in sentimentaler Resignation, er trat ihnen polemisch und satirisch entgegen; denn sein Herz war voll Menschenliebe, voll Humanität. Auch liebte er sein Volk mit ganzer Seele. Das komische Element in seinen Schriften entsprang mithin keineswegs allein seinem Witz, seiner feinen Beobachtung und reichen Phantasie, sondern auch seiner Betrübnis über die sozialen und politischen Zustände seiner Zeit. Er hat, wie Börne sagt, zuerst das den Deutschen grause Wort „Ich" ausgesprochen, er hat die Saat der deutschen Freiheit ausgestreut; er war der Jeremias des gefangenen Volkes. Seine „Friedenspredigt" und seine „Dämmerungen für Deutschland" sind Zeugnisse dafür. Alle seine Werke — schreibt er selbst einmal an Perthes — seien Freigeborne, keine Sklavenkinder.

Ferner ist Jean Paul ein religiöser Charakter. Das Christentum zieht er bei weitem dem griechischen Altertum vor, da es uns aus der Sinnenwelt in die Unendlichkeit erhebe; freilich strebte er schon in früher Jugend darnach, sich von Vorurteilen zu befreien, und hielt zeitlebens an Lessing, Herder und Paulus fest, während er alle mystische und orthodoxe Übertreibung von sich wies. Er preist das heitere Christentum eines Herder und Jacobi und rühmt von jenem, er habe Theologie und Philosophie wie ein Mittler vereinigt und Jesum zum zweiten Male Mensch werden lassen, so daß ihm hoffentlich niemand

*) Man lese nur die Schilderung des 1. Mai in den „Biographischen Belustigungen" und viele Stellen im „Hesperus".

wieder die falsche Schminke geben werde, welche seine edlen Züge bedeckte.

Auch universalistisch ist Jean Paul, wie Herder und Hamann. Er zeigt gründliche Kenntnis der zeitgenössischen Philosophie und reges Interesse für alle andern Wissenschaften; er zuerst hat Herbarts Bedeutung erkannt, hat die Wichtigkeit des Sanskritstudiums hervorgehoben und sich noch in seinen letzten Stunden an Herders „Ideen“ erquickt. Aber nicht totes Wissen, aufgespeicherte Gelehrsamkeit schien ihm das Höchste, sondern die Verbindung derselben mit Tiefsinn und die Ergänzung beider durch Gemüt. Darum mißfällt ihm Schiller, dessen Reflexionspoesie ihn kalt läßt, Fichte hat nur Scharfsinn, Hegel ist ihm ein „dialektischer Vampyr“; aber Schelling gefällt ihm, denn er vereinigt Phantasie und Tiefsinn, ebenso Herder, Jacobi und Schleiermacher, denn sie achten das Göttliche in der Philosophie, suchen Philosophie und Religion mit einander zu vereinigen und sind gelehrt, aber nicht nur dieses. Neben dem scharfen Verstande ziert sie ein tiefes Gemüt.

Nach dem allen ist Jean Paul vorwiegend ein ethischer Dichter, dessen Werke, wie von zahlreichen Zeitgenossen freudig anerkannt worden, den Menschen erheben, erwärmen und veredeln. J. H. Voß schätzt in ihm den guten Menschen noch weit höher als den geistreichen; Schubert bekennt, derselbe habe ihn wie ein lieber guter Engel durch die Versuchungen seiner Jugend geleitet; Herder preist ihn als eine reine, schöne, moralische Natur, und sogar Goethe nennt ihn einen guten Menschen, durch dessen Schriften ein ethischer Faden gehe.

Unter allen religiös-sittlichen Fragen interessierte ihn die Unsterblichkeit wohl am meisten. Bei keinem Dichter finden sich so viele Stellen über den Tod und das Fortleben wie bei Jean Paul. Hier entfaltet sich so recht sein Talent, Übersinnliches, Unendliches in Worte zu kleiden. Schlegel gegenüber bezeichnete er selbst Gottheit, Unsterblichkeit der Seele und Verachtung des Lebens als die ihm eigenen Materien. Zeitlebens

setzt er seine größte Geisteskraft an die Verherrlichung der Gedanken: Gott, Unsterblichkeit, Ewigkeit. Er leidet förmlich an einer Sehnsucht nach dem Jenseits, und fast alle seine Gestalten kranken am Irdischen, an einer geistigen Schwindsucht.

Aber neben dieser Richtung aufs Transcendente wird unser Dichter von einer hohen Begeisterung für die Freundschaft beherrscht.

Freilich, seine eigne Beständigkeit, besonders in der Liebe, war nicht groß. Wie mit seinen Wohnplätzen, so wechselte er mit den Geliebten, deren uns eine große, fast unübersehbare Reihe entgegentritt. Und zwar lassen sich drei Gruppen unterscheiden.*) Die erste trägt ihm nur wegen seiner Werke eine enthusiastische Freundschaft entgegen, so die Fürstinnen Lunowsky und Zerbst, die Gattin des Conrektor Fischer, geborene Gräfin Reichenbach, die Gräfin Moltke und Helmina von Chezy. Diese sind entweder gar nicht oder nur auf wenige Stunden und Tage, mit dem Dichter zusammen gewesen. — Die zweite Gruppe steht auf der Grenzlinie zwischen Freundschaft und Liebe, das persönliche Moment macht sich schon mehr geltend, so die Gräfin Schlabrendorf, Julie von Krüdener und Josefine von Sydow. Mit jeder von diesen stand er eine Zeit lang in innigem Verkehr; alle sind durch die Lektüre seines „Hesperus" für ihn begeistert und dazu veranlaßt worden, ihm ihre Freundschaft anzubieten. Und was für eine! Josefine v. Sydow bittet ihn um seine Freundschaft und gelobt ihm ihrerseits mit Entzücken eine Freundschaft, die weder Zeit noch Entfernung je zum Wanken bringen könne. Eine Zeit lang schwankt ihr Verhältnis zwischen Liebe und Freundschaft. Ja, selbst nachdem sich der Dichter mit Karolina Mayer verlobt hat, wechseln sie schwärmerische Briefe. Aber bald nach seiner Vermählung verstummt der Briefwechsel.

Die dritte Gruppe umfaßt die eigentlichen Geliebten: Charlotte von Kalb, die Linda des „Titan", Emilie von Berlepsch und Karoline von Feuchtersleben, die Liane des „Titan".

---

*) Vgl. P. Nerrlich, a. a. O. S. 118—173.

Wie schwärmerisch, wie heiß und hingebend haben ihn diese Frauen geliebt, wie hat er zuerst ihre Liebe erwidert und doch — plötzlich zog er sich von ihnen zurück, sie ihrem verzehrenden Liebesgram überlassend.

Woher dieser Wankelmut, der, besonders gegenüber der K. v. Feuchtersleben, an Herzlosigkeit grenzt? In erster Linie wohl aus dem Kontrast zwischen Ideal und Wirklichkeit, infolge dessen er jeden Gedanken an „Etablissement und Realität" verabscheut. Seine Phantasie malte sich die Geliebten und Freundinnen stets so göttlich aus, daß sie unmöglich diesem selbstgeschaffenen Ideal entsprechen konnten. Dazu kommt der bei Dichtern und Künstlern öfter beobachtete Egoismus, der alle Erlebnisse und Bekanntschaften, ja auch die Freundschaft und Liebe vorwiegend als Material für den Bau seiner poetischen Welten ansah. Er war fortwährend im Suchen begriffen nach lebenden Modellen für die in allgemeinen Umrissen geschauten Charaktere seiner Dichtung. Und endlich kam noch die Furcht hinzu, sich durch das geistreiche, erhabene Wesen seiner Freundinnen in seiner Selbständigkeit eingeschränkt zu sehen, wenn er erst durch die Ehe mit einer von ihnen verknüpft wäre. Darum zogen ihn die prosaischen Virtuosinnen so sehr an, und an seiner nachmaligen Frau rühmt er nichts so sehr als ihre unbedingte Hingebung an seinen Willen.

Wenden wir uns jetzt zu Jean Pauls Freunden. Infolge seines Wandertriebes, der ihn unstet von Ort zu Ort führte, und seines Idealismus, der ihn nicht nur immer neue Reisen unternehmen, sondern ihn auch an keinem Wohnplatz lange weilen ließ,*) hat er viele interessante Bekanntschaften gemacht. Fürsten, Minister, Professoren und zahlreiche Gebildete traten ihm näher; wir nennen nur Varnhagen, Chr. F. Weiße, Gleim, Struensee, Joh. Ludw. Heim, Ernst Wagner, Herzog v. Meiningen — alle diese Männer schätzen an dem Dichter seine

*) In Hof, Leipzig, Berlin gefallen ihm weder Gegend noch Menschen, an Koburg entzückt ihn die Lage; Berlin, Meiningen, Koburg und Baireuth sind ihm ohne Poesie und Philosophie.

ruhige und sichere Art und Weise, seine mannigfachen Kenntnisse, seine universelle Bildung und seine gemütvolle Art des Umganges.

Eigenartig war des Dichters Verhältnis zum Herzog von Gotha, welcher selbst in Jean Pauls Manier zu schreiben liebte. Ihre Charaktere waren einander zu ähnlich, als daß sie sich auf die Dauer hätten anziehen können.

In Heidelberg, wo sich der Dichter sehr wohl fühlte, verkehrte derselbe am häufigsten mit Hegel, Voß, Paulus, Schwarz und Thibaut. Während ihn der Rechtslehrer Thibaut durch seine klassischen Musikaufführungen erfreute und ihn Schwarz durch seine Erziehungslehre anzog, war er mit der Familie des berühmten Rationalisten Paulus engbefreundet. Als 1820 sein Sohn dorthin ging, um zu studieren, empfahl er ihn an den „liebenden und geliebten“ Freund, dessen Frau und Tochter so sehr am Dichter hingen, daß sie bekannten, er habe ihnen „das Höchste, etwas Unvergängliches, ewig beglückend und beseligend Fortwirkendes“ gegeben.*)

Auch mit dem jüngeren Voß verband ihn die vertrauteste Freundschaft. Schon seit seinem Aufenthalt in Weimar (1798) schwärmte dieser für Jean Paul, doch trat er ihm erst 1816 näher, als dieser Heidelberg besuchte und dem „herzigen, urdeutschen, lieb- und kraftreichen“ Gelehrten das Du anbot. Derselbe veranlaßte die Verleihung der Doktorwürde an den Dichter und überreichte ihm als Dekan das Diplom mit den überschwenglichsten Worten. Er ward bald darauf zum „unumschränkten Ordner, Chorizonten und Herausgeber seines gesamten Schreibnachlasses“ ernannt. Doch der Tod riß ihn schon 20. Oktober 1822 hinweg, kurze Zeit nachdem der Dichter seinen Sohn Max verloren. „Wie viel Kräfte jener auch gehabt“, sagt Jean Paul über ihn, „eine himmlische strahlte und glühte in ihm allmächtig, die Johannes-Kraft der Liebe.“**)

---

*) Sophie Paulus heiratete 1825.

**) Vgl. Briefwechsel zwischen Heinr. Voß und Jean Paul. Herausg. v. A. Voß. Heidelb. 1833.

Was übrigens diese und viele andere Freunde am Dichter besonders feierten, war nicht sein Humor, sondern, wie es das Doktordiplom ausdrückt, „seine Weisheit, Gelehrsamkeit, Gerechtigkeitsliebe und Begeisterung für die Freiheit, sowohl die politische wie auch die religiöse.“ So verehrt in ihm Voß den guten Menschen mehr als den geistreichen; denn er habe ihm gezeigt, daß nur der gute Mensch ein guter Schriftsteller sein könne.

Während Jean Paul den beiden Dioskuren Goethe und Schiller gar nicht, dem Wieland doch nur oberflächlich näher trat, so war er für Herder schon seit seiner Jugend begeistert und ist auch zeitlebens voller Verehrung für ihn geblieben. Dieselbe Wärme fühlte Karoline Herder für den Dichter des „Hesperus“, und auch Herder selbst lernte ihn immer mehr schätzen und lieben. Seit 1796 tauschen sie Briefe, Bücher und Manuskripte aus, ja Jean Paul kann sich als den Vertrauten, fast den Sohn des Herderschen Hauses bezeichnen. Von Herders ward an ihm nicht nur der geniale Geist, sondern auch das volle und warme Herz geliebt; seine jugendliche Heiterkeit, seine lebhafte Phantasie, sein glänzender Humor verschönte ihre Abende. Er dagegen stellte Herdern unbedenklich über Schiller und Goethe, denn diesem gehe die Form zu sehr über den Inhalt, das Gemüt. — Aber infolge der Auflösung seiner Verlobung mit Karoline v. Feuchtersleben, die Herders nahe stand, erhielt diese schöne Freundschaft den Todesstoß, wenn auch Karoline Herder ihre Verehrung für ihn fest hielt. Doch ehrte Jean Paul zeitlebens des Freundes menschliche und poetische Bedeutung.

Auch Ludwig Gleim, der „biedere Borussianer“, gehörte zu Jean Pauls treuesten Freunden. Mochte auch er bisweilen an seiner barocken Schreibweise Anstoß nehmen, so bewahrte er ihm doch bis an seinen Tod († 1803) die wärmste Bewunderung, die ihn, wie ja auch andern Dichtern gegenüber, zu edlen Thaten antrieb. So sandte er ihm als „Septimus Fixlein“ anonym 50 Thaler, wies ihm bei seiner Verlobung mit K. v. Feuchtersleben 500 Thaler als Aussteuer

an und bemühte sich für ihn, wenn auch ohne Erfolg, um eine Präbende.

Ebenso treu hing Knebel an Jean Paul, den er den unter der Fahne von Goethe, Schiller und Fichte streitenden Romantikern weit vorzog.

Unter anderen hervorragenden Schriftstellern sei noch Heinrich Jacobi genannt, dessen Streben, Philosophie und Religion, Glauben und Wissen zu versöhnen, ihn ungemein ansprach. Seit 1798 durch die Gräfin Münster mit ihm brieflich in Verkehr, sah ihn der Dichter doch erst 1812, aber ihr Briefwechsel*) gehört zu dem Gehaltreichsten. Beide schätzten einander wegen ihres Optimismus, ihres positiven Philosophierens und ihrer Betonung des Gefühls.

Versuchen wir jetzt uns ein Bild von Jean Pauls Ansicht über die Freundschaft zu machen.

Den Unterschied zwischen Liebe und Freundschaft bezeichnet er in seiner bilderreichen Sprache dahin, daß der Mensch jene suche, wenn „ihn die Tonkunst und der Mond und der Frühling und die Freudenthränen sanft bewegen" — diese, „wenn er vor dem Meere und auf Gebirgen und vor Pyramiden und Ruinen und vor dem Unglück steht." Treffend fügt er hinzu: „Wer beide nie suchte, ist tausendmal ärmer, als wer beide verlor!" Beide, Freundschaft und Liebe, sind, wo sie wirklich vorhanden, unaussprechlich. „Sie gehen mit verschlossenen Lippen über diese Kugel, und der innere Mensch hat keine Zunge." In dem starken Jünglinge zieht die Freundschaft eher als die Liebe ein; jene erscheint, wie die Lerche, im Vorfrühling des Lebens und zieht erst mit dem späteren Herbste fort; diese kommt und fliehet, wie die Wachtel in der warmen Zeit.

Daß er die Freundschaft für ein köstliches Gut hielt, ist nach dem Bisherigen selbstverständlich. „Was sind Berge und Lichter und Fluren ohne ein liebendes Herz und ein geliebtes? Nur wir beseelen und entseelen den Leib der Welt!" —

*) Briefe Jean Pauls an F. H. Jacobi. 4 Bde. Berl. 1829.

„Wie zwischen zwei Spiegeln, schlägt der Glanz der Wonne zwischen teilnehmenden Herzen in wachsender Vervielfältigung hin und her und wird unabsehlich.“ — „Die zum Schmutz Erniedrigten wissen nicht, daß wir in der Freundschaft etwas Höheres als unser Ich, das nicht die Quelle und der Gegenstand der Liebe zugleich sein kann, achten und lieben; etwas Höheres, nämlich die Verkörperung und den Widerschein der Tugend, die wir an uns nur billigen, aber an andern lieben.“ Denn zwei schöne Seelen entdecken ihre Verwandtschaft am ersten in der gleichen Liebe zum Guten.

Freilich, echte Freundschaft ist selten; Jean Paul läßt sich, ähnlich wie Aristoteles (S. 11), zu der pessimistischen Aeußerung fortreißen: „Ich finde alles eher auf Erden, sogar Wahrheit und Freude, als Freundschaft.“ Anderseits meint er doch, daß dem redlich Suchenden der Freund nicht fehlen werde. „Jedes Herz, das nichts anderes verlangt, als ein Herz, findet endlich eine Brust.“ Aber man muß auch wirklich Freundschaft begehren. „Nur ein Mensch, der nach einem Freunde gerade so, wie nach einer Freundin schmachtet, verdient beide.“ Manche Menschen sind so stumpfsinnig und selbstsüchtig, daß sie niemand lieben und über die Erde gehen, ohne je darüber sich betrübt zu haben. Doch sind das, Gott sei Dank, Ausnahmen; die meisten sind „offene, bessere, wärmere Freunde, als sie selbst wissen und zeigen.“ Und wir alle wissen gar nicht, wie sehr wir von manchem Menschen geliebt worden sind; manchmal erfahren wir es, wenn es zu spät ist, meistens gar nicht. „Die Freundschaft hat Stufen, die am Throne Gottes durch alle Geister hinaufsteigen bis zum Unendlichen; nur die Liebe ist ersättlich und immer dieselbe und, wie die Wahrheit, ohne drei Vergleichungsgrade, und ein einziges Wesen erfüllt ihr Herz.“ Uebrigens sollte man sich bessere, edlere Menschen zu Freunden aussuchen: „Der Mensch liebt heißer und treuer, bei gleicher Gegenliebe und Tugend, die Seele über ihm als die Seele unter ihm.“ In jedem Menschenherzen brennt ja der Durst nach Edlerem, Schönerem.

Der Mensch „will sein Ideal in körperlicher Gegenwart mit verklärtem oder angenommenem Leibe erblicken, um es leichter zu erstreben, weil der hohe Mensch nur an einem hohen reift, wie man Diamanten nur an Diamanten glänzend macht.“

Im allgemeinen hält Jean Paul die Freundschaft für eine Tugend sowohl des männlichen, wie des weiblichen Geschlechts. „Die Freundschaft kennt keinen Stand, wie die Seele kein Geschlecht.“ Doch ist die weibliche Freundschaft seltener, dafür aber auch zarter, weil sie mehr an die Liebe grenzt. Selbst die Freundschaft zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts hält er nicht für häufig. „Willst Du die Geliebte in einer Stunde besser kennen lernen, als in einem Monat des Zusammenlebens? Sieh ihr eine Stunde unter Freundinnen und Feindinnen (wenn dies kein Pleonasmus ist) zu!“ Manche weibliche Seelen suchen besonders Freundinnen in der Not auf, weil sie nichts so gern haben als mit fremdem Leiden mitzuschwelgen.

Von der Aufgabe der Freunde hat unser Dichter die größte Vorstellung. Er vergleicht sie zwei Uhren, welche in kleinen Perpendikelschlägen wechselnd abweichen und zustimmen, aber bei dem großen Ausschlagen in einer Stunde zusammentreffen. Ein glückliches Bild für die Nützlichkeit der Abweichung in Kleinigkeiten und die Notwendigkeit der Übereinstimmung im Ganzen.

„Jeder Freund ist des anderen Sonne und Sonnenblume zugleich; er zieht und er folgt.“ Freilich müssen sie aneinander glauben; sie müssen sich beistehen, besonders wenn der eine durch Fremde angegriffen oder verleumdet wird. Sie müssen einander tragen: „Der Mensch ist nie schöner, als wenn er um Verzeihung bittet oder selbst verzeiht!“ Zu große Vertraulichkeit schädigt die Freundschaft. „Freunde, Liebende und Eheleute sollten alles gemein haben, nur nicht die Stube!“ Auch vom Duzen hält Jean Paul nicht viel: „Man muß mit dem Du, mit dieser Herzens-Kuriale, mit diesem heiligsten Seelen-Dualis, gegen andre geizen.“ Zürnt der Freund mit uns, so sollen wir ihm eine Gelegenheit verschaffen, uns einen großen Gefallen

zu erweisen, dann wird sein Zorn schwinden. Härte gegen sich selbst werde ein liebendes Herz viel eher vergeben, als gegen andre. Natürlich soll man sich nicht leicht von einem Freunde trennen; nur wenn die Ehre es gebeut; hat man es aber thun müssen, so solle man sich ganz von ihm zurückziehen. Freilich sei der Verlust eines wirklichen Freundes nie ganz zu verschmerzen, die Wunde vernarbe zwar, schmerze aber ewig.

Schleiermacher, der Reformator der Dogmatik, hat sich auch mit einer Kritik der bisherigen Lehren über die Freundschaft beschäftigt.*) Er findet, daß über Liebe und Freundschaft, zwei so wichtige Begriffe der Ethik, wissenschaftlich noch nichts Haltbares festgesetzt sei; man müsse sie mit dem ethischen Grundprinzip**) in Beziehung setzen und genau ihren Umfang bestimmen.

Die Hedoniker***) hätten sich zwar in löblicher Weise bemüht, die Freundschaft als etwas Sittliches darzustellen, doch seien sie weniger durch systematische Erwägungen dazu geführt worden als durch die Angriffe ihrer Gegner, welche behaupteten, auf dem Standpunkte der Lustlehre sei Freundschaft eigentlich unmöglich. Richtig sagt Schleiermacher, in keiner eudämonistischen Ethik sei eine klare Lehre von der Freundschaft denkbar. Entweder lassen sie sie ganz in die Lehre vom Staat aufgehen, oder betrachten sie als etwas Zufälliges. Auch Kant verkenne, daß seine dialektische Freundschaft doch nur eine Unterart sei; und Fichte irre, wenn er sie nur der Ehe zuschreibe. Aristoteles wieder, der am genauesten auf unsre Frage eingegangen, habe doch zu

*) Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre 1803. S. 383—404. Vor ihm schon Mauvillon, Tugendlehre. S. 152—158.

**) Vgl. hierüber meine „Ethik“ § 11 ff. Leipzig 1880.

***) Siehe oben S. 49.

sehr nur die politische Seite und die Liebe betrachtet. Keiner aber habe von einer Pflicht, Freunde zu haben, geredet. Cicero wähnt gar, man müsse um der Freundschaft willen etwas vom Recht abweichen.*) Und auch die Stoiker kommen, wie oben gezeigt**), betreffs derselben in Widerspruch mit ihren Grundsätzen. Nur Plato sei der Wahrheit nahe gekommen, sofern er Freundschaft und Liebe innig verbinde.

Die Liebe hält Schleiermacher für etwas dem menschlichen Wesen Notwendiges. „Die Selbstliebe ist nur sofern sittlich, als sie alle andre Liebe in sich schließt; und alle andre ist nur sofern wahr, als sie die Selbstliebe aufnimmt. Der Mensch soll mithin seine Persönlichkeit durch die Liebe nicht verlieren, sondern erweitern. Die Liebe ist entweder erkennend oder bildend, individuell oder universell. Jede bildende Liebe besteht in dem gemeinschaftlichen Seelesein wollen. Freilich wird die Liebe durch die Rücksicht auf unser Gewissen und unsern höheren Beruf bestimmt."

Tüchtige Menschen finden stets Freunde. „Die wenigen, welche es verdienen, als ausgezeichnete Kunstwerke der menschlichen Natur ausgestellt zu werden, haben noch immer einen gefunden, der von ihrer Erscheinung begeistert wurde." Jeder Mensch soll auf eigne Art die Menschheit darstellen in eigner Mischung ihrer Elemente; doch nicht auf sich selbst allein gestellt vermag er das; da „trocknen die Säfte des Gemüts, es stocket der Gedanken Lauf," durch Geben und Empfangen kann er erst das eigne Wesen bestimmen. Es bedarf der Gemeinschaft; „beim innern Denken, beim Anschauen, beim Aneignen des Fremden bedarf ich irgend eines geliebten Wesens Gegenwart, daß gleich an die innere That sich reihe die Mitteilung, und durch die süße und leichte Gabe der Freundschaft ich mich leicht abfinde mit der Welt." Keine Bildung ohne Liebe und ohne eigne Bildung keine Vollendung in der Liebe!

---

*) Vgl. oben S. 11, auch Gellius.
**) S. 51.

Unedlen Ursprungs wäre die Freundschaft, welche aus Gewohnheit, weichem Sinne, sinnlichem Wohlgefallen, Parteisucht, Dankbarkeit für Wohlthaten entspränge. Freiheit und Achtung vor der Eigentümlichkeit des andern allein sind ihre reinsten Quellen. Manche kommen sich äußerlich nahe, ohne sich innerlich zu berühren; manche zwar innerlich, aber nur vorübergehend; von manchem wird man getäuscht, indem man von ihm verstanden zu sein wähnt. „Wie man es von Kometen wohl geglaubt, verbindet der Gebildete zwar viele Weltsysteme, bewegt um manche Sonne sich. Jetzt erblickt ihn freudig ein Gestirn, es strebt ihn zu erkennen, und freundlich beugt er nähernd sich heran; dann sieht es ihn wieder in fernen Räumen, verändert scheint ihm die Gestalt, es zweifelt, ob er noch derselbe sei. Er aber kehrt wieder im raschen Lauf, begegnet ihm wieder mit Liebe und Freundschaft. Wo ist das schöne Ideal vollkommener Vereinigung? Die Freundschaft, die gleich vollendet auf beiden Seiten ist? Nur wenn in gleichem Maße beiden Sinn und Liebe fast über alles Maß gewachsen sind. Dann aber sind mit der Liebe zugleich auch sie vollendet, und es schlüge dann gewiß die Stunde, die wohl allen schon früher hat geschlagen! — der Unendlichkeit sich wiederzugeben und in ihren Schoß zurückzukehren aus der Welt!"*)

Leider findet man oft nicht den, der für uns am besten zum Freunde gepaßt hätte; wo aber Freundschaft entsteht, soll sie dem Guten gewidmet sein. „Wenn der Freund dem Freunde die Hand zum Bündnis reicht: es sollten Thaten daraus hervorgehen, größer als jeder einzelne: frei sollte jeder jeden gewähren lassen, wozu der Geist ihn treibt, und nur sich hülfreich zeigen, wo es jenem fehlt, nicht seinen Gedanken den eignen unterschiebend." Vor allem also sollte jeder Freund, meint Schleiermacher, des andern Eigenart achten und entwickeln helfen.

---

*) Vgl. Schleiermachers „Monologen" II., 1800 anonym erschienen.

Die Menschen fürchten meist, daß die Freundschaft nicht lange währe; wandelbar scheint ihnen das Gemüt, es könne der Freund sich ändern, mit der alten Gesinnung fliehe die alte Liebe, und Treue sei ein seltenes Gut. Doch dies kommt nur daher, daß jeder vom andern nur den „leichten Schein" liebt, diese oder jene Tugend, diese oder jene Gabe — nicht das Selbst des andern. Nur was der Mensch selbst hervorgebracht, selbst erworben hat, ist sein Besitz. Wer dieses Selbst an uns liebt, dessen sind wir auch sicher, sie müssen uns immer treuer und inniger lieben, je mehr sich unser Geist vor ihnen entwickelt und immer fester gestaltet. Ja, selbst wenn sie durch Zeit und Raum, durch Entfernung oder Tod von uns getrennt sind, sie bleiben uns unverloren! unser Herz bildet sie fort, als wären sie noch da. Denn was ist Gegenwart als Gemeinschaft der Geister? Es giebt für sie keine Entfernung, und der Tod ist auch nichts andres. „Wohl kann ich sagen, daß die Freunde mir nicht sterben — ich nehme ihr Leben in mich auf, und ihre Wirkung auf mich geht niemals unter; mich aber tötet ihr Sterben. Es ist das Leben der Freundschaft eine schöne Folge von Akkorden, der, wenn der Freund die Welt verläßt, der gemeinschaftliche Grundton abstirbt. Zwar innerlich hallt ihm ein langes Echo ununterbrochen nach, und weiter geht die Musik; doch erstorben ist die begleitende Harmonie in ihm, zu welcher ich der Grundton war, und die war mein, wie diese in mir sein ist. Mein Wirken in ihm hat aufgehört, es ist ein Teil des Lebens verloren. Durch Sterben tötet jedes liebende Geschöpf, und wem der Freunde viele gestorben sind, der stirbt zuletzt den Tod von ihrer Hand, wenn ausgestoßen von aller Wirkung auf die, welche seine Welt gewesen, und in sich selbst zurückgedrängt, der Geist sich selbst verzehrt!" (Monol. IV.) —

Diese idealen Grundsätze über die Freundschaft hat Schleiermacher auch im Leben bewährt. Am meisten in seinem Verhältnisse zu Henriette Herz*). Dieselbe war am 5. September 1764

*) Vgl. Briefe d. jungen L. Börne an H. Herz. 1861. Fürst, H. Herz. 1858. Fr. v. Hohenhausen, „Schöne Geister und schöne Seelen". Lpz. J. G. Karpeles, „Unter Palmen". Berlin 1871.

zu Berlin als die Tochter des jüdischen Arztes de Lemos, eines edlen, feinen und gediegenen Mannes, geboren. Wegen ihrer auffallenden Schönheit mußte sie als Kind öfter bei Festen öffentlich auftreten. Ihr Vater gab ihr eine sorgfältige Erziehung, sie lernte Latein, Französisch, Englisch und Hebräisch. Schon mit 12 Jahren ward sie an den Hofrat Dr. Marcus Herz verlobt, der sie als 15jähriges Mädchen heimführte. Natürlich heiratete sie den 30jährigen, kleinen, häßlichen, ernsten, aber gutmütigen Mann nicht aus Liebe, doch war ihre Ehe eine im ganzen glückliche. Denn die schöne, stattliche und geistreiche Frau zog alsbald eine große Schar angesehener, gebildeter Männer in ihr Haus. Die Künstler Schadow, Reichardt, Zelter; die Schriftsteller Engel, Gentz, Moritz, von Brinckmann, Dohm, Leuchsenring und die Gebrüder Schlegel verkehrten dort; auch Staatsmänner, wie Graf Dohna-Schlobitten, Wilh. v. Humboldt, Prinz Louis Ferdinand und Prinz August von Preußen. Aber obgleich ihr von manchem eifrig der Hof gemacht wurde, so wußte sie doch durch würdige Haltung das Vertrauen ihres Gatten zu rechtfertigen. In dem anmutigen Kreise, nach dem sich Alex. v. Humboldt aus seinem „Schloß Langeweile" (er meint Tegel!) zurücksehnte, ward vorgelesen, philosophiert, musiziert, gedichtet, jede neue litterarische Erscheinung besprochen, gesungen und mitunter getanzt.

Auch Schleiermacher ward 1794 durch Graf Dohna bei ihr eingeführt, doch mußte er schon nach wenigen Monaten Berlin verlassen. Erst als er 1796 aus Landsberg a. W. zurückkehrte, ward das Verhältnis zwischen der „geistreichen Jüdin" und dem protestantischen Prediger enger und herzlicher. Täglich kam er, auch bei strengster Kälte, den weiten Weg von der Charité nach der Neuen Friedrichstraße, von „Jettchen" mit einer Laterne ausgerüstet. Als er 1804 als Hofprediger nach Stolp ging, führte er mit ihr einen innigen Briefwechsel. „Ich strecke alle meine Wurzeln und Blätter aus nach Liebe, ich muß sie unmittelbar berühren, und wenn ich sie nicht in vollen Zügen in mich schlürfen kann, bin ich gleich trocken und welk. Das ist meine



Annette von Droste-Hülshoff.



Levin Schücking.
(1814—1883.)

innerste Natur, es giebt kein Mittel dagegen, und ich möchte auch keins!“

Der plötzliche Tod ihres Gatten 1803 versetzte Henriette Herz in Dürftigkeit. Trotzdem lehnte sie sowohl die Hand des Grafen Dohna als auch die Erzieherinstelle bei der Prinzessin Charlotte ab, da sie dabei hätte Christin werden müssen, was ihre Mutter nicht ertragen hätte. Erst nach deren Tode (1817) trat sie zum Christentum über. Ihr ruhiges Leben ward nur durch einige Reisen, z. B. nach Rügen und Italien, unterbrochen. Unermüdlich im Wohlthun, voll Interesse für alles geistige gesellige Leben, in steter persönlicher oder brieflicher Verbindung mit allen bedeutenden Männern und Frauen, erreichte sie ein hohes Alter; seit 1845 war sie auch infolge einer durch A. von Humboldt ihr verschafften königlichen Pension vor Not und Sorge geschützt. Sie starb am 22. Oktober 1847.

In jener bedrängten Lage hatte nun Schleiermacher Gelegenheit, ihr seine treue Freundschaft zu beweisen. Er half ihr bei einigen Übersetzungen aus dem Englischen, zeigte ihr alles, was er arbeitete, und unterbreitete es ihrer Censur. Seine häufigen Besuche bei der schönen Witwe erregten natürlich Aufsehen. Friedrich Schlegel, Schleiermachers Schwester Nanni und sein Gönner, der Hofprediger Sack, machten ihm Vorstellungen. Aber er schreibt seiner Schwester: „Die Herz ist von Charakter und Gemüt fest und still, so daß sie sich auf sich selbst verlassen kann und meiner nicht bedarf. Ich gehöre aber doch in andrer Rücksicht zu ihrer Existenz, ich kann ihre Einsichten, Ansichten und ihr Gemüt ergänzen, und so thut sie mir. Etwas Leidenschaftliches wird aber zwischen uns nie vorkommen. Unser Verhältnis ist eine recht vertraute, herzliche Freundschaft.“ Schon der Gegensatz zwischen seiner „kolossalen, königlichen“ Freundin und dem kleinen Mann erschien ihm so abgeschmackt, daß er jeden Heiratsgedanken aufgab. Kam er sich doch vor, wie ein kleiner Arbeitsbeutel am Arme der großen Herz! Und es kursierte damals eine Karrikatur, welche das Paar darstellte, die Herz statt des Sonnenschirmes Schleiermachers Figürchen in der Hand!

Ein Hauptgrund übrigens dagegen, daß er mit ihr in einem andern als freundschaftlichen Verhältnisse gestanden habe, ist seine heftige Leidenschaft für Eleonore Grunow, die Gattin eines Freundes, die er sogar zur Scheidung veranlassen wollte, um sie zu heiraten. Zum Glück sträubte sie sich dagegen. Hernach hat Schleiermacher Henriette v. Willich aus tiefer Liebe geheiratet. Und doch, obgleich er mit ihr in glücklichster Ehe lebte, hat er seinem „teuren Jettchen", d. h. der Herz, bis an seinen Tod jene innige, lautre Herzensfreundschaft bewahrt. Man kann ihr Verhältnis zu ihm mit demjenigen der Charlotte v. Stein zu Goethe vergleichen: auch jene war die Muse ihres Freundes, ohne deren Einfluß er nicht der große Schriftsteller geworden wäre, als den wir ihn verehren.

Großen, ja verhängnisvollen Einfluß auf Schleiermacher übte auch seine Freundschaft mit Friedrich Schlegel aus*). Bei Herz zusammengetroffen und durch den schöngeistigen Diplomaten Brinckmann näher bekannt geworden, waren sie nach wenigen Wochen so innig befreundet, daß sie zusammenzogen. Scherzhaft wurde ihr Verhältnis sogar als Ehe bezeichnet. Philosophie bildete vor allem das Band dieser Freundschaft; sie lasen und besprachen zusammen philosophische Werke, wobei Schleiermacher, dieser scharfsinnige, tiefe, lautre Charakter, durchaus der gebende war und sich doch in seiner bescheidenen Gediegenheit dem geistreichen, genialen, unruhigen Freunde zuerst unterordnete. Er schilderte ihn seiner Schwester Charlotte folgendermaßen: „Sein Äußeres ist mehr Aufmerksamkeit erregend als schön. Eine nicht eben zierlich und voll, aber doch stark und gesund gebaute Figur, ein sehr charakteristischer Kopf, ein blasses Gesicht, sehr dunkles, rund um den Kopf abgeschnittenes, ungepudertes und ungekräuseltes Haar und ein ziemlich uneleganter, aber doch feiner und gentlemanmäßiger Anzug — das giebt die äußere Erscheinung meiner damaligen Ehehälfte." Er rühmt ferner an ihm das Kindlich-Naive, tadelt aber sein launisches,

*) Vgl. R. Haym, „Die romantische Schule". Berl. 1870.

alle Form und „liebliche Kleinigkeiten“ verachtendes Wesen. Er bewundert seine Kenntnisse, seinen scharf und tief eindringenden Geist und seine Beharrlichkeit. Beide Freunde ergänzten sich damals merkwürdig. Schlegel zuerst eröffnete dem Freunde den Einblick in die Welt der Kunst und Poesie, er erschloß ihm das Wesen Kants und Fichtes. Schleiermacher hingegen zeigte ihm eine durchgebildete sittliche Anschauung und in sich selbst eine ethische Persönlichkeit. Dies fühlte Schlegel auch deutlich: „Er ist ein Mensch,“ schreibt er 1797 seinem Bruder A. Wilhelm, „in dem der Mensch gebildet ist, und darum gehört er freilich für mich in eine höhere Klasse .... Sein ganzes Wesen ist moralisch, und eigentlich übertrifft unter allen ausgezeichneten Menschen, die ich kenne, bei ihm am meisten die Moralität alles andere.“ Nur quälte es ihn, daß er kein wahres Interesse hatte, etwas zu schreiben. „Ich treibe und martre ihn alle Tage, wo ich ihn sehe.“

Und in der That setzte es dieser Freund durch, daß Schleiermacher die Flut seiner Gedanken ins Strombett eines Buches lenkte und 1799 die herrlichen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ schrieb!

Aber die Freundschaft erhielt bald einen heftigen Stoß durch Fr. Schlegels Liebesverhältnis zu Dorothea Veit, geb. Mendelssohn, und seine berüchtigte „Lucinde“. Eifersüchtig nämlich auf Henriette Herz, der sich Schleiermacher innerlich herzlicher hingab, beschuldigte ihn Schlegel erst mündlich, dann auch in zwei an „Antonio“ der „Lucinde“ eingereihten Briefen der Kälte; frühzeitige Klarheit sei das böse Prinzip in seinem Geiste, es mangle ihm an Sinn und Liebe für das Einzelne, seine Spitzfindigkeiten des Gefühls, seine Kunstübungen des Gemüts werden noch die Freundschaft völlig zerstören. So taktlos solche Schaustellung intimer Dinge war, Schleiermacher zeigte sich als einen treuen Freund, nicht nur dadurch, daß er dem Schlegel verzieh, daß er in den „Monologen“ schonend auf jene Vorwürfe antwortete, sondern auch daß er seine „Vertrauten Briefe über Lucinde“ schrieb, welche auf eine

Verherrlichung jenes häßlichen Buches hinausliefen.*) Aber mit der Freundschaft war es zu Ende — die Geister stießen sich fortan mehr und mehr ab; nur als ein Denkmal des einst so innigen Verhältnisses steht Schleiermachers meisterhafte Übersetzung Platons da, die er auf Anregung Fr. Schlegels unternommen hatte.

Ein ganz eigenartiges Verhältnis bestand zwischen Franz Grillparzer und Kathi Fröhlich, welche man mit Recht des Dichters „ewige Braut“ genannt hat.

Um seine Mutter zu ernähren, die durch schlechte Ökonomie des Vaters und den Krieg in Not geraten war, wurde Grillparzer**) schon als Student der Rechte 1813 Beamter bei der k. k. Hofkammer, rückte aber so langsam in seiner Laufbahn vor, daß er sich niemals getraute, einen eigenen Herd zu gründen, so herzlich er auch Kathi Fröhlich liebte. Diese war die vierte Tochter eines Wiener Fabrikanten, in dessen Hause die angesehensten Künstler und Schriftsteller verkehrten, wie Beethoven, Schubert, M. von Schwind, Deinhardstein und Castelli. Kathi, die jüngste der lieblichen Schwestern, war am 12. Januar 1803 geboren und zeichnete sich durch Liebreiz, Unterhaltungsgabe und theatralisches Talent aus. Als sie Grillparzer 1821 kennen lernte, wurde der 30jährige Dichter der „Ahnfrau“ von heftiger Liebe zu ihr ergriffen. Und in der That konnte sie ein lebhaftes Gemüt entflammen. Ihr Porträt zeigt ein feingeschnittenes Oval, dessen hohe Stirn von dunklem Lockenhaar umrahmt wird. Über einem beredten Munde erhebt sich eine nicht zu kleine Nase, über welcher fröhliche und schalkhafte Augen uns anschauen. Das 19jährige

*) Sie erschienen 1799 in Lübeck und wurden 1835 von Gutzkow, dem Verfasser der „Wally“, neu herausgegeben.

**) Biogr. Grillparzers in s. Werken. 10 Bde. Stuttg. 1872. Herausg. v. H. Laube und J. Weilen. Th. Ziegler, Studien und Studienköpfe. Schaffh. 1877. H. Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels. Oldenb. u. Lpz. 1890.

Mädchen erwiderte seine Liebe, die er ihr in feurigen Versen aussprach. Er preist sie als sein „Röschen Sorgelos“ und singt:

„Ans Märchen grenzt, was sie für andre konnte,
An Heiligenschein, was sie sich selbst versagt!“

Und doch wurde ihr Verhältnis bald getrübt. Während ihr der Dichter öfters Anlaß zur Eifersucht gab, klagt er über ihre Rechthaberei und Kälte.

„Wir glühten, aber ach, wir schmolzen nicht!
Denn Hälften kann man aneinanderketten,
Ich war ein Ganzes, und auch sie war ganz.“

Zu einer förmlichen Verlobung scheint es denn auch nicht gekommen zu sein. Teils war Grillparzer zu unbeständig, leidenschaftlich und bald durch den Mangel an Anerkennung verbittert, teils sah sich Kathi genötigt, mit ihren Schwestern durch Musik- und Sprachunterricht für den Unterhalt der Familie zu sorgen. Grillparzer, dessen Naturell für die Ehe kaum geeignet gewesen zu sein scheint, zog sich völlig von ihr zurück.

Erst nach Jahren suchte er die gealterten Schwestern wieder auf; zuerst wurde der Sohn der älteren Schwester Anna sein ausgesprochener Liebling, den er auf Reisen mitnahm und dessen Tod er tief betrauerte. Dann zog er (1849) als „Zimmerherr“ zu den Damen, die ihm bis an sein Ende, im Jahre 1872, liebevolle und treue Pflegerinnen wurden. Er bewohnte zwei kleine, bescheidene Hofzimmer im vierten Stock. In den letzten Jahren speiste er an ihrem Tische und verbrachte den Abend mit Musik, Whist und fröhlichem Gespräche; Kathi las ihm englische, französische und spanische Autoren in der Ursprache vor. Auch noch im Alter bewahrte sie Spuren ihrer einstigen Schönheit, wie ihr von Deffinger gemaltes Miniaturbild beweist.

Als ihr 1866 Grillparzer, der indessen Archivdirektor geworden war, eines Tages den Antrag machte, mit ihm vor den Altar zu treten, wies ihn die Matrone freundlich zurück;

denn, sagte sie, man solle ihr nicht nachsagen, sie habe ihn geheiratet, um dadurch Anspruch auf eine Pension zu erhalten. Freudig nahm sie an den Ehren und Huldigungen Teil, welche den alternden Dichter zuletzt beglückten; und als sie ihm kurz vor seinem Tode (20. Januar 1872) den Abschiedskuß gab, rief sie schmerzlich bewegt: „Einen andern Kuß als den der Freundschaft haben wir uns nie gegeben!" Der Dichter hatte sie zur Erbin seiner Papiere und seines Vermögens eingesetzt. Fortan war ihr Leben seinem Andenken geweiht: sie veranlaßte die Herausgabe seiner Werke, stiftete einen Grillparzer-Preis für das beste Drama und vermachte alle Reliquien des Dichters der Stadt Wien unter der Bedingung, daß sie im Rathause Aufstellung fänden. Im Jahre 1879 folgte sie ihrem Freunde in den Tod, aber ein Strahl der Unsterblichkeit hat auch sie berührt: sie lebt fort im Andenken der Menschen als die „ewige Braut Grillparzers".

Ganz ähnlich wie zwischen Grillparzer und Kathi Fröhlich war das Verhältnis zwischen L. v. Beethoven und der Gräfin Therese Brunswick.*)

Beethoven ist von vielen schönen, kunstsinnigen Frauen schwärmerisch verehrt worden, aber von keiner so rein, so tief, wie von Gräfin Brunswick. Es war im Jahre 1794, als die schöne, kaum 16jährige Dame bei Beethoven Klavier-Unterricht hatte. Leidenschaftlich wie immer, vergaß er sich, als sie falsch spielte, so weit, daß er sie auf die Hand schlug: dann aber, sein Unrecht bereuend, stürmte er auf die Straße hinaus ohne Mantel und Hut. Die Komtesse stürzte ihm nach und konnte nur mit Mühe von den Dienern zurückgehalten werden. „Seit diesem Tage," so erzählte sie später ihrer

*) Vgl. „Beethovens unsterbliche Geliebte nach persönlichen Erinnerungen" von Mariam Tenger. 2. Aufl. Bonn 1890.

Freundin, der Mariam Tenger, „fühlte ich mich wie sein eigen!“

Beethoven wußte indessen nichts von ihrer Liebe. Er wurde von den schönen Damen Wiens umschwärmt und angebetet, zum großen Schmerze Thereseus, die besonders auf die Gräfin Giulietta Guicciardi, ihre Cousine, eifersüchtig war. Zehn Jahre waren seit jener seltsamen Scene verflossen, und innige Freundschaft verband den großen Meister mit dem musikalischen Grafen Franz Brunswick, Thereseus Bruder. Oft verweilte er auf dem Gute Martonvásár, wo die besten seiner Kompositionen entstanden.

„Eines Abends,“ so erzählte die Gräfin der Mariam Tenger, „saßen wir im Salon, Beethoven am Klavier. Es waren keine Gäste da außer dem Pfarrer, der jeden Sonntag bei uns speiste und zum Abend blieb. Der Mond schien herein. Dies war so recht für — ihn. Franz, der sich neben mich gesetzt hatte, flüsterte mir zu: ‚Gieb Acht, jetzt wird er phantasieren!‘ — Ob ich Acht gab! Sein finsteres Gesicht verklärte sich ..... er fuhr einmal mit der flachen Hand über alle Tasten ..... wir kannten das. Ich meine, Franz und ich wußten, daß er durch solchen Disakkord, gleichsam die höchsten Harmonien der Töne einzuleiten pflegte. Jetzt folgten einige Griffe in die Tiefe des Instruments und jetzt — langsam, geheimnisvoll, feierlich: das Lied von Sebastian Bach, das einzige weltliche Lied, das der große Meister der protestantischen Kirchenmusik gedichtet und gesetzt hat:

‚Willst du dein Herze schenken,
So sag' es heimlich an,
Daß unser beider Denken
Niemand erraten kann.
Die Liebe muß bei beiden
Allzeit verschwiegen sein,
Drum schließ' die größten Freuden
In Deinem Herzen ein!‘

Meine Mutter und der Pfarrer waren eingeschlafen; mein Bruder schaute ernsten Angesichts vor sich hin; ich war von

dem Liede wie von seinem Blick getroffen, zum vollsten Leben erwacht. Am nächsten Morgen trafen wir im Park zusammen."

‚Ich schreibe jetzt eine Oper,' sagte er. ‚Ich habe die Hauptgestalt in mir und vor mir, wo ich gehe und stehe. Nie war ich noch auf solcher Höhe! Alles licht, alles rein und klar!*) — Bisher glich ich dem dummen Burschen im Märchen, der Steine sammelt und die herrliche Blume nicht beachtet, die an seinem Wege blüht!' — — — So haben wir uns gefunden!"

Aber die Verlobung, welche 1806 stattfand, mußte vor der adelsstolzen Mutter ängstlich geheim gehalten werden. Therese erfuhr nur durch den in ihr Glück eingeweihten Bruder etwas über den Geliebten.

Den ersten Brief nach seiner Verlobung (vom 6. und 7. Juli 1806) an „die unsterbliche Geliebte" hat Beethoven selbst abgeschrieben. „Den hatte er also aufbewahrt! — auch ich schrieb ihn ab, ehe ich ihn mit allen andern Briefen ihm zurücksandte. — Ich habe ihn so oft gelesen, daß ich ihn wie ein Gedicht — und war er denn nicht ein schönes Gedicht? — auswendig weiß!"

Freilich sollte sich der Himmel dieser Liebe bald trüben. Die Rücksicht auf die Familie gebot strengste Geheimhaltung, und Franz stellte die Bedingung, daß die eheliche Verbindung nicht eher erfolgen sollte, als bis der Tondichter eine feste Anstellung gefunden. Man kann sich vorstellen, wie schmerzlich beides für ihn war. „Gewitter und Sonnenschein wechselten nun in unsern Briefen, wechselten in den Stunden unsres Zusammenseins." Wohl entstanden in diesen vier Jahren ihres Brautstandes seine herrlichsten Werke, aber eigentlich glücklich waren sie nicht. Da kam es infolge seiner heftigen Ungeduld zum Bruche. Er selbst sprach das Trennungswort — und seit jener Stunde haben sie sich nicht wiedergesehen! Die beiderseitigen Briefe wurden zurückgegeben bis auf den „an die Unsterbliche",

*) Es war „Fidelio".

den er selbst wie auch sie aufbewahrte. Natürlich trat zuerst auch zwischen Beethoven und dem Grafen eine Verstimmung ein. Doch hielt dieselbe nicht lange an, so daß Therese fortan stets von dem Leben und Schaffen ihres Freundes unterrichtet war. Sie selbst wurde Stiftsdame und widmete sich der Armen- und Krankenpflege. Wegen ihrer Einführung der Kinderkrippen in Ungarn ist ihre Büste im Pester Nationalmuseum aufgestellt worden.

Gräfin Therese hat die kleinen Andenken an Beethoven wie Reliquien bewahrt und verordnet, daß ihr die Immortellen, wie er ihr einst gegeben, unters Haupt in den Sarg gelegt würden. Und doch sagte sie: „Ich betrachte es als eine weise Fügung Gottes, daß wir uns trennten. Was wär' aus seinem Genius sonst geworden — was aus meiner Liebe, wenn ich mich hätte vor ihm fürchten müssen? So sind wir uns — Eins im Herzen des Andern — das Höchste geblieben für alle Zeit!"

Kurz vor seinem Tode (1827) sprach er zum Grafen Brunswick: „Willst Du Deiner Schwester einen Gruß von mir bringen? — Sie war zu gut für mich!"

Sie hat ihren genialen Freund um 36 Jahre überlebt. Das Bild, welches sich von ihr in Beethovens Nachlasse vorfand, trägt die Widmung von ihrer Hand: „Dem seltenen Genie, dem großen Künstler, dem guten Menschen von T. B." Sie ist in ihrem 28. Lebensjahre gemalt. Es ist ein Porträt in halber Büste; ein gelblicher Shwal ist um das hellbraune lockige Haar geschlungen; die edlen Züge sind geistig, die Augen milde und sinnig.

In der Gruft des Schlosses Martonvásár, wo sie einst so glücklich gewesen, ist sie begraben.

Ein ebenso jähes Ende fand die rührende Freundschaft zwischen dem Komponisten Frederic Chopin und der Dichterin George Sand.

Jener, als Kind eines Franzosen und einer Polin am 1. März 1809 zu Warschau geboren*), besuchte mit Unterstützung des musikalischen Fürsten Anton Radziwill das Gymnasium und genoß eine treffliche Ausbildung zuerst bei dem böhmischen Musiker Zigwin, dann bei Elsner auf seinem Konservatorium. Infolge seines ausgezeichneten Klavierspiels ward der stille, liebenswürdige Knabe bald in die vornehmsten Kreise Warschaus eingeführt und von der Gunst der gefeierten Frauen, deren Glanz, Anmut und Schönheit weit berühmt war, ausgezeichnet. Hier konnte er die Seele jener Nationaltänze studieren, die er selbst so geistvoll zum Ausdruck gebracht hat. In diese Zeit fällt auch seine erste schwärmerische Liebe. Ein madonnenhaftes Mädchen fesselte sein Herz durch Schönheit und Sanftmut. Aber die polnische Revolution beraubte ihn jäh der Heimat und der Geliebten. Doch blieb sie ihm treu, obgleich sie ihn nie wieder sah; in stiller Trauer trug sie ihr Geschick und suchte Entschädigung für das verlorene Glück in der kindlichen Anhänglichkeit, mit welcher sie den Lebensabend seiner Eltern verschönte.

Chopin wandte sich 1830 nach Paris, wo er alsbald die glänzendsten Erfolge errang. Denn er begeisterte seine Hörer nicht nur durch sein durchgeistigtes Klavierspiel, sondern durch die ihm eigentümliche Verschmelzung der drei Nationalitäten, der französischen, polnischen und deutschen. Seine Werke zeigen die ritterliche Schwermut der Polen, die Grazie und den Esprit der Franzosen, sowie den romantischen Tiefsinn der Deutschen. Obgleich von den Franzosen und seinen Landsleuten in Paris fast vergöttert, trat er doch ungern und daher selten öffentlich auf. „Ich eigne mich nicht dazu, Konzerte zu geben; das Publikum schüchtert mich ein, sein Atem erstickt, seine neugierigen Blicke lähmen mich, ich verstumme vor den fremden Gesichtern.“ Er erhielt sich daher bescheiden als Klavierlehrer und zog es vor,

*) Vgl. Schucht, Chopins Leben. Lpz. 1880. W. Lenz, Die großen Pianoforte-Virtuosen. Berl. 1872. La Mara, Musikalische Studienköpfe I. Lpz. 1874.

im Kreise seiner Freunde seine herrliche Kunst hören zu lassen; hier lauschten ihm Liszt, Meyerbeer, Bellini und Hiller, Heine, A. Nourrit, Eugene Delacroix, Mickiewicz und Niemcewicz und auch George Sand.*)

Diese hatte ihn schon lange als ein „poetisches Genie“ rühmen hören; sie lernte seine Werke kennen und bewunderte den Reichtum und den Adel der Empfindung, die Originalität der Darstellung. Sie überwand seine Scheu vor geistreichen, schriftstellernden Frauen und hatte ihn bald durch ihren seltenen Geist und die Kühnheit ihrer Inspirationen gefesselt. Da wurde Chopin 1837 von der Brustkrankheit heimgesucht, welche ihn mit einem schnellen Ende bedrohte, wenn er nicht sogleich Heilung im Süden suchte. Er entschloß sich daher, nach Mallorca zu gehen. Da er aber der sorgsamsten Pflege bedurfte, so erbot sich George Sand, seine Freundin, ihn zu begleiten. Sie pflegte ihn dort, wo ein warmes Klima und milde Seeluft günstig auf den Kranken wirkten, mit geradezu rührender Sorgfalt; keinen Augenblick wich sie von seiner Seite; sie umgab ihn mit der zartesten Fürsorge und kannte weder Müdigkeit noch Abspannung. Dadurch verscheuchte sie nicht nur die Krankheit, sondern auch seine düstere Stimmung.

Dafür dankte ihr auch Chopin aus der Fülle seines empfänglichen Herzens. Zeitlebens bezeichnete er jene Zeit ihres Zusammenseins als die schönste seines Lebens; die einsame, fruchtbare und liebliche Insel war für ihn das Heimatland seines Ideals und George Sand blieb für ihn die gütige Zauberin, die ihn dem Leben wie dem Glück wiedergegeben hatte. Obgleich die tückische Krankheit ihn seit 1840 wieder mehr und mehr heimsuchte, waren doch die Wochen, die er alljährlich in Nohant, auf der Besitzung seiner Freundin, zubrachte, ungetrübt. Hier sammelte er poetische Anregungen und erfreuliche Bilder, so daß er stets mit reicher musikalischer Ausbeute nach Paris zurückkehrte.

---

*) Vgl. G. Sand, Mémoires de ma Vie. Werke, deutsch 1847—55. Caro, G. Sand. 1877.

Da aber nahm diese schöne Freundschaft zwischen zwei so genialen, sich innerlich verwandten Geistern ein jähes Ende. Im Frühjahr 1847 verschlimmerte sich Chopins Zustand auffallend — und die Ursache davon war sein Bruch mit George Sand. Was die geheimsten Motive dafür waren, niemand weiß es. Jedenfalls empfand unser Komponist dies Ereignis furchtbar. Er erklärte, daß mit diesem Freundschaftsbande der letzte Faden zerrissen sei, der ihn ans Leben gefesselt, und oft, sehr oft kehrte er in wehmütiger Selbstpeinigung zu jenem verlornen Glücke zurück. Nie konnte er G. Sands Namen ohne Thränen aussprechen. Seit dem Winter 1848 nahmen seine Kräfte zusehends ab; doch sah er dem Tode ruhig ins Auge, neben seinem Freunde Bellini († 1835) wollte er beigesetzt sein. Am 15. Oktober waren einige Freunde, darunter sein treuester Schüler Gutmann, um sein Sterbelager versammelt. Da bat er plötzlich die Gräfin Potocka, ihm etwas zu singen. Mit pathetischem Ausdruck, oft von Thränen und Schluchzen unterbrochen, sang sie die Hymne an die Jungfrau, welche Stradella das Leben gerettet haben soll. „Wie schön das ist, mein Gott, wie schön das ist!“ rief er. Dann begann der Todeskampf, der am 17. Oktober endete. Seine Freunde haben ihm auf dem Père-Lachaise ein schönes Denkmal errichtet; schöner aber ist noch das, welches Franz Liszt ihm in seiner Biographie setzte, der ihn mehr verstand und zu würdigen wußte, als sonst jemand.

Innige Freundschaft verband auch den Deutschen August Wilhelm Schlegel mit der Französin Frau von Staël.*) Diese geistreiche Frau, als Tochter des Finanzministers Necker am 22. April 1766 zu Paris geboren, schrieb schon als 13jähriges Mädchen einen Aufsatz über den Widerruf des

*) Vgl. Lady Blennerhasset, Frau v. Staël, dtsch. 1887. Fr. v. Hohenhausen, „Berühmte Liebespaare“. Braunschw. 1870. S. 215 f. „Schöne Geister und schöne Seelen“ S. 139 ff.

Ediktes v. Nantes und mit 20 Jahren eine Verteidigung des Selbstmordes. Aus Konvenienz heiratete Germaine 1786 den Baron von Staël-Holstein, trennte sich aber bald von ihm und lebte, durch Napoleon verbannt, in Coppet mit dem geistreichen Benjamin Constant, dessen Wankelmut sie übrigens zu ihren Romanen „Delphine" und „Corinne" veranlaßte. Zahlreiche Urteile der berühmten Männer jener Zeit stimmen in der Bewunderung ihres Geistes überein. So schreibt Karl Ritter: „Sie ist sicherlich die geistreichste Frau in ganz Europa und besitzt dabei ebenso viel Herzensgüte als großartige Einfachheit. Außer ihren vielen liebenswürdigen Seiten giebt ihr zugleich ihre äußere unglückliche Lage und die innere Kraft, mit der sie dem Nordwind des Schicksals widersteht, die größten Ansprüche auf Teilnahme."

Als sie 1804 in Berlin war, wo sie sehr gefeiert wurde, auch von der Königin Luise und Louis Ferdinand, lernte sie A. W. Schlegel kennen, der damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stand. Er ist bedeutender als Kritiker, denn als Dichter. Durch seine feinsinnigen Kritiken hat er den deutschen Geschmack bedeutend gefördert. Seine Forschungen über das englische Theater, seine Shakespeare-Übersetzung und seine Sanskritstudien haben die Universallitteratur begründet. Nebst seinem Bruder hat er die romantische Doktrin ausgebaut. Frau von Staël wollte diesen geistvollen Mann an sich fesseln. Als Hauslehrer begleitete er sie seit 1805 nach Italien und Frankreich, Wien und Stockholm oder lebte bei ihr in Coppet. Ihr Verhältnis war eine schöngeistige, fast kann man sagen litterarische Freundschaft; seine Studien litten dadurch keinen Abbruch; er lernte von ihr sich in elegantem Französisch ausdrücken und unterstützte sie bei der Abfassung ihres Buches de l'Allemagne. Nach dem Kriege, während dessen er im Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden war, lebte er wieder bis zum Tode der Frau von Staël (14. Juli 1817) in Coppet.

Noch eine Freundschaft aus dem Kreise der Romantiker verdient erwähnt zu werden, weil sie etwas Zartes an sich hat: die zwischen L. Tieck und W. H. Wackenroder. Dieser, mit Tieck in demselben Jahre (1773) zu Berlin geboren, war von seinem Vater, einem Geh. Kriegsrat, für das Studium der Rechte bestimmt und nach Erlangen gesandt worden. Um mit ihm zusammenzusein, eilte Tieck auch aus Göttingen dorthin; denn seit dem Gymnasium verband sie eine innige, schwärmerische Freundschaft.*) Gleiche Neigungen, verwandte Anlagen trafen aufeinander. Eine weiche, bescheidene, sinnige Natur, lehnte sich Wackenroder an den begabteren, kecken, lebhafteren Freund an. Tiecks Freunde sind auch die seinigen; auch er verkehrt bei Rambach und Reichardt; sich mit Tiecks Schwester Sophie über den Abwesenden zu unterhalten, mit ihm über Lektüre und Theater zu korrespondieren ist sein höchster Genuß. Mit fast weiblicher Hingebung schließt sich der liebenswürdige, an Lebenserfahrung und Bildung noch unreife Jüngling an den Dichter. Dieser ist in seinen Augen fast ein vollkommener Mensch; seine Briefe enthalten förmliche Liebeserklärungen. Er wird nicht müde, ihm mit Entzücken zu danken, daß er ihm gut geblieben; er sucht ihn über seine Schwermut durch Trost, Ermutigung und liebevolle Vorwürfe zu erheben, und dann tadelt er wieder sich selbst, daß er den Mentor spiele. Er weiß, daß er einen Dichter liebt, und bewundert seine Kühnheit; doch spricht er auch offen seinen Tadel aus über Mißratenes. Und ist auch sein Geschmack noch nicht geläutert, so hat er doch Phantasie und über Versbau, Rhytmus und Wohlklang ein Urteil. Zwar begeistert auch ihn die französische Revolution, aber um die Kriegsereignisse mag er sich nicht kümmern. „Ich bin nun einmal so eingerichtet, daß die ideale Kunstschönheit der Lieblingsgegenstand meines Geistes ist.“ Natürlich verabscheut er die Jurisprudenz ebenso wie den Richterstand. Auch von der Kritik mag er nicht viel wissen — „nur Schaffen bringt uns der

*) R. Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870. Kürschners „Deutsche National-Litt.“ Bd. 145.

Gottheit näher. Es lebe die Kunst! Sie allein erhebt uns über die Erde und macht uns unseres Himmels würdig.“

Und als nun die beiden Freunde in Erlangen zusammentrafen, wie schwelgten sie da in ihrer Liebe, ihrer Begeisterung für Kunst und Natur! Sie lernten die mittelalterlichen Dome kennen; sie sahen Nürnberg, wo früher „die lebendig wimmelnde Schule vaterländischer Kunst“ war; sie machten Streifzüge in's Böhmische, Fränkische, Baireuthische. Sie betrachteten mit süßem Schauer die alten Ritterburgen und lasen mittelalterliche Geschichten und Lieder.

Dann wandten sie sich nach Göttingen. Während Tieck sich mit Shakespeare beschäftigte und eifrig für Nicolai schrieb, versenkte sich Wackenroder in das Wesen der Kunst, die er liebte, ja andachtsvoll verehrte. Wenig zu selbständiger Dichtung befähigt, zeichnete er seine „Herzensergießungen von einem kunstliebenden Klosterbruder“ auf. Durch sie hat er nicht nur seinen Freund, sondern die Denk- und Empfindungsweise der ganzen folgenden Dichtergeneration, ja das Studium der Kunstgeschichte beeinflußt. Fern von aller Systematik, rein aus keuscher Kunstbegeisterung behauptet er, „daß nur aus den zusammenfließenden Strömen von Kunst und Religion sich der schönste Lebensstrom ergieße.“ Daher sehnt er sich nach dem Mittelalter zurück, wo dieses stattfand; Rafael und Dürer sind seine Leuchtsterne. Freilich, wer sich einmal der heiligen Kunst so völlig ergeben, befindet sich in einem traurigen Konflikt zwischen seinem Wollen und Können, zwischen den Forderungen der Wirklichkeit und den Wünschen seines Herzens.

Wackenroder war selbst darin. Vergebens suchte Tieck den Vater zu bestimmen, daß er den Freund von der juristischen Laufbahn entbinde. Ja, dieser durfte nicht einmal wagen, seine „Herzensergießungen“ unter eigenem Namen zu veröffentlichen. Tieck gab sie anonym 1797 heraus. Aber nicht lange überlebte sein Freund diese Freude; er empfand je länger desto mehr den Zwiespalt seines Daseins; zwischen Schmerz und Seligkeit sah er keinen Ausweg. An der Weichheit seines Wesens ging

er zu Grunde. Er hat sich selbst mit einer Äolsharfe verglichen, in welcher der Sturm wühlte — die Saiten zersprangen. Nachdem er schon länger gekränkelt, raffte ihn am 13. Februar 1798 ein Nervenfieber dahin. Sein Freund setzte ihm ein würdiges Denkmal, indem er seine hinterlassenen „Phantasien über die Kunst“ 1799 herausgab. Sehnsuchtsvoll ruft er ihm darin nach:

„Ich würde ohne Dich den Mut verlieren,
So Kunst wie Leben weiter fortzuführen!“

Als Ergänzung dieser romantischen Freundschaften wollen wir wenigstens kurz das Verhältnis der Frau von Krüdener zu Alexander I. erwähnen.*) Juliane v. Vietinghoff, am 11. November 1766 geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung und kam schon als Kind nach Paris, wo sie in den Salons wegen ihres Witzes, ihrer Kenntnisse und ihrer Heiterkeit Bewunderung erregte. Mit 14 Jahren vermählt, folgte sie ihrem Gatten, dem Frhrn. von Krüdener, der Gesandter war, nach Kopenhagen und Venedig. Infolge ihrer Verirrungen wurde ihre Ehe jedoch 1791 getrennt, und sie lebte nun abwechselnd in Paris und Petersburg, erregte durch einen Roman „Valérie“ (1804) Aufsehen und befand sich 1806 in der Umgebung der Königin Luise. Da, in ihrem 40. Jahre, wurde sie durch einen Schuhmacher in Riga bekehrt. Sie gesellte sich zu Jung-Stilling (s. o. S. 195) und dem Grafen Momier Empeytaz und predigte den Armen wie den Reichen das Evangelium. Da sie aber durch ihre Erbauungsstunden Unordnungen anrichtete, wurde sie in Deutschland, der Schweiz und Frankreich ausgewiesen. Sie wandte sich darauf nach Rußland; doch weil sie jetzt für die Griechen auftrat, verwies sie ihr Freund Alexander auch aus

*) Vgl. Brescius und Seiler, „Beiträge z. e. Charakteristik d. Frau v. K.“ Berl. 1818. Eynard, Vie de Mdme de K. Par. 1849. W. Ziethe, Juliane v. K. Berl. 1864.

Gottheit näher. Es lebe die Kunst! Sie allein erhebt uns über die Erde und macht uns unseres Himmels würdig."

Und als nun die beiden Freunde in Erlangen zusammentrafen, wie schwelgten sie da in ihrer Liebe, ihrer Begeisterung für Kunst und Natur! Sie lernten die mittelalterlichen Dome kennen; sie sahen Nürnberg, wo früher „die lebendig wimmelnde Schule vaterländischer Kunst" war; sie machten Streifzüge in's Böhmische, Fränkische, Baireuthische. Sie betrachteten mit süßem Schauer die alten Ritterburgen und lasen mittelalterliche Geschichten und Lieder.

Dann wandten sie sich nach Göttingen. Während Tieck sich mit Shakespeare beschäftigte und eifrig für Nicolai schrieb, versenkte sich Wackenroder in das Wesen der Kunst, die er liebte, ja andachtsvoll verehrte. Wenig zu selbständiger Dichtung befähigt, zeichnete er seine „Herzensergießungen von einem kunstliebenden Klosterbruder" auf. Durch sie hat er nicht nur seinen Freund, sondern die Denk- und Empfindungsweise der ganzen folgenden Dichtergeneration, ja das Studium der Kunstgeschichte beeinflußt. Fern von aller Systematik, rein aus keuscher Kunstbegeisterung behauptet er, „daß nur aus den zusammenfließenden Strömen von Kunst und Religion sich der schönste Lebensstrom ergieße." Daher sehnt er sich nach dem Mittelalter zurück, wo dieses stattfand; Rafael und Dürer sind seine Leuchtsterne. Freilich, wer sich einmal der heiligen Kunst so völlig ergeben, befindet sich in einem traurigen Konflikt zwischen seinem Wollen und Können, zwischen den Forderungen der Wirklichkeit und den Wünschen seines Herzens.

Wackenroder war selbst darin. Vergebens suchte Tieck den Vater zu bestimmen, daß er den Freund von der juristischen Laufbahn entbinde. Ja, dieser durfte nicht einmal wagen, seine „Herzensergießungen" unter eigenem Namen zu veröffentlichen. Tieck gab sie anonym 1797 heraus. Aber nicht lange überlebte sein Freund diese Freude; er empfand je länger desto mehr den Zwiespalt seines Daseins; zwischen Schmerz und Seligkeit sah er keinen Ausweg. An der Weichheit seines Wesens ging

Zu den Freunden der Frau v. Krüdener gehörte auch Max von Schenkendorf (1783—1817). Als Mitglied ihres mystischen Vereins in Königsberg dichtete er fromme Lieder und folgte ihr, als sie nach Karlsruhe ging, wahrscheinlich von Liebe zu Frau Kaufmann Barklay, die er schon früher, ehe sie verwitwet wurde, verehrt hatte. Schenkendorf hat einen lebhaften Sinn für Freundschaft; sein Verkehr mit Karl v. d. Gröben, Graf Ernst Kanitz und Ferd. v. Schrötter war überaus herzlich. Wie rührend feiert „Das Lied von den drei Grafen“ den Heldentod dreier Freunde. Auch Freundinnen hatte Schenkendorf: außer der Krüdener Ida von Auerswald, die er bittet, immer dem Bunde treu zu bleiben, Henriette Gottschalk, die er nach ihrem zu frühen Tode 1810 als „jüngste Heilige“ feiert, und Frau von Jasmund, die er 1816 mit einem scherzhaften Liede begrüßte. Leider ward dieser patriotische, ritterliche Sänger seinen Freunden zu früh entrissen, wie die als Anhang seinen Gedichten beigegebenen Nachrufe bezeugen.

Einen herzlichen Freundschaftsbund bildeten die Schwäbischen Dichter Uhland, Justinus Kerner, Schwab u. a.*) Zwar weniger schwärmerisch, als die phantastischen Romantiker, eher etwas nüchtern, wurden sie doch durch die gemeinsame Liebe zur Poesie verbunden. Schon 1807 fanden sich mehrere Studiosen in Tübingen zusammen, so Uhland, Kerner, Karl Mayer, Heinr. Köstlin, Georg Jäger und Karl Roser, welche sich zur Herausgabe eines handschriftlich erscheinenden Sonntagsblattes vereinigten. Als Uhland 1812 aus Paris zurückkehrte, schloß sich Gustav Schwab, Aug. Köstlin und Aug. Mayer, die jüngeren Brüder der eben Genannten, freundschaftlich ihm an. Auch Paul A. Pfizer und sein Bruder Gustav traten hinzu.

*) Vgl. K. Mayer, „L. Uhland u. s. Freunde u. Zeitgenossen“. Stuttg. 1867. F. Kirchner, Litteratur d. 19. Jahrh. Hdlbg. 1891.

Wie schön nennt sich Schwab in seinem Gedichte „An einen Freund“, Uhlands ältesten Schüler, dem seines Liedes Gewinn gehöre! Im Jahre 1840 machten beide eine Rheinreise. J. Kerners Tochter Marie hat uns ihr Vaterhaus beschrieben,*) in welchem sich oft die alten Freunde zu traulichem Gespräch und poetischem Austausch zusammenfanden. Um seinem lieben Freund Kerner (starb 22. Februar 1862) die letzte Ehre zu erweisen, reiste Uhland trotz strenger Winterkälte nach Weinsberg und zog sich eine Krankheit zu, an der er bald darauf starb (13. November 1862).

In jener Krise der schwäbischen Dichter weilte auch öfter Nikolaus Lenau, dessen tragisches Geschick ihn von Schwermut zum Verfolgungswahnsinn und schließlich zu völliger Umnachtung führte. Zwei Frauengestalten haben auf seine Entwickelung den größten Einfluß gehabt: Emilie Reinbeck und Sophie Kleyle. Ehe er sich 1832 auf seine thörichte Fahrt nach Amerika begab, fand er im Hause der Familie v. Hartmann in Stuttgart herzliche Aufnahme. Durch die Kunst und ihre gemeinsame Begeisterung dafür traten sich Lenau und Emilie näher. Er beschreibt sie folgendermaßen: Ein reizender, üppiger Körper, den aber ein edler Geist beherrscht, daher leichter Gang, Anmut in allen Bewegungen, besonders schön und umfaßlich über den Hüften. Edles, deutsches, frommes Gesicht, tiefe, blaue Augen mit unbeschreiblichem Liebreiz der Brauen, besonders aber ist die Stirn kindlich-fromm-gütig und doch geistig — marsch mit der dummen Beschreibung — sie ist ein sehr liebliches Mädchen!“ Trotzdem wollte er ihr nicht die Hand zur Ehe reichen, sondern ihr lieber entsagen, da er glaubte, sie nicht glücklich machen zu können — derselbe Grund also, der ihn von einer Verbindung

*) Marie Niethammmer, „Mein Vaterhaus“. Stuttg. 1877.

**) Vgl. Biographie v. Schurz 1855. Fr. v. Hohenhausen, „Schöne Geister und schöne Seelen“. G. Karpeles, „Unter Palmen“. Berl. 1871.

Zu den Freunden der Frau v. Krüdener gehörte auch Max von Schenkendorf (1783—1817). Als Mitglied ihres mystischen Vereins in Königsberg dichtete er fromme Lieder und folgte ihr, als sie nach Karlsruhe ging, wahrscheinlich von Liebe zu Frau Kaufmann Barklay, die er schon früher, ehe sie verwitwet wurde, verehrt hatte. Schenkendorf hat einen lebhaften Sinn für Freundschaft; sein Verkehr mit Karl v. d. Gröben, Graf Ernst Kanitz und Ferd. v. Schrötter war überaus herzlich. Wie rührend feiert „Das Lied von den drei Grafen" den Heldentod dreier Freunde. Auch Freundinnen hatte Schenkendorf: außer der Krüdener Ida von Auerswald, die er bittet, immer dem Bunde treu zu bleiben, Henriette Gottschalk, die er nach ihrem zu frühen Tode 1810 als „jüngste Heilige" feiert, und Frau von Jasmund, die er 1816 mit einem scherzhaften Liede begrüßte. Leider ward dieser patriotische, ritterliche Sänger seinen Freunden zu früh entrissen, wie die als Anhang seinen Gedichten beigegebenen Nachrufe bezeugen.

Einen herzlichen Freundschaftsbund bildeten die Schwäbischen Dichter Uhland, Justinus Kerner, Schwab u. a.*) Zwar weniger schwärmerisch, als die phantastischen Romantiker, eher etwas nüchtern, wurden sie doch durch die gemeinsame Liebe zur Poesie verbunden. Schon 1807 fanden sich mehrere Studiosen in Tübingen zusammen, so Uhland, Kerner, Karl Mayer, Heinr. Köstlin, Georg Jäger und Karl Roser, welche sich zur Herausgabe eines handschriftlich erscheinenden Sonntagsblattes vereinigten. Als Uhland 1812 aus Paris zurückkehrte, schloß sich Gustav Schwab, Aug. Köstlin und Aug. Mayer, die jüngeren Brüder der eben Genannten, freundschaftlich ihm an. Auch Paul A. Pfizer und sein Bruder Gustav traten hinzu.

*) Vgl. K. Mayer, „L. Uhland u. s. Freunde u. Zeitgenossen". Stuttg. 1867. F. Kirchner, Litteratur d. 19. Jahrh. Hdlbg. 1891.

An sie sind ferner die Gedichte gerichtet: Zuneigung — Der schwere Abend — Frage nicht — Tod der Trennung — Wunsch.

Sein Verhältnis zu Sophie ist dem Goetheschen zu Frau von Stein vergleichbar. Beide waren Gattin und Mutter, beide hatten einen liebevollen Gemahl, der wenig Eifersucht kannte; beide besaßen zu hohes Pflichtgefühl, um sich von ihm und den Kindern zu trennen; beiden kostete es übrigens auch Kampf. Wie sehr sich Lenau zu Dank verpflichtet fühlte, zeigen die Worte: „Sie haben sich mildernd und versöhnend meinem Leben angeschlossen, und es hat von Ihnen Segnungen empfangen, wie sie nur von den edelsten Naturen ausgehen konnten.“ Als Sophie ihm von der Verheiratung mit der Sängerin Karoline Unger abriet, ist er in Verzweiflung, weil er glaubt, es sei aus Eifersucht geschehen. Er schreibt: „Verstoße ich Karoline, so mache ich sie elend und mich zugleich, denn sie ist es wert, daß ich sie liebe. Entziehen Sie mir Ihr Herz, so geben Sie mir den Tod; sind Sie unglücklich, so will ich sterben. Der Knoten ist geschürzt. Ich wollte, ich wäre schon tot!“ Bald sah er ein, daß sie Recht gehabt, und zog sich von der Sängerin zurück.

Der milde Einfluß seiner Freundin scheint Lenau auch der Religion wieder zugeführt zu haben. Er schreibt (16. Mai 1844): „Sie, teure Freundin, haben mein Herz gebildet. Ich stehe und wachse in Ihrer Freundschaft. Einst scheide ich von dieser Welt mit dem freudigen Bekenntnisse, daß Sie, teure Frau, es waren, die mir den Wurm des Zweifels geknickt und den Sturm des Hasses gestillt, die — an Geist und Herz mächtig, wie wenige ihres Geschlechts — für mich gethan, was jene längst modernde andre teure Frau*) so gern gethan haben würde!“

Die Hast, mit welcher er seinen Ehebund mit Frl. Schmidt betrieb, und die Verschwiegenheit, die er darüber gegen Sophie bewahrte, waren wohl sichre Vorboten seiner Krankheit. Als

*) Seine Mutter, welche schon 1829 starb.

er von Wien schied, sprach die sonst so gefaßte Freundin: „Einer von uns muß wahnsinnig werden.“ Wenige Tage darauf erhielt sie die Kunde, daß Lenau es wirklich geworden war!

Einen überaus unerquicklichen Eindruck macht die Geschichte der Freundschaft zwischen dem Dichter Friedrich Hebbel und Elise Lensing.*)

Die Jugend des am 18. März 1813 zu Wesselburen geborenen Dichters war dürftig und freudlos. Der Vater, ein Maurer, war ernst, treu und wohlmeinend; aber die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen. Die Mutter, eine milde, doch leidenschaftliche Frau, die des Sohnes höhere Begabung ahnte, bewahrte ihn vor dem Schicksal, Maurer zu werden. Die Natur und Geschichte seiner Heimat Dithmarschen, die Bibel und seine lebhafte Phantasie brachten seine poetische Anlage früh zur Entwickelung. Beim Kirchspielvogt Mohr versah er häusliche und Schreiberdienste, bildete sich im Stillen fort und dachte schon daran, Schauspieler zu werden, um nur aus den kleinlichen Verhältnissen herauszukommen, als ihm Amalie Schoppe, in deren „Modeblättern“ einige Gedichte von ihm erschienen, ihm durch Freitische und Unterstützungen 1835 die Übersiedelung nach Hamburg ermöglichte.

Hier lernte er auch Elise Lensing kennen. E. Kuh beginnt die Schilderung dieses Verhältnisses mit den Worten: „Ich möchte selbst ein Dichter sein, nur um dieses Mädchen, die jetzt in sein Leben hineintritt, in ihrer rührenden Opferwilligkeit, in ihrer erschütternden Hilflosigkeit, die den tiefen Frauengestalten eigentümlich ist, würdig ankündigen zu können.“

*) Vgl. E. Kuh, „Fr. Hebbel, ein Lebensbild“. 1877. Ed. Kulke, „Erinnerungen an Fr. Hebbel.“ Wien 1878. — Fr. Hebbels Briefwechsel, herausgegeben v. F. Bamberg. 1890. Derselbe: „Tagebücher F. Hebbels“. 1885. F. Kirchner, Litteratur des 19. Jahrhunderts. Heidelberg 1891.

Schon im 32. Lebensjahre stehend, lebte sie in ärmlichen Verhältnissen mit ihrer kränklichen Mutter von ihrer Hände Arbeit, aber hatte sich durch große Sparsamkeit ein kleines Kapital gesammelt. Um billig zu wohnen, zog Hebbel zu ihr. Sie unterstützte ihn auf alle Weise, und bald verband beide eine tiefe Freundschaft, die an Liebe grenzte. Als er 1836 nach Heidelberg ging, um Jura zu studieren, schrieb er ihr: „Könnte ich jetzt mit Dir in Deinem Kämmerlein sitzen, so läge darin mehr Lebensgenuß, als meine ganze Universitätszeit mir bieten wird! Du bist nicht die Erste an Schönheit und Tugend, aber Du bist in Deiner grenzenlosen Liebe und Hingebung das einzige weibliche Wesen, welches mich noch mit Glück und Freude zusammenknüpfen kann!“ Hier schloß Hebbel einen innigen Freundschaftsbund mit Emil Rousseau aus Ansbach. Als er nach einem Semester München aufsuchte, um Philosophie und Litteratur zu studieren, fühlte er sein Innerstes von den schwersten Kämpfen erschüttert. Schmerzliche Rückblicke auf seine Jugend, Ironie gegen die Unsicherheit seiner Existenz, Zweifel und Verachtung gegen den Wissensdünkel, der Tod seiner Mutter und seines Freundes (1838), vor allem sein Zwiespalt über seine Stellung zu Elise rieben ihn fast auf. Denn obgleich er dieser auf ihren leise angedeuteten Wunsch, durch die Ehe mit ihm verbunden zu werden, schroff erwidert hatte, er könne und wolle sich dieser Schranke nicht fügen, verkehrte er intim mit „Beppi“, der Tochter seines Wirtes. „Mögst Du,“ schreibt er Elisen (19. Dezember 1836), „recht klar und innig fühlen, daß wir uns wiedersehen werden, und daß Du in mir ewig Deinen wärmsten Freund haben wirst, der Dich an seinem höchsten, würdigsten Leben Anteil nehmen läßt und Dir den Blick in die Tiefen seiner Seele freistellt, dafür dann aber auch verlangen darf, daß Du nimmer von ihm forderst, was er als seinem Denken und Empfinden zuwider nicht gewähren kann. Was Deine Zukunft betrifft, so ist sie freilich nicht sicherer, aber jedenfalls ebenso sicher als die meinige, und wenn ich einst etwas habe, so werde ich gewiß nicht vergessen, daß Du mit mir teiltest, als Du hattest. Dies ist mein Männerwort. Das zwischen uns

bestehende Verhältnis ist auf einen sittlichen Felsen, auf gegenseitige Achtung gegründet, trat ein Sinnenrausch dazwischen, so wollen wir dies nicht bedauern, denn es war natürlich, ja bei der Lage der Dinge unvermeidlich, aber noch weniger wollen wirs bedauern, daß er vorüber ist!"

Daß Hebbel übrigens nicht so gefühllos war, wie ihn diese Äußerung erscheinen läßt, beweisen seine Worte über Rousseaus Tod: „Könnte ich ihn aus dem Grabe zurückrufen, kein Preis ist mir zu hoch; aber nichts ist mir geblieben, als ein Grund mehr, das Leben zu verachten und den Tod zu lieben!" — Hätte er nur an Elisen festgehalten; aber während er in „Genoveva" (1840) ihren Seelenadel verkörperte, mußte er in Golos dämonischer Leidenschaft seine eigne Glut für eine neue Geliebte (die hamburger Patriziertochter Emma Schröder) und seinen Verrat an Elisen schildern.

Nachdem er durch Oehlenschläger von König Christian VIII. 1842 ein Reisestipendium auf zwei Jahre erhalten hatte, reiste er über Havre nach Paris, wo er in Felix Bamberg einen begeisterten Freund gewann, der ihn folgendermaßen*) schildert: „Hebbel war schlank und ziemlich hoch von Gestalt; sein Gliederbau schien auf Unkosten des Kopfes zu zart ausgefallen und nur dazu da, diesen Kopf zu tragen; unter der hohen, wie in durchsichtigem Marmor gemeißelten Stirn leuchteten die blauen Augen, mild bei ruhigem Gespräche, bei erregtem feuchteten sie sich dunkel glänzend an; Nase und Mund deuteten auf Sinnlichkeit; die etwas bleichen, zart geröteten Wangen gaben dem durch ein starkes Kinn männlich abgeschlossenen Gesichte eine gewisse Breite, und wenn man ihn ansah, hatte man stets den Eindruck, ins Helle zu schauen. Er hatte eine adlige Künstlerhand und eine seelenvolle Stimme, die sich, je nach dem Gehalt seiner Rede, vom Gefälligen bis zum Gewaltigen steigern konnte."

Seine Briefe aus Paris erkennen wiederholt an, wieviel er Elisen verdanke; in sein Tagebuch vermerkt er: „Sie ist die letzte, die mir die Welt erträglich macht"; er verspricht ihr, sich

*) In der „Allg. deutschen Biogr." XI, 1880.

Gottheit näher. Es lebe die Kunst! Sie allein erhebt uns über die Erde und macht uns unseres Himmels würdig."

Und als nun die beiden Freunde in Erlangen zusammentrafen, wie schwelgten sie da in ihrer Liebe, ihrer Begeisterung für Kunst und Natur! Sie lernten die mittelalterlichen Dome kennen; sie sahen Nürnberg, wo früher „die lebendig wimmelnde Schule vaterländischer Kunst" war; sie machten Streifzüge in's Böhmische, Fränkische, Baireuthische. Sie betrachteten mit süßem Schauer die alten Ritterburgen und lasen mittelalterliche Geschichten und Lieder.

Dann wandten sie sich nach Göttingen. Während Tieck sich mit Shakespeare beschäftigte und eifrig für Nicolai schrieb, versenkte sich Wackenroder in das Wesen der Kunst, die er liebte, ja andachtsvoll verehrte. Wenig zu selbständiger Dichtung befähigt, zeichnete er seine „Herzensergießungen von einem kunstliebenden Klosterbruder" auf. Durch sie hat er nicht nur seinen Freund, sondern die Denk- und Empfindungsweise der ganzen folgenden Dichtergeneration, ja das Studium der Kunstgeschichte beeinflußt. Fern von aller Systematik, rein aus keuscher Kunstbegeisterung behauptet er, „daß nur aus den zusammenfließenden Strömen von Kunst und Religion sich der schönste Lebensstrom ergieße." Daher sehnt er sich nach dem Mittelalter zurück, wo dieses stattfand; Rafael und Dürer sind seine Leuchtsterne. Freilich, wer sich einmal der heiligen Kunst so völlig ergeben, befindet sich in einem traurigen Konflikt zwischen seinem Wollen und Können, zwischen den Forderungen der Wirklichkeit und den Wünschen seines Herzens.

Wackenroder war selbst darin. Vergebens suchte Tieck den Vater zu bestimmen, daß er den Freund von der juristischen Laufbahn entbinde. Ja, dieser durfte nicht einmal wagen, seine „Herzensergießungen" unter eigenem Namen zu veröffentlichen. Tieck gab sie anonym 1797 heraus. Aber nicht lange überlebte sein Freund diese Freude; er empfand je länger desto mehr den Zwiespalt seines Daseins; zwischen Schmerz und Seligkeit sah er keinen Ausweg. An der Weichheit seines Wesens ging

er zu Grunde. Er hat sich selbst mit einer Äolsharfe verglichen, in welcher der Sturm wühlte — die Saiten zersprangen. Nachdem er schon länger gekränkelt, raffte ihn am 13. Februar 1798 ein Nervenfieber dahin. Sein Freund setzte ihm ein würdiges Denkmal, indem er seine hinterlassenen „Phantasien über die Kunst“ 1799 herausgab. Sehnsuchtsvoll ruft er ihm darin nach:

„Ich würde ohne Dich den Mut verlieren,
So Kunst wie Leben weiter fortzuführen!“

Als Ergänzung dieser romantischen Freundschaften wollen wir wenigstens kurz das Verhältnis der Frau von Krüdener zu Alexander I. erwähnen.*) Juliane v. Vietinghoff, am 11. November 1766 geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung und kam schon als Kind nach Paris, wo sie in den Salons wegen ihres Witzes, ihrer Kenntnisse und ihrer Heiterkeit Bewunderung erregte. Mit 14 Jahren vermählt, folgte sie ihrem Gatten, dem Frhrn. von Krüdener, der Gesandter war, nach Kopenhagen und Venedig. Infolge ihrer Verirrungen wurde ihre Ehe jedoch 1791 getrennt, und sie lebte nun abwechselnd in Paris und Petersburg, erregte durch einen Roman „Valérie“ (1804) Aufsehen und befand sich 1806 in der Umgebung der Königin Luise. Da, in ihrem 40. Jahre, wurde sie durch einen Schuhmacher in Riga bekehrt. Sie gesellte sich zu Jung-Stilling (s. o. S. 195) und dem Grafen Momier Empeytaz und predigte den Armen wie den Reichen das Evangelium. Da sie aber durch ihre Erbauungsstunden Unordnungen anrichtete, wurde sie in Deutschland, der Schweiz und Frankreich ausgewiesen. Sie wandte sich darauf nach Rußland; doch weil sie jetzt für die Griechen auftrat, verwies sie ihr Freund Alexander auch aus

*) Vgl. Brescius und Seiler, „Beiträge z. e. Charakteristik d. Frau v. K.“ Berl. 1818. Eynard, Vie de Mdme de K. Par. 1849. W. Ziethe, Juliane v. K. Berl. 1864.

Petersburg. Sie starb in der Krim, wo sie eine Kolonie nach ihrem Sinne gründen wollte, am 13. Dezember 1824.

Kaiser Alexander I. lernte sie 1815 in Heilbronn kennen; sie trat ihm mit erschütterndem Ernst entgegen. Er nahm sie und ihre Bußpredigt wie von Gott gesandt auf und hielt häufig mit ihr Zusammenkünfte. Sie folgte ihm auch nach Paris und hielt dort eifrig Gebetsversammlungen, an denen der Kaiser täglich teilnahm. Ihr Einfluß auf ihn war so groß, daß er ihr die Statuten jenes Bundes, den sie „Heilige Allianz“ taufte, zur Durchsicht gab. Sie verkündigte ihm das Nahen des Weltgerichts. „Eine große Epoche rückt heran: alles wird umgewälzt werden, Schulen, Wissenschaften, Staaten, Throne .... Die Zeit ist gekommen, wo alles, was Fleisch ist, umkommen wird .... Es ist keine Zeit zu verlieren, der Herr ist nahe und sein Gericht mit ihm!“ Sie berief sich, zur Legitimation ihrer Bußpredigt, auf ihre Wunder und Weissagungen. Schon acht Monate, bevor Alexander zu ihr kam, „wußte sie, daß ihr der Herr die Freude schenken würde, ihn zu sehen.“ Sie behauptete, 1300 Mann mit neun Broten gespeist zu haben. Ihre Habe gab sie den Armen, und als sie der Kaiser eines Tages in ihrem Bauernhäuschen am Neckar besuchte, empfing sie ihn lächelnd: „Ich habe auch meine Leibgarde, Majestät, das sind die 3 Kühe am Eingang meines Hauses!“ Obgleich sie den größten Teil ihrer Renten durch den Krieg verlor, benutzte sie doch des Kaisers innige Freundschaft zu ihr nicht, um ihn zur Vermehrung ihrer Einkünfte zu veranlassen. Oft war sie in Not, aber stets widerfuhr ihr ungeahnte Hilfe. Mit den Ärmsten verkehrte sie wie mit ihresgleichen, und selbst ansteckende Krankheiten und ekelhafte Leiden schreckten sie nicht. Ihre Ansprachen waren voll Geist und Leben, Kenntnis des menschlichen Herzens und Popularität. Erst als sie sich durch sozialistische und schwärmerische Äußerungen verdächtig gemacht hatte, zog sich Alexander von ihr zurück.

Zu den Freunden der Frau v. Krüdener gehörte auch Max von Schenkendorf (1783—1817). Als Mitglied ihres mystischen Vereins in Königsberg dichtete er fromme Lieder und folgte ihr, als sie nach Karlsruhe ging, wahrscheinlich von Liebe zu Frau Kaufmann Barklay, die er schon früher, ehe sie verwitwet wurde, verehrt hatte. Schenkendorf hat einen lebhaften Sinn für Freundschaft; sein Verkehr mit Karl v. d. Gröben, Graf Ernst Kanitz und Ferd. v. Schrötter war überaus herzlich. Wie rührend feiert „Das Lied von den drei Grafen" den Heldentod dreier Freunde. Auch Freundinnen hatte Schenkendorf: außer der Krüdener Ida von Auerswald, die er bittet, immer dem Bunde treu zu bleiben, Henriette Gottschalk, die er nach ihrem zu frühen Tode 1810 als „jüngste Heilige" feiert, und Frau von Jasmund, die er 1816 mit einem scherzhaften Liede begrüßte. Leider ward dieser patriotische, ritterliche Sänger seinen Freunden zu früh entrissen, wie die als Anhang seinen Gedichten beigegebenen Nachrufe bezeugen.

Einen herzlichen Freundschaftsbund bildeten die Schwäbischen Dichter Uhland, Justinus Kerner, Schwab u. a.*) Zwar weniger schwärmerisch, als die phantastischen Romantiker, eher etwas nüchtern, wurden sie doch durch die gemeinsame Liebe zur Poesie verbunden. Schon 1807 fanden sich mehrere Studiosen in Tübingen zusammen, so Uhland, Kerner, Karl Mayer, Heinr. Köstlin, Georg Jäger und Karl Roser, welche sich zur Herausgabe eines handschriftlich erscheinenden Sonntagsblattes vereinigten. Als Uhland 1812 aus Paris zurückkehrte, schloß sich Gustav Schwab, Aug. Köstlin und Aug. Mayer, die jüngeren Brüder der eben Genannten, freundschaftlich ihm an. Auch Paul A. Pfizer und sein Bruder Gustav traten hinzu.

*) Vgl. K. Mayer, „L. Uhland u. s. Freunde u. Zeitgenossen". Stuttg. 1867. F. Kirchner, Litteratur d. 19. Jahrh. Hdlbg. 1891.

Wie schön nennt sich Schwab in seinem Gedichte „An einen Freund“, Uhlands ältesten Schüler, dem seines Liedes Gewinn gehöre! Im Jahre 1840 machten beide eine Rheinreise. J. Kerners Tochter Marie hat uns ihr Vaterhaus beschrieben,*) in welchem sich oft die alten Freunde zu traulichem Gespräch und poetischem Austausch zusammenfanden. Um seinem lieben Freund Kerner (starb 22. Februar 1862) die letzte Ehre zu erweisen, reiste Uhland trotz strenger Winterkälte nach Weinsberg und zog sich eine Krankheit zu, an der er bald darauf starb (13. November 1862).

In jener Krise der schwäbischen Dichter weilte auch öfter Nikolaus Lenau, dessen tragisches Geschick ihn von Schwermut zum Verfolgungswahnsinn und schließlich zu völliger Umnachtung führte. Zwei Frauengestalten haben auf seine Entwickelung den größten Einfluß gehabt: Emilie Reinbeck und Sophie Kleyle. Ehe er sich 1832 auf seine thörichte Fahrt nach Amerika begab, fand er im Hause der Familie v. Hartmann in Stuttgart herzliche Aufnahme. Durch die Kunst und ihre gemeinsame Begeisterung dafür traten sich Lenau und Emilie näher. Er beschreibt sie folgendermaßen: Ein reizender, üppiger Körper, den aber ein edler Geist beherrscht, daher leichter Gang, Anmut in allen Bewegungen, besonders schön und umfaßlich über den Hüften. Edles, deutsches, frommes Gesicht, tiefe, blaue Augen mit unbeschreiblichem Liebreiz der Brauen, besonders aber ist die Stirn kindlich-fromm-gütig und doch geistig — marsch mit der dummen Beschreibung — sie ist ein sehr liebliches Mädchen!“ Trotzdem wollte er ihr nicht die Hand zur Ehe reichen, sondern ihr lieber entsagen, da er glaubte, sie nicht glücklich machen zu können — derselbe Grund also, der ihn von einer Verbindung

*) Marie Niethammmer, „Mein Vaterhaus“. Stuttg. 1877.

**) Vgl. Biographie v. Schurz 1855. Fr. v. Hohenhausen, „Schöne Geister und schöne Seelen“. G. Karpeles, „Unter Palmen“. Berl. 1871.

Eine Freundschaft, die auf Ähnlichkeit der Charaktere, Ansichten und Schicksale gegründet war, tritt uns in Shelley und Byron entgegen.

Percy Bysshe Shelley (1792—1822) besuchte als der Sohn einer altadligen Familie die Gelehrtenschule zu Eton, wo er bei seiner schwächlichen Gesundheit viel von der Roheit der Lehrer und Schüler zu leiden hatte; dadurch erwachte sein Widerwille gegen alle Gewalt und der Wunsch, sein Leben der Verteidigung der Schwachen zu weihen. Erst 16 Jahre alt, veröffentlichte er zwei Romane, wurde aber wegen seiner irreligiösen Ansichten von der Schule verwiesen. Auf der Universität Oxford, wo er sich dem Studium Spinozas, Rousseaus, Humes und anderer radikaler Schriftsteller hingab, schrieb er (1809) „A defense of atheism", bekannte sich offen als Republikaner und Atheist und ward deshalb von der Universität verwiesen. Sogar sein Vater sagte sich von ihm los. Nun dichtete er „Queen Mab." (1810), worin er seine Ideale der Vervollkommnung des Menschengeschlechts niederlegte. Seine Ehe mit der aus der Pension entführten Miß Harriet Westbrook war so unglücklich, daß sie schon nach drei Jahren wieder gelöst wurde; die junge Frau nahm sich das Leben. Der Kanzler aber entzog Shelley die Vormundschaft über seine beiden Kinder wegen „Atheismus und Immoralität". Nach einer Reise auf dem Kontinent beschäftigte er sich in London mit medizinischen Studien, stets von der Regierung angefochten. Mit seiner zweiten Gattin, Mary Godwin, ging er an den Genfer See, wo er ein Landhaus bezog und mit Lord Byron innige Freundschaft schloß. Ebenso lebte er mit diesem seit 1818 in herzlichem Verkehr in Italien. Auf einer Fahrt nach Livorno, am 8. Juli 1822, schlug das Boot um und Shelley ertrank.*) Byron ließ ihn feierlich verbrennen und seine Asche bei der Pyramide des Cestius in Rom beisetzen. Shelleys Dichtungen sind durch Tiefe

*) Vgl. Biographien von Hogg 1858 und Middleton 1858 und Trelowney, Recollections of Shelley and Byron 1858.

des Gedankens, Wärme der Empfindung und Kraft der Darstellung ausgezeichnet.*)

Es ist erklärlich, daß sich mit solchem Manne Lord Byron (1788—1824) eng befreundete. War doch auch in ihm durch die Gewaltthätigkeit seiner Mutter und den Hohn seiner Mitschüler (er hatte einen Klumpfuß) ein stolzer Trotz entstanden. Auch er hatte sich von seiner Gattin, Anna Isabella Milbank, scheiden lassen. Auch ihn hatte die Mißhandlung, die er von seinen Landsleuten erfahren mußte, gegen sein Vaterland verbittert. Und auch seine herrlichen Schöpfungen tragen dieselbe Begeisterung für Freiheit und Menschlichkeit zur Schau, wie Shelleys.**)

Erst lange nach ihrem tragischen Ende hat England einzusehen begonnen, was für geniale Dichter es von sich gestoßen hatte.

Hieran wollen wir noch eine Poetenfreundschaft anschließen: Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking.***) Jene, am 10. Januar 1797 bei Münster auf ihres Vaters Edelsitz geboren, genoß eine so strenge Erziehung, daß sie erst 1825 zum ersten Mal in die städtische Gesellschaft eingeführt wurde. Ihre Mutter erweckte in ihr eine Abneigung gegen das Heiraten, ja nötigte sie sogar zur Auflösung einer später geschlossenen Verlobung. In Bonn lernte sie K. Simrock und Johanna Schopenhauer, die geistvolle Mutter des Philosophen, kennen; die Bekanntschaft mit Katharina Schücking, einer damals gefeierten Schriftstellerin, gab ihrem tiefen Bedürfnis nach Freundschaft Nahrung. Zahlreiche warm empfundene Gedichte Annettens

*) Ausgabe seiner Werke von Formon 1876. Auswahl übersetzt von Strodtmann 1866.

**) Biographie von Elze 1870. Seine Werke übersetzt von Gildemeister 1866.

***) Vgl. Hüffer, A. v. Droste 1887. Fr. v. Hohenhausen, „Schöne Geister und schöne Seelen“.

handeln von der Freundschaft, von der Liebe fast keins. Katharina Schücking, welche nach mancherlei Kümmernissen in jugendlichem Alter starb, hinterließ Annetten, gleichsam als ihr Vermächtnis, Levin, ihren ältesten Sohn (1814—1883). Sie wendete ihm ihre mütterliche Teilnahme und Freundschaft zu, verschaffte ihm eine lehrreiche Beschäftigung in der Bibliothek ihres berühmten Schwagers, Jos. v. Laßberg, auf Meersburg, und siedelte bald nach dem Tode ihres Vaters selbst dorthin über.

Um die Wette dichteten hier die befreundeten Seelen, ja ihre Gedichte aus dieser Zeit zeigen vielfach eine überraschende Aehnlichkeit. Was Wunder, daß Levin daran dachte, die zwar 17 Jahre ältere, aber ihm so teure Freundin zu heiraten — aber ihr klarer, sicherer Takt lehnte seinen Antrag ab. Zuerst schmollte er Annetten, bald aber sah er ein, daß sie Recht hatte, zumal er, durch einen Briefwechsel mit einer anonymen Dame, seine schöne, geistvolle Braut, Luise von Gall, kennen lernte, mit der er eine glückliche Ehe schloß. Nicht lange darauf (1848) starb seine Jugendfreundin, der er später selbst ein pietätvolles Denkmal gesetzt hat.*) Unzweifelhaft gehört sie zu den wenigen wirklichen Dichterinnen. Sie verband scheinbar sich widersprechende Anlagen: lyrische Kraft, die Tiefe eines echt weiblichen Gemütes, die ganze Herzensweiche einer poetischen Seele und dabei dennoch den skeptisch grübelnden Wissensdrang, die kühle Kritik, das geniale Urteil über Menschen und Dinge, wie man sie sonst nur bei Männern findet.

Eine ebenso ideale Freundschaft bestand zwischen den beiden Dichtern Robert Hamerling (1830—1889) und Albert Möser (geb. 1815), welche sich zwar nie persönlich begrüßt, aber etwa 24 Jahre herzlich durch Briefe verkehrt haben.**)

*) Levin Schücking, Annette v. Droste-Hülshoff 1862.

**) Vgl. A. Möser, Meine Beziehungen zu R. Hamerling. Berlin 1890.

Ein eigenartiges, überaus erfreuliches Verhältnis sei noch erwähnt, wo nämlich aus Brüdern Freunde werden. Dies pflegt besonders bei Gelehrten vorzukommen, welche entweder neidlos dasselbe Gebiet oder, einander ergänzend, verschiedene bearbeiten. Solche Brüderpaare sind die Grafen Christian und Friedrich von Stolberg, Mitglieder des Hainbundes, Wilhelm und Alexander von Humboldt, jener Sprach-, dieser Naturforscher, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, die Romantiker, Jakob und Wilhelm Grimm, die Germanisten, Eduard Antoine und Jules Alfred de Goncourt, die gemeinschaftlich kulturgeschichtliche Werke und Romane verfaßten.

Es ist interessant, zum Schluß die Ansicht desjenigen Philosophen über die Freundschaft zu hören, welcher heutzutage wohl die meisten Anhänger zählt, wir meinen Arthur Schopenhauer.*)

Die Freundschaft, meint er**), ist immer Mischung von Selbstsucht und Mitleid; erstere liegt im Wohlgefallen an der Gegenwart des Freundes, dessen Individualität der unsrigen entspricht, und sie macht fast immer den größten Teil aus: Mitleid zeigt sich in der aufrichtigen Teilnahme an seinem Wohl und Wehe und den uneigennützigen Opfern, die man diesem bringt. — Wahre, echte Freundschaft setzt eine starke, rein objektive und völlig uninteressierte Teilnahme am Wohl und Wehe des andern voraus, und diese wieder ein wirkliches Sich mit dem Freunde Identifizieren. Dem steht der Egoismus der menschlichen Natur so sehr entgegen, daß wahre Freundschaft zu den Dingen gehört, von denen man, wie von den kolossalen

*) Vgl. R. Köber, Die Philosophie Schopenhauers. Hdlbg. 1888. F. Kirchner, Grundprinzip des Weltprozesses. S. 267 f. Köthen 1882.

**) Schopenhauer, Die Welt als Wille u. Vorstellung, I, 444.

Seeschlangen, nicht weiß, ob sie fabelhaft sind oder wirklich existieren! Indessen giebt es mancherlei, in der Hauptsache freilich auf versteckten egoistischen Motiven der mannigfaltigsten Art beruhende Verbindungen zwischen Menschen, welche dennoch mit einem Gran jener wahren Freundschaft versetzt sind, wodurch sie so veredelt werden, daß sie in dieser unvollkommenen Welt mit einigem Fug den Namen Freundschaft führen können." *)

Wir sehen, Schopenhauer widerspricht sich hier in einem Atem. Erst sagt er, die Freundschaft sei stets eine Mischung von Selbstsucht und Mitleid, dann sei sie völlig uninteressierte, d. h. selbstlose, Teilnahme am Freunde; erst soll das Mitleid, d. h. die Teilnahme an des Freundes Leiden das Wesen der Freundschaft sein, dann ist es die Teilnahme an seinem Wohl und Wehe. Ferner kann es nicht logisch richtig sein, das Mitleid in den uneigennützigen Opfern zu finden, die man dem Freunde bringt. Und wahre Freundschaft hält unser Philosoph für eine Fabel!

„Bei den Alten," sagt er an einer anderen Stelle**), „ist die Freundschaft ein Hauptkapitel der Moral. Aber sie ist eine bloße Eingeschränktheit und Einseitigkeit, die Beschränkung desjenigen auf ein Individuum, was der ganzen Menschheit gebührt, des Wiedererkennens seines Wesens im andern, höchstens ist sie ein Kompromiß zwischen diesem und jenem Egoismus." — Was soll das heißen — die Freundschaft sei eine Einseitigkeit? Man kann ja mehrere Freunde haben! Und beruht nicht jene Einseitigkeit, wenn sie vorhanden sein sollte, auf dem individuellen menschlichen Wesen? Man liebt das weibliche Geschlecht, aber heiratet nur eine.

Den Wert eines treuen Freundes erkennt Schopenhauer übrigens doch an: „Wegen der Verunreinigung fast aller Erkenntnisse und Urteile des Intellekts durch die subjektiven Interessen des Willens ist es uns, namentlich in uns wichtigen

*) Parerga I, 488.

**) „Aus A. Schopenhauers handschriftl. Nachlaß." S. 402.

persönlichen Angelegenheiten, wo das Interesse bald als Furcht, bald als Hoffnung jeden Schritt des Intellekts verfälscht, fast unmöglich, klar zu sehen und das Richtige zu treffen. Deshalb ist, unter sehr erregenden Umständen, ein treuer und aufrichtiger Freund von unschätzbarem Werte; weil er, selbst unbeteiligt, die Dinge sieht, wie sie sind, während sie unsern Blicken durch die Gaukelei der Leidenschaft verfälscht sich darstellen.*)

Freilich fürchten wir, daß der Intellekt auch des Freundes „verunreinigt“ sei, und sich sein Blick durch die versteckten egoistischen Motive verfälschen werde.

„Die Echtheit eines Freundes zu erproben, hat man nächst den Fällen, wo man ernstlicher Hilfe und bedeutender Opfer bedarf, die beste Gelegenheit in dem Augenblick, wo man ihm ein Unglück, davon man soeben betroffen worden, berichtet. Alsdann nämlich malt sich in seinen Zügen entweder wahre, innige, unvermischte Betrübnis, oder aber sie bestätigen, durch ihre gefaßte Ruhe oder einen flüchtigen Nebenzug, Rochefoucaulds Wort, daß selbst in dem Unglück unserer Freunde etwas ist, was uns nicht mißfällt. Die gewöhnlichen sogenannten Freunde vermögen bei solchen Gelegenheiten oft kaum das Zucken zu einem leisen wohlgefälligen Lächeln zu unterdrücken.“ **)

Hier hat Schopenhauer einen von Rochefoucaulds hingeworfenen Gedanken durch Übertreibung verfälscht.

„Entfernung und lange Abwesenheit,“ sagt er***), „thun jeder Freundschaft Eintrag, so ungern man es gesteht. Denn Menschen, die wir nicht sehen, wären sie auch unsere geliebtesten Freunde, trocknen im Laufe der Jahre allmählich zu abstrakten Begriffen auf, wodurch unsere Teilnahme an ihnen mehr und mehr eine blos vernünftige, ja traditionelle wird; die lebhafte und tiefgefühlte bleibt denen vorbehalten, die wir vor Augen haben. So sinnlich ist die menschliche Natur!“

---

*) Parerga II, 69.
**) Parerga I, 488.
***) Parerga I, 489.

Die Menge der Freunde hält Schopenhauer keineswegs für einen Maßstab des Wertes, den ein Mensch hat. Im Gegenteil meint er, daß Menschen von vielem Wert und Verdienst nur wenige Freunde haben können.*)

Freundschaft und Geschlechtsliebe, denkt unser Philosoph, schließen sich nicht immer ein. „Weil die verliebte Leidenschaft sich eigentlich um das zu Erzeugende und dessen Eigenschaften dreht, kann zwischen zwei jungen Leuten verschiedenen Geschlechts, vermöge der Übereinstimmung ihrer Gesinnung, ihres Charakters, ihrer Geistesrichtung, Freundschaft bestehen, ohne daß Geschlechtsliebe sich einmischte; ja sogar kann in dieser Hinsicht eine gewisse Abneigung zwischen ihnen vorhanden sein." **) Nach den zahlreichen, von uns geschilderten Verhältnissen zwischen Männern und Frauen werden wir das Gegenteil annehmen müssen. Stets mischt sich etwas von Geschlechtsliebe hinein, je mehr aber die geistige Verwandtschaft, die platonische Liebe, überwiegt, desto mehr wird jene zur Freundschaft verklärt.

Schopenhauer selbst hatte wenig Sinn für Freundschaft; seine einseitige Auffassung der Menschen, sein Hochmut, ein Genie zu sein, und seine Selbstsucht machten ihn zum Menschenfeinde. Seine Liebe war auf den Hund gekommen! Den Hund hält er für treuer als die Menschen,***) er ist des Menschen einziger Freund; †) — „wer nie einen Hund gehalten hat," sagt er mit dem Spanier Larra, „weiß nicht, was lieben und geliebt sein ist. ††) An den intellektuellen und moralischen Eigenschaften der Hunde würde man fast allemal Freude und Befriedigung erleben. †††) „Woran sollte man sich von der endlosen Verstellung, Falschheit und Heimtücke der Menschen erholen,

*) Vgl. „A. Schopenhauer: Von ihm, über ihn." S. 257.
**) „Welt als Wille und Vorstellung" II, 613.
***) „Die beiden Grundprobleme der Ethik", S. 240. 2. Aufl.
†) „Welt als Wille und Vorstellung" II, 108.
††) Parerga I, 79.
†††) Parerga II, 88.

wenn die Hunde nicht wären, in deren ehrliches Gesicht man ohne Mißtrauen schauen kann?" *) Der Hund ist der alleinige wahre Gefährte und treueste Freund des Menschen!" **) Auf seinen Pudel hat Schopenhauer 1845 sogar Verse gemacht, nämlich eine Antistrophe zu Goethes 73. Venetianischem Epigramm:

„Wundern darf es mich nicht, daß manche die Hunde verleumden,
Denn es beschämet zu oft leider den Menschen der Hund!"

Wir brauchen kein Wort weiter hinzuzufügen.

Wir aber, nachdem wir eine solche Reihe inniger Freundschaften betrachtet haben, empfinden gewiß alle den Wunsch, auch einen echten Freund zu haben oder, wenn wir ihn schon besitzen, ihn zu behalten. —

Ein Herz, das mich von Herzen liebt,
Getreu mein ganzes Sein umfaßt,
Das sich mir ganz zu eigen giebt,
Dasselbe liebt, dasselbe haßt;
Das froh vereint mit mir den Streit
Auskämpft mit Lüge, Wahn und Welt,
Das fest mit mir in Ewigkeit
Durch Not und Tod zusammenhält —
Herr, laß solch Herz mich finden! ***)

*) Parerga II, 225.
**) Parerga II, 403 Anmerkung. Nachlaß 349.
***) Vgl. meine Gedichte S. 244. 2. Aufl. Köthen 1878.

Anhang.

Sentenzen über die Freundschaft.

Bibel.

Trachte nicht Böses wider deinen Freund!

Sprüche 3, 29.

*

Ein Freund liebet allezeit, und ein Bruder wird in der Not erfunden. Sprüche 17, 17.

*

Ein Freund ist lieblich um Rats willen der Seelen.

Sprüche 27, 9.

*

Laß dich nicht bewegen, daß du deinem Freunde gram werdest. Sirach 6, 1.

*

Ein treuer Freund ist ein starker Schutz. Sirach 6, 14.

*

Ein treuer Freund ist mit keinem Gelde noch Gute zu bezahlen; er ist ein Trost des Lebens. Sirach 6, 15. 16.

*

Stifte nicht Lügen wider deinen Freund. Sirach 7, 13.

*

Bleibe treu deinem Freunde in seiner Armut.

Sirach 22, 28.

*

Wer Heimlichkeit offenbart, wird nimmermehr einen treuen Freund bekommen. Sirach 27, 17.

*

Halte deinen Freund wert und halte ihm Glauben.

Sirach 27, 18.

Wenn Freunde einander feind werden, so bleibt der Gram bis in den Tod. Sirach 37, 2.

*

Vergiß deines Freundes nicht, wenn du fröhlich bist.
Sirach 37, 6.

*

Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben läßt für seine Freunde. Johannes 15, 13.

Morgenländische Sprüche.

Wer wohlgefällig andrer Fehler vor dir aufgezählt,
Sei sicher, daß er deine Fehler andern gern erzählt.
Sadi's Rosengarten, übersetzt von Graf.

*

Prüf' einen neuen Freund nach seinen Geistesgaben:
Viel besser weise Feind' als dumme Freunde haben.
Kalif Ali (deutsch von Tscherning).

*

Dem Unbeständ'gen gieb nicht deiner Freundschaft Hand,
Zur Freundschaft passet nur, was treu und von Bestand.
Sadi's Rosengarten.

*

Den Freunden mußt, Verständ'ger, du entsagen,
Die sich mit deinen Feinden wohl vertragen.
Sadi's Rosengarten.

*

O unglückselig ist, wer Menschen quält,
Weil es im Unglück ihm an Freunden fehlt.
Sadi's Rosengarten S. 203.

*

Gieb deinem Freund in etwas nach! Ein Edler mag in Fällen,
Wo ihn der andre täuschen will, auch wohl getäuscht sich stellen!
Hamasa, übersetzt von Rückert II, S. 48.

Sechs Dinge sind, woran man einen Narren kennet:
Wenn er vergeblich redt, um nichts vor Zorn entbrennet,
Sich ändert ohne Not, was ihn nichts angeht, fragt,
Nicht, wer sein Freund, erkennt und glaubt, was jeder sagt.

Aus dem Arabischen von Olearius.

*

Hältst du es für Witz, den vertrauenden Freund zu betrügen?
Wer den andern im Schlaf mordete, ist er ein Held?

Herder, Blumenlese aus morgenländischen Dichtern.

*

Auch den vertrautesten Freund verschone mit deinem Geheimnis:
Forderst du Treue von ihm, die du dir selber versagst?

Herder, Blumenlese aus morgenländischen Dichtern.

*

Wie der Schatten früh am Morgen,
Ist die Freundschaft mit dem Bösen:
Stund' auf Stunde nimmt sie ab.
Aber Freundschaft mit dem Guten
Wächset wie der Abendschatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

Sprüche des Bhartrihari (Bohlen).

*

Wer Unrecht zu entfernen strebt
Und für das Wohl des andern lebt,
Wer das Geheime treu bewahrt
Und jede Tugend offenbart;
Wer an des Freundes Seite weilt
Und Freud' und Kummer mit ihm teilt,
Wer wohlthut mit verborgner Hand —
Ein solcher Freund wird echt genannt.

Sprüche des Bhartrihari (Bohlen).

Homer.

Wenig geziemt dir's,
Daß du ihn liebst; du möchtest in Haß die Liebe verwandeln.
Besser, daß du mir den kränkst, der mich selber gekränket!
Ilias 9, 613.

*

Lieber Sohn, an Geburt ist zwar erhabner Achilleus,
Älter dafür bist du, doch ihm ward größere Stärke;
Aber du hilf ihm treulich mit Rat und kluger Erinnerung
Und sei Lenker dem Freund, er hilft dir gerne zum Guten.
Ilias 11, 786.

*

Wirkt doch vereinigte Kraft auch selbst von schwächern Männern.
Ilias 13, 237.

*

Gut immer ist redliche Warnung des Freundes.
Ilias 15, 404.

*

Unser Freund Patroklos, den nie ich werde vergessen,
Wenn man auch der Toten vergißt in Aïdes' Wohnung.
Ilias 22, 387.

*

Daß du mit froherem Mut heimkehrst und zu dem Schiffe
Bringest ein Ehrengeschenk, ein schönes, köstliches Kleinod
Zum Andenken von mir, wie Freunden Freunde verehren.
Odyssee I, 310.

*

Nichts ist besser und wünschenswerter auf Erden,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten, den Feinden ein kränkender Anblick,
Aber Wonne den Freunden; und mehr noch genießen sie selber.
Odyssee 6, 182 ff.

*

Wahrlich, vernunftlos ist und keines Wortes der Fremdling,
Welcher im fernen Lande den Freund, der ihn speiset und herbergt,
Zum Weltkampfe beruft, er opfert sein eigenes Wohl hin.
Odyssee 8, 209.

Elende Sicherheit giebt Elenden selber die Bürgschaft.
Odyssee 8, 351.

*

Lieb wie ein Bruder ist ein hilfeflehender Fremdling
Jedem Manne, des Herz auch nur ein wenig empfindet.
Odyssee 8, 546.

*

Welcher Mann, dem Recht und Billigkeit obliegt,
Hätte das Herz, sich eher mit Trank und Speise zu laben,
Eh' er die Freunde gerettet und selbst mit Augen gesehen?
Odyssee 10, 383.

*

Es erinnert sich ein Gast zeitlebens des Mannes,
Welcher in fernem Lande mit Lieb' und Freundschaft ihn aufnahm.
Odyssee 15, 54.

*

Ich table selber den Gastfreund,
Dessen Höflichkeit uns und überzärtliche Freundschaft
Plagende Feindschaft wird. Das Beste bei allem ist Ordnung.
Odyssee 15, 68.

Aeschylos (525—456).

Was kann denn auch
Für einen Fremden als ein Gastfreund lieber sein?
Grabspenderinnen.

*

Jeglicher ehre die Eltern mit heiliger Scheu,
Und die Gemeinschaft
Am Tisch des Gastfreundes sei jeglichem hoch und heilig!
Eumeniden 523.

*

Tausche man Freuden um Freuden
Eins in der Liebe zum Ganzen,
Auch im Hassen eines Sinns,
Das heilt vielen Gram der Sterblichen!
Eumeniden 919.

Nur wenig Menschen eigen ist die Sinnesart,
Neidlos den Freund, den frohbeglückten, anzuschau'n.

Agamemnon.

*

Schreibet dies euch ins Gedächtnis sorglich ein:
Daß neue Freundschaft erst die Zeit bewähren muß.

Schutzflehenden 928.

*

Ein Großes ist's, verwandt sein, altbefreundet sein.

Prometheus 38.

*

Gern erträgt's
Der Treugesonnene, daß er unbesonnen scheint.

Prometheus 383.

*

Gern werd' ich alles sagen, was du hören willst,
Nicht rätseleingeschleiert, nein mit schlichtem Wort,
Wie recht den Freunden sich des Freundes Mund erschließt.

Prometheus 599 ff.

*

Und da zu klagen, auszuweinen seinen Gram,
Wo man des Mitleids Thräne von den Hörenden
Sich darf erwarten, das ist wohl des Weinens wert.

Prometheus 627 f.

Sophokles (495—406).

Es stirbt die Treue, keimend wächst Untreu' empor;
Und nimmer weht derselbe Hauch, nicht in dem Bund
der Männerfreundschaft.

Ödipus Kol. 611.

*

Welche Lust ist Liebe, wo sie wird verschmäht?

Ödipus Kol. 775.

Auch andren
Ist rascher Zorn im Busen; doch der Zauberspruch
Der Freundeswarnung bannet angebornen Sinn.

*

Verstoßen einen biedren Freund, verstoßen heißt's
Das eigne Leben, das man über alles liebt.
König Ödipus 611.

*

Die Zeit allein bewähret den gerechten Mann,
Den Bösen aber kennst du wohl in einem Tag.
König Ödipus 614.

*

Wirf den geweihten Freund in die Beschuldigung
Auf unerwies'nem Grund nicht schmachvoll hinab.
König Ödipus 656.

*

Wer, das eigne Vaterland nachsetzend, mehr
Des Freundes achtet, dünket ganz unwürdig mir.
Antig. 182.

*

Und nie den Freund mehr in dem Feind der Vaterstadt
Würd' ich erkennen, wissend wohl, daß sie es ist,
Die unsre Wohlfahrt schirmet, daß auf sichrem Kiel
Von ihr getragen, Freunde man sich schaffen wird.
Antig. 187.

*

Denn dem Verderben glücklich selbst entronnen sein
Ist süß, doch die wir lieben, ins Verderben zieh'n
Ist schmerzlich. Antig. 437.

*

Die Freundin, die mit Worten liebt, begehr' ich nicht.
Antig. 543.

*

Da wo der Schlechtre höher als der Tapfre gilt,
Was edel ist, verschwindet, und der Feige herrscht,
Mit solchen Männern werd' ich nie befreundet sein.
Philoktetes 456.

Wer für Wohlthat wohlzuthun gelernet hat,
Ist über alle Schätze wert ein edler Freund.
Philoktetes 672.

Euripides (480—406).

Gemeinsam ist der Schmerz Freunden. Phönissen 243.

*

Gemeinsam trauern mit den Freunden soll der Freund.
Iphigenie in Aulis 398.

*

Sei glücklich! Aus mit den Freunden ist's im Mißgeschick.
Phönissen 408.

*

Wenn auch ein Freund dem Freunde zürnend, wiederum
Am dritten Ort ihn treffend, Aug' dem Auge gönnt,
Darf er nur das bedenken, weſſenthalb er kam,
Und kein Gedächtnis haben für vergangnes Leid.
Phönissen 466.

*

Ungerecht und ungetreu den Freunden ist der Wankelmut.

*

Doch ein Ehrenmann
Muß nicht, wenn er's auch hochgetrieben, wechseln seine Denkungsart,
Sondern dann grad' am meisten Freunden unverändert sein,
Wann zu nützen er am meisten durch das Glück ermächtigt ist.
Iphigenie in Aulis 323.

*

Am schändlichsten
Thut, wer, wenn er in Mißgeschick den Freund gestürzt,
Sich selber rettet. Iphigenie in Tauris 587.

*

Wertlos ist alles dem Freunde, wenn der Freund erblaßt.
Iphigenie in Tauris 630.

Die Zunge, welche Treue kennt, hat Lob.

Iphigenie in Tauris 1029.

*

O dauerndes Leid und Betrübnis um Freund'
In des Erdreichs Schoß! Alkestis 887.

*

Admetos! Frei zum Freunde reden muß der Freund
Und nicht den Tadel schweigend bergen in der Brust.

Alkestis 984.

*

In gemäßigtem Trieb sollt' mischen sich nur
Bei Menschen ein Herz mit dem andern und nicht
Bis ins innerste Mark des Gemütes hinein,
Und die Fessel der Lieb' leicht lösbar sein,
Daß sie anziehn und nachlassen sich läßt.
Wenn aber um zwei Seelen sich abhärmt
Eine, das ist zu drückend. Hippolytos 251.

*

Verderbe du und jeder, welcher unbedacht
Verkehrte Wohlthat Freunden aufzudrängen eilt!

Hippolytos 681.

*

Ach, warum haben Menschen kein untrügliches
Merkmal der Freundschaft und der Herzenskündigung,
Zu seh'n, wer wirklich echter Freund ist oder nicht!

Hippolytos 906.

*

Vor den Göttern weiß ich mich zu scheu'n,
Und liebe Freunde, die dem Unrecht widerstehn,
Und welche schamhaft weder fordern Sündliches
Noch Wüstes gegenleisten niedrig Denkenden.

Hippolytos 977.

Andre Griechen.

Wahrlich, der redliche Freund ist unter den Gütern der Menschen
Ewig das schönste für den, welcher ihn weise bewahrt.
Griechische Anthologie II, S. 158.

*

Süß nur mög' ich dem Freunde, dem Feind nur bitter erscheinen,
Jenem der Achtung wert, diesem ein Schrecken zu schau'n.
Solon (in Griechisch. Blumenlese von Jacobs).

*

Niemals laß dich bereden zur Freundschaft schlechter Gesellen,
Denn was nützet der Freund, ist er ein schlechter Gesell?
Niemals rettet er dich aus gefährlichen Mühen und Arbeit,
Und was Gutes er hat, teilet er nimmer mit dir.
Theognis (Griechische Blumenlese von Jacobs).

*

Lieb' alle Menschen, sei nicht Eines Lebens Feind,
Doch welcher Tugend übt, den bitte: Sei mein Freund!
Goldne Sprüche des Pythagoras, übersetzt von Gleim.

Aristoteles (384—322).

Die Freundschaft ist eine Art Tugend oder mit Tugend verbunden und außerdem zum Leben unentbehrlich.
Eth. Nic. VIII, 1.

*

Gegenseitiges Wohlwollen zwischen zweien nennt man Freundschaft. Eth. Nic. VIII, 2.

*

Die vollkommene Freundschaft ist unter sittlich guten und an Tugend sich ähnlichen Menschen. Eth. Nic. VIII, 2.

*

Die Freundschaft erfordert auch Zeit und Gewöhnung, denn nach dem Sprichwort lernt man sich nicht kennen, ehe man einen Scheffel Salz, wie man sagt, zusammengegessen.
Eth. Nic. VIII, 4.

Als wenig zur Freundschaft geeignet erscheint das höhere Alter und das sauertöpfische Wesen.

Eth. Nic. VIII, 6.

*

Das Lieben ist mehr leidenschaftliche Erregung, die Freundschaft aber bleibende Beschaffenheit.

Eth. Nic. VIII, 7.

*

Freund im vollkommensten Sinne kann man nicht mit vielen Personen sein, so wenig man in vieles zugleich verliebt sein kann. Eth. Nic. VIII, 7.

*

Daß zur Freundschaft das Lieben wesentlicher gehöre als das Geliebtwerden, das beweisen die Mütter, wenn sie durch ihr eigenes Lieben befriedigt sind.

Eth. Nic. VIII, 9.

*

Es giebt dreierlei Arten der Freundschaft: des Nutzens, der Lust und der Tugend; und jede ist wieder zweifach, je nachdem beide Teile in ihr gleich sind, oder der eine Teil der überlegenere ist. Eth. Nic. VIII, 15.

*

Die Freundschaft, welche auf dem Charakter beruht, hat Bestand. Eth. Nic. IX, 1.

*

Da die Natur den Menschen zum Zusammenleben bestimmt hat und dies mit befreundeten und sittlich tüchtigen Menschen dem mit fremden und gewöhnlichen vorzuziehen ist, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß der Glückliche der Freunde bedürfe. Eth. Nic. IX, 9.

M. Tullius Cicero (106—43).

Die Erinnerung an unsere Freundschaft gewährt mir einen solchen Genuß, daß ich mein Leben für glücklich halte, weil es mich mit Scipio zusammengeführt hat, mit welchem ich

Staats- und Privatsorgen teilte, mit welchem ich Heimat und Kriegsdienst gemeinsam hatte, und — worin das Wesen der ganzen Freundschaft besteht — zwischen uns beiden herrschte die vollkommenste Eintracht der Wünsche, Neigungen und Gedanken.

Lälius 4.

*

Nichts ist der Natur so angemessen, nichts unsern Bedürfnissen in Glück und Unglück so zusagend, wie die Freundschaft. Doch bin ich der Meinung, daß sie nur unter tugendhaften Menschen möglich ist. Lälius 5.

*

Darin besteht der Vorzug der Freundschaft vor der Verwandtschaft: diese läßt sich denken ohne Wohlwollen, aber keine Freundschaft ohne letzteres. Lälius 5.

*

Die Freundschaft ist nichts anderes, als die vollkommenste Übereinstimmung in göttlichen und menschlichen Dingen, verbunden mit Wohlwollen und gegenseitiger Unentbehrlichkeit. Lälius 6.

*

Der Ursprung der Freundschaft scheint mehr in einem Naturtriebe, als in dem zeitlichen Bedürfnis, mehr in einem mit dem Trieb zu lieben verbundenen Streben der Seele nach Vereinigung, als in der Berechnung besonderer Vorteile zu liegen. Lälius 8.

*

Nichts ist so schwer, als eine Freundschaft bis an das Lebensende fortzuführen! Lälius 10.

*

Es muß als unverbrüchliches Gesetz gelten, den Freund weder um etwas Unerlaubtes zu bitten, noch, wenn man von ihm darum gebeten wird, es zu thun. Lälius 12.

Unter Freunden muß, die Reinheit ihres Charakters vorausgesetzt, eine unbedingte Gemeinschaft aller Dinge, aller Ansichten und aller Meinungen stattfinden. Ja, man darf sogar, wenn der Fall eintreten sollte, wo widerrechtliche Wünsche des Freundes zu unterstützen sind, z. B. bei Vorfällen, wo das Leben oder der gute Name des Freundes auf dem Spiele steht, von der geraden Bahn des Rechts etwas abgehen. Aber gegen unseren guten Namen dürfen wir nicht gleichgültig sein! Lälius 17.

*

Ennius hat Recht: „Ein sichrer Freund bewährt sich im Wankelmut des Glücks." Doch giebt es zwei Fälle, wo die meisten Menschen der Schwachheit und Flatterhaftigkeit überführt werden: erstens wenn sie den Freund in ihrem Glück verachten, zweitens wenn sie ihn in seinem Unglück im Stiche lassen. Lälius 17.

*

Je älter die Freundschaften sind, desto lieblicher sind sie, wie Weine, die sich lange gehalten haben; und wie wahr ist das Sprichwort: „Man muß viele Scheffel Salz mit einander aufgezehrt haben, wenn das Werk der Freundschaft vollendet sein soll." Lälius 19.

*

Den Wert der Freundschaft hat man erst dann zu bestimmen, wenn Verstand, Charakter und Alter eine gewisse Festigkeit und Reife erlangt haben. Lälius 20.

*

Mit Fleiß muß man zu verhindern suchen, daß Trennungen zwischen Freunden stattfinden; wenn sie aber unvermeidlich sind, so muß das Licht der Freundschaft mehr allmählich erlöschen als mit Gewalt ausgeschlagen werden. Ferner hüte man sich, daß Freundschaften nicht in bittere Feindschaften übergehen! Lälius 21.

Die Freundschaft ist der einzige Gegenstand in der Welt, über dessen Wert unter allen nur eine Stimme herrscht.

Lälius 23.

*

Wer sein Ohr der Wahrheit so sehr verschließt, daß er sie nicht einmal von seinem Freunde hören will, an dessen Rettung ist zu zweifeln. Lälius 24.

*

Das Wesen der Freundschaft besteht darin, daß aus zwei Seelen gleichsam eine wird. Lälius 25.

*

Ich kann euch nur ermahnen, die Freundschaft allem übrigen vorzuziehen; denn nichts ist der Natur so angemessen, so geeignet für Glück und Unglück. Doch meine ich, daß nur zwischen Guten Freundschaft sein könne. Lälius V, 17.

*

Darin übertrifft die Freundschaft die Verwandtschaft, daß sich von dieser das Wohlwollen abziehen läßt, von jener nicht. Denn nachdem dies geschehen, nimmt man der Freundschaft ihr Wesen. Lälius V, 19.

*

Freundschaft besteht nur zwischen zweien oder wenigen.

Lälius V, 20.

*

Die Freundschaft ist nichts anderes, außer die Übereinstimmung in allen göttlichen und menschlichen Dingen, nebst Wohlwollen und Liebe. Fast glaube ich, den Sterblichen sei nichts besseres von den Göttern geschenkt worden.

Lälius VI, 20.

*

Wie kann das Leben der Rede wert sein, wenn man nicht im Wohlwollen der Freundschaft ausruht? Was ist süßer, als jemand zu haben, mit dem du wie mit dir selbst sprechen kannst? Der sich über deine Erfolge freut, wie du; der dein Unglück fast schwerer empfindet? Lälius VI, 22.

Je mehr jemand sich selbst vertraut und je mehr er Tugend und Weisheit besitzt, desto mehr thut er sich hervor im Aufsuchen und Lieben der Freunde. Lälius IX, 30.

*

Wie wir wohlthun, nicht um Dank zu erhalten, sondern weil uns das Herz dazu treibt, so erstreben wir auch Freundschaft nicht aus Lohnsucht, sondern weil sie ihre süße Frucht in sich selbst birgt. Lälius X, 32.

*

Es giebt keine Entschuldigung, wenn du um des Freundes willen sündigst; auch kann Freundschaft nicht bestehen ohne Tugend. Lälius XI, 37.

*

Die Sonne nehmen die vom Firmament, welche die Freundschaft streichen wollen. Lälius XIII, 45.

Horaz (65—8).

Thöricht und schamlos ist Selbstlieb' und würdig der Ahndung:
Wenn dein Eigenes schlecht mit triefendem Auge du musterst,
Sage, warum für der Freunde Vergeh'n so schärfen die Sehkraft?
Sat. I, 3.

*

Ja, wie der Vater am Sohn, so müssen auch wir an den Freunden,
Blickt wo ein Fehler hervor, nicht ekel sehen. Sat. I, 3.

*

Ein weniges fehlte der Freund dir,
Nicht ihm solches verzeih'n wär unleutselig.
Sat. I, 3.

*

Süß Unerfahrenen deucht der Bewerb um des Mächtigen Freundschaft,
Doch der Erfahrene scheut. Epist. I, 18.

Schiff, das meinen Virgilius
Treu auf Glauben empfäht, setz' ihn in Attica,
Fleh' ich, ohne Verletzung aus
Und erhalte der Seel' andere Hälfte mir!

Od. I, 3.

*

Ach, meiner Seele Teil du, wenn dich Gewalt
Frühzeitig wegrafft, was soll ich andres hier?
Nicht gleichen Werts, noch überlebend
Ganz wie zuvor!

Od. II, 17. An Mäcenas.

*

Gleich stimmt uns beiden, ja zur Verwunderung
Der Stern in Eintracht.

Od. II, 17. An Mäcenas.

*

Dreimal selig und seliger,
Die unlösliches Band einet, und deren Herz
Nie durch leidigen Zwist getrennt,
Sich am letzten der Tag', aber nicht früher löst!

Oden I, 13.

Andre Römer.

Mit dem du Freundschaft hast, errege keinen Streit,
Der Zorn gebieret Haß, Gunst kommt aus Einigkeit.

Catonis Disticha, deutsch von Opitz, I, 36.

*

Giebt dir ein armer Freund als viel er geben kann,
So lob' es völliglich und nimm es freundlich an.

Catonis Disticha, deutsch von Opitz, I, 20.

*

Wann Zeugnis auf dir liegt und du nur kannst und magst,
So schaue, daß du nicht des Freundes Schuld verklagst.

Catonis Disticha, deutsch von Opitz, III, 4.

Wird dir durch keinen Freund was Gutes recht gethan,
So strafe dich nur selbst und klage Gott nicht an!
Catonis Disticha, deutsch von Opitz, I, 23.

*

Durch Eintracht wächst das Kleine, durch Zwietracht zerfällt das Größte. Sallust.

*

Wenn etwa Kummer dich drückt, so teil' ihn mit den Bekannten,
Ist doch der trauteste Freund stets dir der trefflichste Arzt.
Cato IV, 13, übersetzt von K.

*

Wer gute Worte giebt und ist nicht Freund von Herzen,
Dem thu, als wie er dir; so trifft man Schmerz mit Schmerzen.
Catonis Disticha, deutsch von Opitz, I, 26.

*

Laß einen treuen Freund geheimen Anschlag hören,
In Leibes Schwachheit soll ein treuer Arzt dich lehren.
Catonis Disticha, deutsch von Opitz, II, 22.

*

Begehrst du großes Ding, so wage kleine Sachen,
Durch dies kann sich ein Freund dem andern lieber machen.
Catonis Disticha, deutsch von Opitz, I, 33.

Shakespeare (1564—1616).

Den Freund, der dein und dessen Wahl erprobt,
Mit ehrnen Reifen bind' ihn an dein Herz.
Doch härte deine Hand nicht mit Begrüßung
Von jedem neu geheckten Bruder. Hamlet I, 3.

*

Kein Borger sei und auch Verleiher nicht,
Sich und den Freund verliert das Darlehn oft.
Hamlet I, 3.

Lieb' alle, wen'gen traue,
Beleid'ge keinen. Sei dem Feinde furchtbar
Durch Kraft mehr als Gebrauch. Den Freund bewahre
So wie dein Herz!
Ende gut, alles gut, I, 1.

*

Tritt nicht der Treu', die du nicht kennst, zu nah.
Sommernachtstraum III, 2.

*

Wo Lieb' ihr und Vertrau'n freigebig schenkt,
Bewahrt die Zung'!
Heinrich VIII, A. II, Sc. 1.

*

Wenn nun Fortun' in Laun' und Wankelmut
Herabstößt ihren Günstling, lassen alle,
Die hinter ihm auf Knien und Händen selbst
Den Berg hinauf sich mühten, hin ihn stürzen,
Und nicht ein Freund begleitet seinen Fall!
Timon von Athen I, 1.

*

Nein, Lords, die Komplimente
Sind nur erfunden, einen Glanz zu leihn
Verstellter Freundlichkeit und hohlem Gruß,
Gutthun vernichtend, um nicht zu gewähren;
Doch wahre Freundschaft kann sie ganz entbehren!
Timon von Athen I, 2.

*

Ihr Götter, nicht um Geld bitt' ich,
Für niemand bet' ich als für mich.
Gebt, daß ich nie so thöricht sei,
Zu trau'n der Menschen Schwur und Treu',
Noch dem Freunde in Bedrängnis!
Timon von Athen I, 2.

*

O, ihr Götter! denk' ich, was bedürfen wir irgend der Freunde, wenn wir ihrer niemals bedurften? Sie wären ja die unnützesten Geschöpfe von der Welt.
Timon von Athen I, 2.

Wer lebt, der nicht
Gekränkt ist oder kränkt? Wer stirbt und nimmt
Nicht eine Wund' ins Grab von Freundeshand?

Timon von Athen I, 2.

*

Der Freunde Neigung wäg' ich nach der eignen.

Timon von Athen I, 2.

*

Freundschaft hält Stand in allen Dingen,
Nur in der Liebe Dienst und Werbung nicht.

Viel Lärm um nichts II, 1.

*

O Welt, du rollend Rad! Geschworne Freunde,
Die in zwei Busen nur ein Herz getragen,
Die Haus und Bett und Mahl und Arbeit teilten,
Vereinigt stets als wie ein Zwillingspaar
In ungetrennter Liebe, brechen aus
Urplötzlich durch den Hader um ein Nichts
In bittren Haß.

Coriolanus IV, 2.

*

In Liebe,
Wem gilt da Freundschaft?

Die beiden Veroneser V, 4.

*

Wem ist zu trau'n, wenn unsre rechte Hand
Sich gegen unsre Brust empört?
O schlimme Zeit! O schmerzliches Verwunden,
Daß ich den Freund als schlimmsten Feind gefunden.

Die beiden Veroneser V, 4.

*

Sind alle Heimlichkeiten, die wir teilten,
Der Schwestertreu' Gelübde, jene Stunden,
Wo wir den raschen Tritt der Zeit verwünscht,
Weil sie uns schied — o alles nun vergessen?
Die Schulgenossenschaft, die Kinderunschuld?

Sommernachtstraum III, 2.

Andere Engländer.

Was anfangs die Natur für Neigung in uns leget,
Wird durch Gewohnheit noch verstärket und gepfleget.
Pope, Vom Menschen II, 179.

*

Der Freund, den dir dein Reichtum giebt,
Der ihn, nicht deinen Umgang liebt,
Ist, weil er es nicht redlich meint,
Ein Schmeichler und dein Feind.
Nach Owen, Sinngedichte.

*

Liebe und Freundschaft bringen notwendig Vertraulichkeit hervor und berechtigen dazu; aber alsdann muß feine Lebensart ihre Grenzen bestimmen und sagen: Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter! Manche Liebe und Freundschaft ist durch eine zügellose und pöbelhafte Vertraulichkeit erniedrigt und geschwächt worden! Lord Chesterfield.

*

Wer bei anderen geschätzt sein will, muß zuerst sich selber schätzen. Lord Chesterfield.

*

Wahre Freundschaft beweist sich mehr in kleinen als großen Dingen. Die größeren Pflichten der Freundschaft darf man nicht verabsäumen, denn man würde dabei zu viel von seiten des guten Rufes verlieren. Aber oft erfüllt man sie mehr aus Eigennutz als aus Wohlwollen, da man hingegen tausendmal einen anständigen Vorwand findet, um den kleinen Aufmerksamkeiten zu entgehen, die überaus beschwerlich sein würden, wenn die Empfindung ihnen nicht sogar Annehmlichkeit gäbe.
Lord Chesterfield.

*

Zur Schließung der Freundschaft gehören gegenseitige Empfindungen, aber zur Fortsetzung muß auch auf beiden Seiten Verstand vorhanden sein. Lord Chesterfield.

Die Bande des Blutes sind nicht immer die Bande der Freundschaft; aber wenn sich Freundschaft auf gegenseitige Verdienste, Achtung und Zutrauen gründet, so wird sie durch verwandtes Blut desto lebhafter und zärtlicher.

Lord Chesterfield.

*

Durch Leistung eines guten Dienstes erwirbt man sich nicht allemal einen Freund, aber zieht sich gewiß viele Feinde auf den Hals.

Fielding, Tom Jones.

*

Leute, die wahrhaft gut und weise sind, begnügen sich, Menschen und Dinge zu nehmen, wie sie sind, ohne sich über die Mängel derselben zu beklagen, oder sie bessern zu wollen.

Fielding, Tom Jones.

*

Es giebt vielleicht kein gewisseres Kennzeichen der Thorheit, als wenn wir uns bemühen, die natürlichen Schwachheiten derer, die uns lieben, zu verbessern.

Fielding, Tom Jones.

*

Ein verräterischer Freund ist der gefährlichste Feind.

Fielding, Tom Jones.

*

Bei Unglücklichen findet leicht jede Freundschaftsversicherung Glauben.

Fielding, Tom Jones.

De la Rochefoucauld (1613—1680).

Was uns in unsern Freundschaften so veränderlich macht, ist der Umstand, daß es schwer ist, die Vorzüge der Seele, und leicht, die des Verstandes kennen zu lernen.

Maximen 1665 übersetzt von F. Hörlek.

Wir lieben alles nur in bezug auf uns und folgen nur unserm Geschmack, unsern Vergnügungen, wenn wir unsere Freunde uns selbst vorziehen; dennoch kann nur durch diesen Vorzug die Freundschaft wahr und vollkommen werden.

*

Aussöhnung mit unsern Freunden ist nichts als der Wunsch, unsre Lage besser zu machen, Überdruß am Kriege und Besorgnis vor schlimmen Folgen.*)

*

Wenn wir zu lieben überdrüssig sind, kommt es uns sehr erwünscht, daß man uns untreu wird und uns so unsrer Treue entbindet.

*

Es ist schmählicher, seinen Freunden zu mißtrauen, als von ihnen betrogen zu werden.

*

Oft überreden wir uns, daß wir Leute lieben, die mächtiger sind als wir, und doch ist es bloß Eigennutz, der unsrer Freundschaft zu grunde liegt.

*

Wie willst du, daß ein andrer dein Geheimnis verschweige, wenn du es selbst nicht kannst?

*

Die Eigenliebe vergrößert oder verkleinert die Vorzüge unsrer Freunde nach Verhältnis unsrer Zufriedenheit mit ihnen, und wir beurteilen ihren Wert nach ihrem Benehmen gegen uns.

*

Es zeugt von wenig Freundschaft, wenn wir die Erkaltung derselben bei unsern Freunden nicht bemerken.

---

*) Solche Sätze sind die Frucht von Rochefoucaulds Beteiligung an den Parteikämpfen der Fronde.

Nichts ist so wenig aufrichtig als die Art, wie man um guten Rat bittet und ihn erteilt. Wer darum bittet, scheint eine achtungsvolle Rücksicht auf die Ansichten seines Freundes zu nehmen, obschon es ihm nur darum zu thun ist, die Billigung der seinigen und einen Bürgen für sein Handeln zu erlangen. Wer ihn erteilt, entspricht dem erwiesenen Vertrauen mit lebhaftem und uneigennützigem Eifer, obgleich er in den meisten Fällen mit dem Rate nur seinen Vorteil oder Ruhm im Auge hat.

*

Wir beklagen uns zuweilen leichtfertig über unsre Freunde um im Voraus unsre Leichtfertigkeit rechtfertigen zu können.

*

Das Gute, das wir empfangen haben, verlangt, daß wir das Üble ruhiger tragen, was man uns zufügt.

*

Wir beklagen nicht immer den Verlust unsrer Freunde ihrer Verdienste halber, sondern unserer Bedürfnisse und der guten Meinung halber, die sie von uns hatten.

*

Wir trösten uns leicht über die Unfälle unsrer Freunde, wenn diese dazu dienen, unsere Liebe für sie bemerkbar zu machen.

*

Abwesenheit vermindert die mittelmäßige Liebe und vermehrt die starke, gleich wie der Wind ein Licht auslöscht und ein Feuer anfacht.

*

Wir lieben stets diejenigen, welche uns bewundern, aber nicht stets die, welche wir bewundern.

*

Es ist schwer, die zu lieben, welche wir nicht schätzen, aber ebenso schwer ist es, die zu lieben, welche wir weit höher schätzen als uns.

Die Erkenntlichkeit ist bei den meisten Menschen nichts als ein geheimes Verlangen nach größeren Wohlthaten. Fast alle Menschen tragen gern kleine Verbindlichkeiten ab; viele haben Dankbarkeit für größere, aber fast alle sind undankbar für die großen.

*

Was uns gewöhnlich hindert, unsere Freunde auf den Grund unseres Herzens blicken zu lassen, ist nicht sowohl Mißtrauen gegen sie als gegen uns selbst.

*

Schwache Menschen können nicht aufrichtig sein.

*

Man wird nicht lange die Gefühle, die man für seine Freunde und Wohlthäter zu nähren schuldig ist, bewahren können, wenn man sich die Freiheit erlaubt, oft über ihre Mängel zu sprechen.

*

Der höchste Erweis der Freundschaft ist nicht, einem Freunde unsere Fehler, sondern ihm seine bemerkbar zu machen.

*

Reiz der Neuheit und lange Gewohnheit, so sehr sie einander entgegenstehen, hindern uns in gleichem Grade, die Fehler unserer Freunde zu bemerken.

*

So selten wahre Liebe ist, so ist sie es doch nicht so sehr als wahre Freundschaft.

*

Was die Menschen Freundschaft nennen, ist nur Geselligkeit, eine Schonung der gegenseitigen Interessen, ein Austausch von Gefälligkeiten, endlich ein Verkehr, wobei die Eigenliebe immer etwas zu gewinnen sucht.

*

Es ist ein Prüfstein der Freundschaft, wenn man die Erkältung seiner Freunde nicht bemerkt.

Ältere deutsche Dichter.

Wer sich vom wahren Freund im Übermut abkehret
Und dann zu Lieb dem Fremden ihn nicht länger ehret,
Der sieht, wird er mit Schmerzen einst von Höhern auch belehret,
Daß der umhalste Freund auflöst die Freundschaftsbande.
Wenn er für ihn soll Bürge sein mit Leben, Leib und Gut.
Erfahrung lehrt, daß Menschen, so voll Wankelmut,
Der Kummer wiederum zu angebornen Freunden wandte.
Das wird nach Gottes Satzung öfters noch gescheh'n,
Auch hört' ich dies mit Beifall immer eingesteh'n:
Gewissen Freund, versuchtes Schwert wird man in Nöten seh'n!

Walther von der Vogelweide.

*

Ein Feind, ein böses Glück und Gunst, die sich verkehret,
Sind drei, durch welche man die treuen Freunde kennt.
Es ist der halbe Teil nicht so, wie er sich nennt,
Und hält gar selten sich, wenn ihn die Not bewähret.

Martin Opitz, Vierverse Nr. 108.

*

Man sage, was man will, das sollst du dennoch wenden
Zum Besten, wie du kannst, und deines Nächsten Schuld
Bedecken und verseh'n der Schwachheit mit Geduld,
Zum Loben ungesäumt und langsam sein zum Schänden.

Martin Opitz, Vierverse Nr. 124.

*

Bald glauben und zu bald sich auf ein Ding entschließen,
Nicht wissen zwischen Freund und Schmeichler rechte Wahl,
Der jungen Leute Rat und neuer Diener Zahl,
Dies ist, was manches Reich zu Boden hat gerissen.

Martin Opitz, Vierverse Nr. 94.

*

Richte nicht, was du vergabst, in langen und strengen Gedanken,
Was man begraben hat, ist der Zergliedrung entrückt!

G. W. Chr. Starke (* 1762), Epigramme.

Wer kann in guten Tagen,
So lang' das Glücke mild,
Und es zu Tische gilt,
Von rechter Liebe sagen?
Ob einer ist mein Freund,
Und ob er's treulich meint,

Wird daran nicht erkennet,
Wenn er mich Bruder nennet. —
Wenn's Glück einst von mir weichet,
Wer's dann am besten meint,
Und mir die Hände reichet,
Der ist mein rechter Freund!

A. Olearius (1611—1684).

*

Als die Treue ward geborn,
Flog sie in ein Jägerhorn,
Der Jäger blies sie in den Wind,
Daher man sie jetzt selten find't.

J. H. Schill, Teutsches Stammbuch 1647.

*

Ein Wandersmann oft im Irrtum steht,
Wenn er dem neuen Weg nachgeht;
Also auch mancher mit Schmerzen spürt,
Daß ihn sein neuer Freund verführt.

Chr. Lehmann (1568—1638).

Alte Freunde, alter Wein, altes Geld
Führen den Preis in der Welt.

Chr. Lehmanns Blumengarten S. 1.

*

Der Freunde Gebrechen soll man kennen,
Aber nicht nennen.

Chr. Lehmann, Blumengarten S. 7.

Freund' der Welt in großer Not
Gehn vierundzwanzig auf ein Lot,
Und die die besten wollen sein,
Der gehn fünfzig auf ein Quintlein.

*

Freund' in der Not,
Freund' in der That,
Freund' hinterm Rücken,
Das sind drei starke Brücken!

Chr. Lehmann, Blumengarten S. 14.

*

Nichts Edleres hab' ich auf Erden funden,
Als treu von Herzen und still von Munden.

Chr. Lehmann, Blumengarten S. 27.

*

Not und Unglück
Entdeckt falscher Freunde Tück'.

Chr. Lehmann, Blumengarten S. 28.

*

Das ist ein Freund, der vorwärts freundlich und hinterrücks getreu ist.

Chr. Lehmann, Blumengarten S. 57.

*

Der Segen des Ehestandes kommt aus Freundschaft her.

Chr. Lehmann, Blumengarten S. 66.

*

Die Schmeichelei ist nichts mehr als ein Grab, darin nichts als nur der Freunde Name geschrieben steht.

Chr. Lehmann, Blumengarten S. 76.

*

Ein sauer sehender Freund ist weit besser als ein lachender Feind.

Chr. Lehmann, Blumengarten S. 85.

Freundes Hilfe reitet auf der Krebspost. Freund in der Not ist ein Bild an der Wand.

Chr. Lehmann, Blumengarten S. 100.

*

Freundes Rat ist Gottes Stimme.

Chr. Lehmann, Blumengarten S. 100.

*

Kurz abschlagen ist eine Freundschaft.

Chr. Lehmann, Blumengarten S. 119.

*

Man soll dasjenige nicht beweinen, dessen wir beraubt sind, sondern eingedenk sein, daß wir das beste Leben mit den Freunden haben zugebracht.

Chr. Lehmann, Blumengarten S. 128.

*

Wenn ein schlichter Mann eines großen Herrn Freund ist, so ist er entweder sein Narr oder sein Gesell.

Chr. Lehmann, Blumengarten S. 154.

*

Wer des Freundes Ehre nicht achtet, der verachtet seine eigne Ehre.

Chr. Lehmann, Blumengarten S. 170.

*

Wer sein selbst bester Freund ist, der hat keinen Freund.

Chr. Lehmann, Blumengarten S. 181.

Friedrich von Logau (1604—1655).

Böses Glück hat diese Güte,
Daß die ungewissen Sachen
Uns gewisse Freunde machen,
Daß man sich vor denen hüte,
Die nicht die sind, die sie scheinen,
Sondern unser Gut gut meinen.

Sinngedichte 4. *)

*) Salomon v. Golaws deutscher Sinngedichte drei Tausend. Breßlaw 1654. Auswahl v. Fischer. Reclam 1875.

Weil du mich, Freund, beschenkst mit dir,
So dank' ich billig dir mit mir;
Nimm hin deswegen mich für dich,
Ich sei dir du, sei du mir mich!

Sinngedichte 36.

*

Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
Wirkt, wie der Wein, nur eine Nacht.

Sinngedichte 74.

*

Einem trauen ist genug,
Keinem trauen ist nicht klug,
Doch ist besser keinem trauen,
Als auf gar zu viele bauen.

Sinngedichte 75.

*

Hände küssen, Hüte rücken,
Kniee beugen, Häupter bücken,
Worte schrauben, Rede schmücken —
Wer, daß diese Gaukelei
Meinet, rechte Freundschaft sei,
Kennet nicht Betrügerei.

Sinngedichte 152.

*

Niemand sei von dir erkiest,
Der sich selber Freund nicht ist;
Der sich selber Freund nur ist,
Sei niemals von dir erkiest.

Sinngedichte 155.

*

Ein rasches Pferd nur immer jagen,
Ein saubres Kleid nur immer tragen,
Den nützen Freund nur immer plagen,
Hat niemals gute Frucht getragen.

Sinngedichte 161.

Wer viel Geld hat zu verborgen,
Braucht um Freunde nicht zu sorgen;
Denn der Tag zum Wiedergeben
Pflegt die Freundschaft aufzuheben.

Sinngedichte 185.

*

Soll Freundschaft feste sein? Nicht mach sie mit der Zeit,
Mach aber, bist du klug, sie mit der Ewigkeit!

Sinngedichte 229.

*

Freunde pflegt man zu erwählen
Nur nach Wägen, nicht nach Zählen.

Zweites Tausend 90.

*

Rühmlich ist es, Freunde haben,
Schlimm, bedürfen ihre Gaben.

Zweites Tausend 159.

*

Wer sein Glück auf Menschen baut, dieser hat es ganz vergessen,
Daß in kurzem diesen Grund Würm' und Schlangen fressen.

Zweites Tausend 165.

*

Ein Freund, der nie mir hilft, ein Feind, der nichts mir thut,
Sind beid' in einer Zunft, sind beide gleiche gut.

Zweites Tausend 182.

*

Weißt du, wer ein guter Freund wirklich ist und billig heißt?
Der sich, wenn du ihn nicht siehst, deinem Namen Freund erweist.

Zweites Tausend 193.

*

Ptochus rief den lieben Freund in der Not um Beistand an;
Dieser schickt' ihm Hilfe zwar, spannte aber Krebse dran.

Zweites Tausend 198.

*

Bäume, die im Sommer Schatten, geben auf den Winter Kohlen:
Freunde, die in Not man liebt, haßt im Glück man unverhohlen.

Zweites Tausend 229.

reundschaft ist ein teurer Schatz, immer hört man davon sagen,
elten rühmt sich einer recht, daß er ihn davongetragen.

Drittes Tausend 80.

*

Ein versöhnter Feind,
Ein erkaufter Freund
Sind zu einer Brücke
Ungeschickte Stücke.

Drittes Tausend 128.

*

anke Gott, wer Hände hat, daß er sich kann selbst versorgen;
er, der selbst nicht Hände hat, kriegt sie nirgends wo zu borgen.

Drittes Tausend 205.

*

Alten Freund für neuen wandeln,
Blüten heißt's für Früchte handeln.

Drittes Tausend, Zugabe 19.

*

Was sind jetzt gute Freunde?
Es sind vermummte Feinde.
Wenn von mir weicht das Glücke,
Entblößt sich ihre Tücke!

Drittes Tausend, Zugabe 36.

*

Wo Nutz sich nicht erzeigt, wo kein Gewinn sich weist,
Ist Freundschaft nicht daheim, ist über Land gereist.

Drittes Tausend, Zugabe 37.

*

illst du fremde Fehler zählen: heb' an deinen an zu zählen,
t mir Recht, dir wird die Weile zu den fremden Fehlern fehlen!

Drittes Tausend, Zugabe II, 57.

Seb. Roch. Nic. Chamfort (1741—1794).

Man teilt mit Vergnügen die Freundschaft seiner Freunde für solche Personen, für die man sich selbst nur wenig interessiert.

(Vgl. M. Ring, Lebensweisheit und Menschenkenntnis. Berl. 1872.)

*

Die neuen Freunde, welche wir nach einem gewissen Alter finden, und durch die wir die verlornen zu ersetzen suchen, verhalten sich zu unsern alten Freunden wie die Augen von Glas, die falschen Zähne und die Beine von Holz zu unsern wirklichen Augen, zu unsern natürlichen Zähnen und zu unsern Füßen von Fleisch und Knochen.

*

Die meisten Freundschaften strotzen von „Wenns“ und „Abers“ und laufen auf einfache Verbindungen hinaus, die nur durch Hintergedanken bestehen.

*

Bei einer gewissen leidenschaftlichen Freundschaft genießt man das Glück der Leidenschaft und als Zugabe noch die Zucht der Vernunft.

*

Die höchste und zarteste Freundschaft wird durch die Falte eines Rosenblattes schon verletzt.

*

Nur die volle Freundschaft läßt bei gewissen Menschen Eigenschaften des Geistes und der Seele zur Entwicklung kommen, während die gewöhnliche Gesellschaft nur die Entfaltung einiger angenehmer Seiten gestattet.

*

Wenn mein Herz der Rührung bedarf, so erinnere ich mich an den Verlust der Freunde, die nicht mehr sind, an die Frauen, welche der Tod mir geraubt. Ich ruhe an ihren Gräbern und mein Geist umschwebt den ihrigen.

Die jungen Frauen teilen das Unglück mit den Königen: keinen Freund zu besitzen. Zum Glück merken sie ebenso wenig wie die Könige ihr Unglück. Die Größe der Einen und die Eitelkeit der Anderen rauben ihnen das Gefühl dafür.

*

Vielleicht muß man die Liebe gekannt haben, um die Freundschaft nach Gebühr zu würdigen.

*

Die Frauen schenken der Freundschaft, was sie von der Liebe borgen.

*

Es giebt wenig Fehler, welche einen Mann so sehr hindern, viele Freunde zu haben, als es große Eigenschaften zu thun vermögen.

Chr. M. Wieland (1733—1813).

Was Fliegen lockt, das lockt auch Freunde her,
Gold zieht magnetischer, als Schönheit, Witz und Jugend;
Ist eure Hand, ist eure Tafel leer,
So flieht der Näscher Schwarm und Lais spricht von Tugend.
Musarion.

*

Woher dieser anscheinende Widerwille, zu glauben, daß Freunde einander zärtlich lieben können, ohne durch andere Bande, als ihre gemeinschaftliche Liebe zum Schönen und Guten, verbunden zu sein? Daß eine reine Freundschaft zwischen Personen verschiedenen Geschlechts stattfinden könne? Daß man auch gegen seine liebsten Freunde unparteiisch sein könne?
Gedanken über eine alte Inschrift.

*

Eine einst geliebte Person behält noch immer eine große Gewalt über unser Herz, so lange sie unsere Hochachtung nicht verloren hat. Agathon.

Die menschliche Seele ist vielleicht keines heftigeren Schmerzes fähig, als derjenige ist, den Gegenstand unserer zärtlichsten Gesinnungen verachten zu müssen. Agathon.

*

Je mehr wir in uns selbst verliebt sind, desto weniger sind wir fähig, etwas außer uns zu lieben. Agathon.

*

Wahre Weisheit ist immer gerecht, und wahre Tugend immer geneigt, mehr Nachsicht gegen andre zu gebrauchen, als gegen sich selbst. Agathon.

*

Freude, Liebe und Unschuld stimmen den Menschen in Harmonie mit sich selbst, mit allen guten Menschen und mit der ganzen Natur. Der goldne Spiegel.

*

Ein jeder Mensch hat, um einen gerechten Anspruch an Wohlwollen, Mitleiden und Hilfe von seiten eines jeden Menschen zu haben, keinen andern Titel vonnöten, als daß er ein Mensch ist. Der goldne Spiegel.

*

Die Liebe im weitesten Sinne des Wortes ist unstreitig der beste und wohlthätigste unter allen unsern Trieben, sowie er der süßeste ist.

Geheime Geschichte des menschlichen Herzens.

Friedrich Klopstock (1724—1803).

Lieb' ich die Freunde nicht treu, die so voll Freundschaft mich lieben,
O so sind mir von ihm,
Alles, was er mir gab, auch die unvergeltbarsten Gaben
Auch im Zorne verlieh'n.

Verhängnisse 1747.

Bin dann ich der Einsame, bin allein auf der Erde:
Wirst du, ewiger Geist,
Seele, zur Freundschaft geschaffen, du dann die leeren Tage
Seh'n, und fühlend noch sein?

An Ebert 1748.

*

Ach, sie finden sich nicht, die für einander doch
Und zur Liebe geschaffen sind!
Oft erfüllet er auch, was sich das zitternde
Volle Herz nicht zu wünschen wagt.
Wie von Träumen erwacht, seh'n wir dann unser Glück,
Seh'n's mit Augen und glauben's kaum!

An Bodmer 1750.

*

Aber süßer ist noch, schöner und reizender*),
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein,
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

Der Zürichersee 1750.

*

O so kennt sie doch Gleimen
Und sein feuriges Herz nicht ganz!
Seinen brennenden Durst, Freunden ein Freund zu sein!

An Gleim 1752.

*

Von allem Kummer, welcher des Sterblichen
Kurzsichtig Leben nervenlos niederwirft,
Wärst du, des Freundes Tod, der trübste,
Wär' sie nicht auch, die Geliebte, sterblich!

Der Rheinwein 1753.

*

Ich genoß einst, o ihr Toten, es mit euch!
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung,
Wie verschönt warst von dem Monde
Du, o schöne Natur!

Die Sommernacht 1766.

*) Schöner als Naturgenuß, Ruhm und Unsterblichkeit des Dichters.

Du wurdest ja so erregt, da sie die Leiche
Vorübertrugen;
Fürchtest du den Tod? — „Ihn nicht!“
Was fürchtest du denn? — „Das Sterben!“

Ich selbst dieses nicht. „Du fürchtest also nichts?“
Weh mir! Ich fürcht', ich fürchte . . . „Beim Himmel, was?“
Den Abschied von den Freunden!
Und meinen nicht nur, ihren Abschied auch!

Die Trennung 1779.

G. E. Lessing (1729—1781).

Wer gute Menschen liebt, kann wenigstens nicht ganz verdorben sein!

*

Die Menschen sind nicht immer was sie scheinen!

*

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden wert,
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt!

In ein Stammbuch.

*

Sollen wir nur die lieben, die uns lieben?

Miß Sara Sampson.

*

Es ist schwer, daß auch die gleichsten Fußgänger einen langen Weg immer Hand in Hand zurücklegen können. Aber wenn die Rauhigkeit des Weges sie zwingt, ihre Hände fahren zu lassen, so können sie doch einander immer mit Achtung und Freundschaft in den Augen behalten und immer bereit sein, wenn ein bedenkliches Straucheln einen gefährlichen Fall droht, einander Hilfe zu leisten. Litterarischer Nachlaß: Hilkias.

Das Wesen der Liebe besteht darin, daß ich das Vergnügen der geliebten Person für das meinige und mein Vergnügen für das ihrige halte. Über Burkes Philosophie des Schönen.

*

Sich so verschmäht
Von dem zu finden, den man hochzuschätzen
Sich so gezwungen fühlt; so weggestoßen
Und doch so angezogen werden — traun,
Da müssen Herz und Kopf sich lange zanken,
Ob Menschenhaß, ob Schwermut siegen soll!

Nathan der Weise.

*

Die Freundschaft spricht ebenso dreist als schüchtern die Liebe. Hamb. Dramat. 4. Stück.

*

Nachgebend ist man nur für seine Freunde.

Sogenannte Briefe an Herrn Dr. Walch. 2.

*

Nichts kann mir an einem Freund angenehmer sein als verschiedene Meinung in gleichgiltigen Sachen.

14. Brief an Herrn F.

*

Zug um Zug ist eine Regel in der Handlung, aber nicht in der Freundschaft. Handel und Wandel leidet keine Freundschaft; aber Freundschaft leidet auch keinen Handel und Wandel.

An Fr. Nicolai 22. Oktober 1762.

*

Die uns am nächsten angehen, behalten doch immer am meisten Einfluß auf uns. An Eva König, 29. November 1770.

*

Wen man verachtet, um den bekümmert man sich nicht mehr!

Miß Sara Sampson.

Ein unbekannter Freund ist auch ein Freund.

Emilia Galotti.

*

Es ist etwas schwerer, die Pflichten der Freundschaft auszuüben, als von ihr entzückt zu reden.

Damon oder die wahre Freundschaft.

*

Die Verschwiegenheit ist eine der vornehmsten Tugenden eines ehrlichen Mannes.

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes. Okt. 1751.

*

Beide schaden sich selbst: der zu viel verspricht und der zu viel erwartet.

Hamb. Dram. Ankündigung.

*

Wenn man an Freunde schreibt, so schreibt man ohne ängstlichen Zwang und Zurückhaltung.

Schriften 1753. Vorrede.

*

Sich langwierige Krankheiten und ich weiß nicht was für Umstände befürchten, die einen außer Stand zu arbeiten setzen könnten, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsicht. Ich habe ein besseres und habe Freunde.

An den Vater 13. Juni 1764.

*

Mein liebster Wieland — denn so habe ich Sie jederzeit in Gedanken genannt — Sie glauben nur, daß wir Freunde werden könnten? Ich habe nie anders gewußt, als daß wir es längst sind. Eine Kleinigkeit fehlt: uns gesehen zu haben. Eine wahre Kleinigkeit; denn ich bin gewiß, mit dem ersten Anblicke werde ich Sie schon viele Jahre gesehen zu haben glauben. Und doch wünschte ich sehr, daß auch diese Kleinigkeit unsrer Freundschaft nicht fehlte.

2. September 1772.

Georg Christoph Lichtenberg (1742—1799).

Es giebt einen Zustand, der wenigstens bei mir nicht sehr selten ist, da man die Gegenwart und Abwesenheit einer geliebten Person gleich wenig ertragen kann, wenigstens bei der Gegenwart nicht das Vergnügen findet, welches man, aus der Unerträglichkeit der Abwesenheit zu schließen, von ihr erwarten sollte. Vermischte Schriften I, 119.

*

Es ist zwar sehr wahr, daß die meisten Menschen, die keiner Liebe fähig sind, auch für die Freundschaft wenig taugen. Man sieht aber doch oft auch das Gegenteil.

Vermischte Schriften I, 131.

*

Was die wahre Freundschaft und noch mehr das glückliche Band der Ehe so entzückend macht, ist die Erweiterung seines Ichs und zwar über ein Feld hinaus, das sich im einzelnen Menschen durch keine Kunst schaffen läßt. Zwei Seelen, die sich vereinigen, vereinigen sich doch nie so ganz, daß nicht immer noch der beiden so vorteilhafte Unterschied bliebe, der die Mitteilung so angenehm macht. Vermischte Schriften I, 149.

*

Es giebt eine gewisse Art Menschen, die mit jedermann leicht Freundschaft machen, ihn ebenso bald wieder hassen und wieder lieben. Stellt man sich das menschliche Geschlecht als ein Ganzes vor, wo jeder Teil an seine Stelle paßt, so werden dergleichen Menschen zu solchen Ausfüllteteilen, die man überall hinwerfen kann. Man findet unter dieser Art von Leuten selten große Genies, ohnerachtet sie am leichtesten dafür gehalten werden.

Vermischte Schriften I, 154.

*

Die Maxime von Rochefoucauld: „Im Unglück unserer besten Freunde finden wir stets etwas, was uns nicht mißfällt“ — klingt allerdings sonderbar; wer aber die Wahrheit derselben leugnet, versteht sie entweder nicht oder kennt sich selbst nicht.

Vermischte Schriften I, 164.

Man muß keinem Menschen trauen, der bei seinen Versicherungen die Hand auf das Herz legt.

Vermischte Schriften I, 169.

*

Wie wenige Freunde würden Freunde bleiben, wenn einer die Gesinnungen des andern im ganzen sehen könnte!

Vermischte Schriften I, 173.

*

Man wird grämlich, wenn man alt wird, oder wenn Liebe oder auch oft, wenn Freundschaft alt wird. Es können Dinge bei einem alt werden, obgleich man selbst jung bleibt. Manche Leute glauben, Sommer und Winter schieden sich immer mit einem Donnerwetter. Vermischte Schriften I, 198.

Herder (1744—1803).

Freunde niederer Art, sie gleichen dem Erdengefäße,
Leicht zerbricht es und schwer wird es von neuem ergänzt —
Bessere Seelen gleichen der goldenen Schale, die nie bricht
Nie vom Roste befleckt, ist sie und bleibet sie Gold!

Blumenlese aus morgenländischen Dichtern.

*

Keiner Freundin, auch der besten,
Zeige einen meiner Briefe,
Wie ich keinem meiner Freunde
Einen deiner Briefe zeige.
Denn das Band der Ehgenossen
Ist ein zart vertraulich Band!

*

Suchst du Hilfe des Freundes, so suche mit heitrem Gesicht sie;
Leichter gedeihet ein Wort auf der fröhlichen Stirn.
Mußt du des Herzens Kummer auf Erden einem vertrauen,
Gehe zum Heitren, er ist auch der barmherzige Mann.

Eine schöne Menschenseele finden
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist
Sie erhalten; und der schönst' und schwerste
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Aus „Der gerettete Jüngling".

*

Liebe schwärmt auf allen Wegen,
Treue wohnt für sich allein;
Liebe kommt euch rasch entgegen,
Aufgesucht will Treue sein.

Bilder und Sprüche 28.

*

Traue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüft hast; an der Tafel des Gastmahls giebt's mehr derselben, als an der Thür des Kerkers.

Blätter der Vorzeit.

*

O wer erfand den Edelstein der Sprache,
Die kurze Silbe Freund? Er nannt' in ihr
Des Lebens Trost, den Retter vor Gefahren,
Von Gram und Furcht, und Selbstbetrug und Not;
Den treuen Schatz von unserm Leid und Freuden,
Der Wunden Balsam, unsrer Augen Salbe,
Des Herzens Arzt, von uns das bessre Selbst!

Gedanken einiger Brahmanen.

*

Holde Freundschaft, kehr', o kehre wieder,
Hand und Herzen bindend zu uns nieder!
Ohne dich ist alles leer,
Auch die Liebe selbst nicht Liebe mehr!

Gedichte I, 1. Buch.

*

Freundschaft trennet sich nicht; ihr Band wird in der Entfernung
Fester, der Liebenden Herz folget dem Liebenden nach!

Gedichte II, 6. Buch.

Goethe (1749—1832).

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält,
Und mit dem genießt
Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Gedicht: „An den Mond“.

*

Dieser ist mir der Freund, der mit Strebenden wandelt;
Läd't er zum Sitzen mich ein, stehl' ich für heute mich weg!

Gedicht: „Die vier Jahreszeiten“ (Herbst 63).

*

Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt, aber hie und da Jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.

Wilhelm Meisters Lehrjahre.

*

Von jenem Glück, das wir als das höchste erkennen, das aus dem innern Reichtum der Natur fließt, haben Reiche selten eine erhöhte Empfindung. Nur den Armen, die wenig oder nichts besitzen, ist es gegönnt, das Glück der Freundschaft in reichem Maße zu genießen. Sie können ihre Geliebten weder durch Gnade erhöhen, noch durch Gunst befördern, noch durch Geschenke beglücken. Sie haben nichts als sich selbst. Dieses ganze Selbst müssen sie hingeben, und wenn es einigen Wert haben soll, dem Freunde das Gut auf ewig versichern. Welch ein Genuß, welch ein Glück für den Geber und Empfänger! In welchen seligen Zustand versetzt uns die Treue! Sie giebt dem vorübergehenden Menschenleben eine himmlische Gewißheit; sie macht das Hauptkapital unseres Reichtums aus.

Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Wer sich leicht loskaufen kann, wird so leicht versucht, sich auch der Erkenntlichkeit zu überheben. Ja, in diesem Sinne glaube ich behaupten zu können, daß ein Großer wohl Freunde haben, aber nicht Freund sein könne.

Wilhelm Meisters Lehrjahre.

*

Das Vertrauen, welches neue Freunde einander schenken, pflegt sich stufenweise zu entwickeln. Gemeinsame Beschäftigungen und Liebhabereien sind das Erste, worin sich eine wechselseitige Übereinstimmung hervorthut; sodann pflegt die Mitteilung über vergangene und gegenwärtige Leidenschaften, besonders über Liebesabenteuer sich zu erstrecken. Es ist aber noch ein Tieferes, das sich aufschließt, wenn das Verhältnis sich vollenden will: es sind die religiösen Gesinnungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben, und welche sowohl den Grund einer Freundschaft befestigen, als ihren Gipfel zieren.

Wahlverwandtschaften.

*

Wenn sich in einem glücklichen, friedlichen Zusammenleben Verwandte, Freunde, Hausgenossen, mehr als nötig und billig ist, von dem unterhalten, was geschieht oder geschehen soll; wenn sie sich einander ihre Vorsätze, Unternehmungen, Beschäftigungen wiederholt mitteilen, und ohne gerade wechselseitigen Rat anzunehmen, doch immer das ganze Leben gleichsam ratschlagend behandeln: so findet man dagegen in richtigen Momenten eben da, wo es scheinen sollte, der Mensch bedürfe fremden Beistandes, fremder Bestätigung am allermeisten, daß sich die Einzelnen auf sich selbst zurückziehen, jedes für sich zu handeln, jedes auf seine Weise zu wirken strebt, und indem man sich einander die einzelnen Mittel verbirgt, nur erst der Ausgang, die Zwecke, das Erreichte wieder zum Gemeingut werden.

Wahlverwandtschaften.

Denken die Himmlischen
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten sie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tief-erschütternden Übergang;
Dann erziehen sie ihm
In der Nähe der Stadt,
Oder am fernen Gestade,
Daß in Stunden der Not
Auch die Hilfe bereit sei,
Einen besonnenen Freund.

Iphigenie IV, 1.

*

Wie köstlich ist des gegenwärtigen Freundes
Gewisse Rede, deren Himmelskraft
Ein Einsamer entbehrt und still versinkt.
Denn langsam reift, verschlossen in dem Busen,
Gedank' ihm und Entschluß; die Gegenwart
Des Liebenden entwickelte sie leicht.

Iphigenie IV, 3.

*

Er besitzt,
Ich mag wohl sagen, alles, was mir fehlt,
Doch — haben alle Götter sich versammelt,
Geschenke seiner Wiege darzubringen?
Die Grazien sind leider ausgeblieben,
Und wem die Gaben dieser Holden fehlen,
Der kann zwar viel besitzen, vieles geben,
Doch läßt sich nie an seinem Busen ruh'n.

Tasso II, 1.

*

Die Freundschaft ist gerecht, sie kann allein
Den ganzen Umfang deines Werts erkennen.

Tasso I, 1.

Der Freundschaft Tyrannei scheint mir von allen Tyranneien die unerträglichste.

Tasso IV, 4.

*

Die wahre Freundschaft zeigt sich im Versagen
Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein schädlich Gut, wenn sie den Willen
Des Fordernden mehr als sein Glück bedenkt.

Tasso IV, 4.

*

Ja, in der Ferne zeigt sich alles reiner,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt.
Vielleicht wirst du erkennen, welchen Wert
Die Treue wahrer Freunde hat, und wie
Die weite Welt die Nächsten nicht ersetzt!

Tasso IV, 2.

*

Gar freundliche Gesellschaft leistet uns
Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wissen.

Tasso IV, 2.

*

Mit fremden Menschen nimmt man sich zusammen,
Da merkt man auf, da sucht man seinen Zweck
In ihrer Gunst, damit sie nützen sollen;
Allein bei Freunden läßt man frei sich geh'n,
Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt
Sich eine Laune, ungezähmter wirkt
Die Leidenschaft, und so verletzen wir
Am ersten die, die wir am zärt'sten lieben.

Tasso III, 4.

*

Hast du die Absicht auch, den Freunden wohl zu thun,
Fühlt man die Absicht, so ist man verstimmt.

Tasso II, 1.

*

Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.

Tasso I, 3.

Zum Holen sind zwar oft die guten Freunde da;
Doch einen, der was bringt, den hab' ich noch zu seh'n.

Die Mitschuldigen.

*

Für Freunde Freund zu sein, verleihe dir
Die Grazie: des Feuers einen Funken
In deine Brust, das auf dem himmlischen Altar,
Durch ihre ewig reine Hand genährt,
Zu Jovis Füßen brennt.

Elpenor.

*

Ich will ein treuer Freund sein,
Will teilen, was mir von den Göttern wird;
Und wenn ich alles habe, was mich freut,
Will ich gern allen Andern alles geben.

Elpenor.

*

Es fehlt der Mensch, und darum hat er Freunde!
Es haben gute, weise Menschen sich
Dazu gebildet, daß sie den Gefall'nen
Mit leichter Hand erheben, Irrende
Dem rechten Wege leitend näher bringen.

Erwin und Elmire.

*

Im Busen eines Freundes wiederhallend
Verliert sich nach und nach des Schmerzens Ton.

Erwin und Elmire.

*

Guten Menschen, fürwahr, spricht oft ein himmlischer Geist zu,
Daß sie fühlen die Not, die dem armen Bruder bevorsteht.

Hermann und Dorothea.

*

Eh' du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret,
Darfst du nicht leichtlich ihm trauen; dich macht die Zeit nur gewisser,
Wie du es habest mit ihm und wie die Freundschaft bestehe.

Hermann und Dorothea.

Waren die Alten wahrhaft ganze Menschen, so mußten sie, indem sie sich selbst und die Welt behaglich empfanden, die Verbindung menschlicher Wesen in ihrem ganzen Umfange kennen lernen; sie durften jenes Entzückens nicht ermangeln, das aus der Verbindung ähnlicher Naturen hervorspringt. Auch hier aber zeigt sich ein merkwürdiger Unterschied alter und neuer Zeit. Das Verhältnis zu den Frauen, das bei uns so zart und geistig geworden, erhob sich im Altertum kaum über die Grenze des gemeinsten Bedürfnisses. Das Verhältnis der Eltern zu den Kindern scheint einigermaßen zarter gewesen zu sein. Statt aller Empfindungen galt den Alten die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechtes, obgleich auch Chloris und Thyja noch im Hades als Freundinnen unzertrennlich sind. Die leidenschaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung Eines für den Andern, die ausgesprochene Bestimmung für das ganze Leben, die notwendige Begleitung in den Tod setzen uns bei der Verbindung zweier Jünglinge in Erstaunen, ja man fühlt sich beschämt, wenn uns Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, Redner mit Fabeln, Ereignissen, Gefühlen, Gesinnungen solchen Inhalts und Gehaltes überhäufen.

Wenn aber jenes tiefe Freundschaftsbündnis sich eigentlich seinen Gegenstand erschafft und ausbildet, so würde dem altertümlich Gesinnten dadurch nur ein einseitiges, ein sittliches Wohl zuwachsen; die äußere Welt würde ihm wenig leisten, wenn nicht ein verwandtes, gleiches Bedürfnis und ein befriedigender Gegenstand desselben glücklich hervorträte, nämlich die Forderung des sinnlichen Schönen und das sinnlich Schöne selbst. Finden nun beide Bedürfnisse der Freundschaft und der Schönheit zugleich an einem Gegenstande Nahrung, so scheint das Glück und die Dankbarkeit des Menschen über alle Grenzen hinauszusteigen und alles, was er besitzt, mag er so gern als schwache Zeugnisse seiner Anhänglichkeit und Verehrung hingeben.

Winckelmann.

Vieles giebt uns die Zeit und nimmt's auch, aber der Bessern
Holde Neigung, sie sei ewig dir froher Genuß.

Vier Jahreszeiten.

*

Ein Freund, der es zu deutlich merken läßt, daß er an euch zu bilden gedenkt, erregt kein Behagen; indessen eine Frau, die euch bildet, indem sie euch zu verwöhnen scheint, wie ein himmlisches, freudebringendes Wesen angebetet wird.

*

Man kann nicht immer zusammen steh'n,
Am wenigsten mit großen Haufen.
Seine Freunde, die läßt man geh'n,
Die Menge läßt man laufen.

Sprichwörtlich.

*

Die Neigung kümmert sich um keine Antecedentien, und wie sie blitzschnell genialisch hervortritt, so mag sie weder von Vergangenheit noch Zukunft wissen.

*

Wann werden wir lernen, uns der eingebildeten Übel entschlagen und die wahren alsdann einander zutraulich im Momente ans Herz legen! An Knebel.

*

Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt. Die Freundschaften der Jugend gründen sich auf das erste; an den Spaltungen des Alters haben die letzteren Schuld. An Jacobi, 1813.

Schiller (1759—1805).

Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen, sorgfältigen Freund.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 11. Dezember 1798.

Augenblicke, wo meine Seele aus ihrer Hülle schwebt und mit freierem Fluge durch ihre Heimat Elysium wandert, sollen den Freunden meines Herzens geheiligt sein.

Briefwechsel mit Körner, 10. Februar 1785.

*

Schöner malt sich mir die schöne Erde,
Heller spiegelt in des Freunds Geberde,
Reizender der Himmel sich.

Die Freundschaft.

*

Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
Die deinige allmächtig an mir schlagen.
O, jetzt ist alles wieder gut! In dieser
Umarmung heilt mein krankes Herz.

Don Carlos I, 2.

*

Laß mich weinen,
An deinem Herzen heiße Thränen weinen,
Du einz'ger Freund. Ich habe niemand — niemand
Auf dieser großen, weiten Erde niemand.
So weit das Scepter meines Vaters reicht,
So weit die Schiffahrt unsre Flaggen sendet,
Ist keine Stelle — keine — keine, wo
Ich meiner Thränen mich entlasten darf,
Als diese.

Don Carlos I, 2.

*

O, wenn es eintrifft, was
Mein Herz mir sagt, wenn du aus Millionen
Herausgefunden bist, mich zu versteh'n;
Wenn's wahr ist, daß die schaffende Natur
Den Roderich im Carlos wiederholte,
Und unsrer Seelen zartes Saitenspiel
Am Morgen unsers Lebens gleich bezog;
Wenn eine Thräne, die mir Lindrung giebt,
Dir teurer ist als meines Vaters Gnade. —

Don Carlos I, 2.

So tief
Bin ich gefallen — bin so arm geworden,
Daß ich an unsre frühen Kinderjahre
Dich mahnen muß — daß ich dich bitten muß,
Die lang vergess'nen Schulden abzutragen,
Die du noch im Matrosenkleide machtest —
Als du und ich, zwei Knaben wilder Art,
So brüderlich zusammen aufgewachsen,
Kein Schmerz mich drückte, als von deinem Geiste
So sehr verdunkelt mich zu seh'n — ich endlich
Mich kühn entschloß, dich grenzenlos zu lieben,
Weil mich der Mut verließ, dir gleich zu sein.

Don Carlos I, 2.

*

Was ich mir ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder;
Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erst erschafft, der's teilend mehrt.

Wallensteins Tod V, 3.

*

Komm' an mein Herz, du alter Kriegsgefährte!
So wohl thut nicht der Sonne Blick im Lenz,
Als Freundes Angesicht in solcher Stunde.

Wallensteins Tod III, 10.

*

Für einen Freund ist uns kein Preis zu hoch.

Jungfrau von Orleans III, 1.

*

Auf der Größe Gipfel
Vergiß nicht, was ein Freund wiegt in der Not.

Jungfrau von Orleans III, 4.

*

Die Neigung giebt
Den Freund, es giebt der Vorteil den Gefährten;
Wohl dem, dem die Geburt den Bruder gab,

Ihn kann das Glück nicht geben! Anerschaffen
Ist ihm der Freund, und gegen eine Welt
Voll Krieg und Truges steht er zweifach da!

Braut von Messina I, 1.

*

Ein halbes Dutzend guter Freunde höchstens
Um einen kleinen, runden Tisch, ein Gläschen
Tokayerwein, ein offenes Herz dabei
Und ein vernünftiges Gespräch — so lieb' ich's.

Piccolomini IV, 6.

*

Obgleich die historische Kritik das Böse glauben darf, was ein Freund berichtet, so kann dieses doch alsdann nicht der Fall sein, wenn der Freund seinen Helden dadurch zu verherrlichen glaubt und als Schmeichler verleumdet.

Geschichte der Unruhen in Frankreich.

*

Die Tugend handelt groß um des Gesetzes willen, die Schwärmerei um ihres Ideals willen, die Liebe um des Gegenstandes willen. Aus der ersten Klasse wollen wir uns Gesetzgeber, Richter, Könige, aus der zweiten Helden, aber nur aus der dritten unsern Freund erwählen. Die erste verehren, die zweite bewundern, die dritte lieben wir.

Briefe über Don Carlos XI.

*

Wir wissen den getreuen Freund zu ehren,
Dem falschen wehren, ist der Klugheit Pflicht.

Jungfrau von Orleans II, 2.

*

So selt'ner Freund ist köstlich zu bewahren.

Demetrius I, 1.

*

Es giebt
Zweischneid'ge Klingen, ungewisse Freunde —
Ich fürchte diese. Schwer zu unterscheiden
Noch schwerer zu ergründen sind die Menschen.

Don Carlos II, 10.

Der Haß zwischen zerfallenen Freunden ist gewöhnlich der grimmigste und unversöhnlichste.

Geschichte des dreißigjährigen Krieges, Buch 5.

*

Teuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen,
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

„Freund und Feind."

*

Der Freunde Eifer ist's, der mich
Zu Grunde richtet, nicht der Haß der Feinde.

Wallensteins Tod III, 15.

*

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit.

„Die Freundschaft."

*

Alle neue Ideen, die wir erwerben, alle neue Anschauungen der Dinge und unser eigen Selbst würden uns doppelt wichtig, ja sie erhielten erst ihren wahren Wert, wenn wir die Aussicht hätten, sie unsrer Freundschaft als neue Schätze, als neue Genüsse zuzuführen. Wir würden uns beeifern, unsern Geist mit neuen Begriffen, unser Herz mit neuen Gefühlen zu bereichern, ebenso wie sich ein edler Mensch seines Vermögens freut, um es mit seinen Freunden zu genießen. Warum soll dieser Wunsch unerfüllbar sein?

Brief vom 24. April 1789; vgl. Frau v. Wolzogen, Liter. Nachlaß.

*

O wie schön und wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf ihrem Wege zur Gottheit begegnen.

Briefwechsel mit Körner, 3. Juli 1785.

Die Freundschaft
Ist wahr und kühn — die kranke Majestät
Hält ihren fürchterlichen Strahl nicht aus.
Den Trotz des Bürgers würden Sie nicht dulden,
Ich nicht den Stolz des Fürsten.

Don Carlos I, 9.

*

Sire, wir waren Brüder! Brüder durch
Ein edler Band, als die Natur es schmiedet.

Don Carlos V, 4.

*

Gewiß, die edle und reine Freundschaft kann sich auch abwesend recht viel sein; und zu fühlen, daß auch entfernt an einen gedacht wird, erweitert und verdoppelt das eigne Dasein.

Brief vom 19. November 1788; vgl. Fr. v. Wolzogen, Literar. Nachlaß.

*

Ich stelle mir vor, — jede Dichtung ist nichts anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes.

Brief vom 14. April 1783 an Reinwald; vgl. Fr. v. Wolzogen, Schillers Leben.

*

Freundschaft ist oft verzagt und immer besorglich. Wo ist im Charakter des Marquis auch nur eine Spur dieser ängstlichen Pflege eines isolierten Geschöpfs, dieser alles ausschließenden Neigung, worin doch allein der eigentümliche Charakter der leidenschaftlichen Freundschaft besteht.

Briefe über Don Carlos, III.

*

Achtung nur ist der Freundschaft unfehlbares Band.

Brief vom 25. Mai 1783; vgl. Carol. v. Wolzogen, Schillers Leben.

*

Meine Seele dürstet nach neuer Nahrung — nach bessern Menschen — nach Freundschaft, Anhänglichkeit, Liebe.

Briefwechsel mit Körner: 10. Februar 1785.

Ich glaube fest an jede Freundschaft, die auf dem Charakter ruht; denn man bleibt einander immer notwendig.

Briefwechsel mit Körner: 1. März 1790.

*

In einer traurigen Stufenfolge von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete mein Herz für Freundschaft und Freunde.

Briefwechsel mit Körner: 7. Dezember 1784.

*

Eine Regel leitet Freundschaft und Liebe.

Philosophische Briefe; Theosophie: Liebe.

Jean Paul (1763—1825).

Zwei kräftige Freunde sind wie zwei Uhren, welche in ihren kleinen Perpendikelschlägen wechselnd abweichen und zustimmen, aber bei dem großen ordentlichen Ausschlagen in einer Stunde zusammentreffen. Gebilligt, ja gesegnet sei diese Ungleichheit der Ähnlichen; daher hat — ist die Kühnheit des Gedankens erlaubt — Gott keinen Gott, weil er dann blos sich selber zum zweitenmale wieder zu lieben hätte, sondern er liebt blos das kleine All, und das stark.*)

*

Jeder Freund ist des andern Sonne und Sonnenblume zugleich; er zieht und er folgt.

*

Der schmerzlichste Abschied von einer Freundin oder Geliebten führt noch etwas Süßes bei sich; der von einem Freunde aber nichts als Bitterkeit. Der Abschiedskuß erklärt den Unterschied nur halb.

*) Vgl. „Jean Pauls Geist oder Chrestomathie seiner sämtlichen Schriften“. 4 Bde. Erfurt 1825.

Wenn zwei Freunde so selten sind, so sind ein Freund und eine Freundin nicht häufiger.

*

Die kalten Worte, welche in die Liebe oder Freundschaft fallen, sind Frühlingsschnee, welcher bald zu glänzendem Taue einschmilzt.

*

Hast du mit einem Freunde rein gebrochen, so gieb — nicht nur aus Menschenliebe, auch aus heiliger Scheu vor der Freundschaftsleiche — ihm kein Zeichen, kein Blatt und, ist's möglich, keinen Augenblick Gegenwart mehr von dir, weil die Zeichen voriger Wärme, als die Zeichen jetziger Kälte, unnütz und hart den Schmerz des Bruches wieder gebären! Der Mann verträgt viel leichter die kalte Gegenwart einer jetzt feindlichen Geliebten, als die eines jetzt feindlichen Freundes; denn eine Geliebte kann durch eine andere ersetzt werden, aber kein Freund durch einen andern.

*

Ein Herz voll Liebe kann alles vergeben, sogar Härte gegen sich, aber nicht Härte gegen andere.

*

Willst du deine Geliebte in einer Stunde besser kennen lernen, als in einem Monate des Zusammenlebens? Sieh' ihr eine Stunde lang unter Freundinnen und Feindinnen (wenn dies kein Pleonasmus ist) zu!

*

Was sind Berge und Lichter und Fluren ohne ein liebendes Herz und ein geliebtes? Nur wir beseelen und entseelen den Leib der Welt!

*

Wie Liebende an einander glauben, wie der Freund an den Freund glaubt, und der edle Geist an die Menschheit, und der Gläubige an die Gottheit — dies ist der Petrusfels und der feste Platz der Menschenwürde.

Wer recht vertraut, zeigt, daß er die sittliche Gottheit von Angesicht zu Angesicht sah; und es giebt vielleicht auf der Erde keinen höheren sittlichen Genuß als der, wenn Sinne und Zungen über den Freund in deinem Herzen herfallen, um ihn herauszuwerfen, ihm beizustehen mit dem Gotte in dir, um ihn zu behalten und zu lieben, nicht wie sonst, sondern stärker.

*

Es giebt weibliche Wesen, die nichts so gern haben, als Mitleiden mit fremden Leiden, besonders mit weiblichen. Sie wünschen sich ordentlich recht viel mitzuleiden und suchen Freundinnen gerade in der Not am liebsten, ja sie wecken durch Mitteilung fremde Seelen zu gleicher Teilnahme und finden wahren Genuß in fremden Thränen.

*

Die Freundschaft kennt keinen Stand, wie die Seele kein Geschlecht.

*

Was die höchsten, unschuldigsten Seelen einander Göttliches zeigen können, wenn sie sich aufthun, ist ein heiliges Herz, das noch heiliger, ein glühendes, das noch glühender macht.

*

Ist ein fremder, unheimlicher Halbton einmal zwischen alle Harmonien zweier Wesen wiederkehrend durchgedrungen, so schwillt er immer feindlicher an und übertäubt den Grundton und endigt alles.

*

Die höchste Liebe verwundet sich am leichtesten am kleinsten Unterschied.

*

Wie zwischen zwei Spiegeln schlägt der Glanz der Wonne zwischen teilnehmenden Herzen in wachsender Vervielfältigung hin und her und wird unabsehlich.

Man muß mit dem „Du", mit dieser Herzens=Kurialie, mit diesem heiligsten Seelen=Dualis, gegen andere geizen.

*

In der Freundschaft ist der Mann wie in der Liebe die Frau — und umgekehrt, nämlich mehr den Gegenstand suchend als die Empfindung für ihn.

*

Die rechte unendliche und göttliche Liebe kann schweigen und leiden, weil sie nur ein Glück kennt, aber nicht das eigene.

*

Man muß nicht auf Menschen bauen, sondern auf den Gott in uns und über uns.

*

O die Tugend selbst giebt keinen Trost, wenn du einen Freund verloren hast, und das männliche Herz, das die Freundschaft durchstochen hat, blutet tödlich fort, und aller Wundbalsam der Liebe stillet es nicht.

*

Die Ehre des Freundes ist so etwas Großes, daß die Zweifel an ihr fast nur durch eigenes Geständnis entstehen dürfen. Nur eine vollendet edle Seele vermag es, den geprüften Freund nicht mehr zu prüfen; — zu glauben, wenn die Feinde des Freundes leugnen; zu erröten, wie über einen unreinen Gedanken, wenn ein stummer, verfliegender Argwohn das holde Bild beschmutzt; und wenn endlich die Zweifel nicht mehr zu bezwingen sind, sie noch lange aus den Handlungen fortzuweisen, um lieber in eine kameralistische Unvorsichtigkeit zu fallen, als in die schwere Sünde gegen den heiligen Geist im Menschen. Dieses feste Vertrauen ist leichter zu verdienen als zu haben.

Die Entfernung löset an Menschen wie an Bühnendekorationen die harten Striche in Schönheitslinien und die Kleckse in Laubwerk auf; der Abwesende ist ein Toter, den unser lossprechendes Herz verklärt, und der selig wird, wenn er wieder aufersteht.

*

Weibliche Freundschaft ist zwar seltner als unsre, aber darum auch zarter; unsre grenzt nicht so nahe an Liebe — da wir einander nur im Wiederschein der Thaten lieben — als die weibliche, da die Freundin von der Freundin (wie vom Liebhaber) weniger die Beweise, als die Äußerungen der Liebe begehrt und die Liebe fast nur fordert, um rein zu fühlen und zu erwidern. Palingenesien I.

*

Aus welchen Spinnefäden ist oft das Band der Liebe gewebt! Ich sah, wie oft ein Mann mehr Interesse an einem andern nahm, blos weil dieser den Namen seines Hundes gelobt — oder weil sie einerlei Leibgerichte oder Leibgetränke hatten — oder einerlei Schneider, kurz, die kleinen Ähnlichkeiten des Zufalls, des Schicksals, des Körpers flicken die in ihren Nährahmen gespannten Menschen oft fester zusammen als die großen des Charakters.

*

Ich finde alles eher auf der Erde, sogar Wahrheit und Freude, als Freundschaft!

*

Der Mensch ist nie so schön, als wenn er um Verzeihung bittet oder selbst verzeiht.

*

Der Mensch liebt heißer und treuer, bei gleicher Gegenliebe und Tugend, die Seele über ihm als die Seele unter ihm.

*

O ihr guten Menschen, warum ist es möglich, daß wir einander auch nur eine halbe Stunde kränken!

Freilich hält jeder Jüngling und jeder große Mensch, der einen andern für groß ansiehet, ihn eben darum für zu groß. Aber in jedem edlen Herzen brennt ein ewiger Durst nach edlerem, im schönen nach einem schöneren; es will sein Ideal in körperlicher Gegenwart, mit verklärtem oder angenommenem Leibe erblicken, um es leichter zu erstreben, weil der hohe Mensch nur an einem hohen reift, wie man Diamanten nur an Diamanten glänzend macht.

*

Jedes Herz, das nichts anderes verlangt, als ein Herz, findet endlich eine Brust.

*

Auf der Erde kann kein Mensch dem andern sagen, wie er ihn liebe; die Freundschaft und die Liebe gehen mit verschlossenen Lippen über diese Kugel, und der innere Mensch hat keine Zunge.

*

Nur ein Mensch, der nach einem Freunde gerade so, wie nach einer Freundin schmachtet, verdient beide. Aber es giebt Menschen, die von der Erde gehen, ohne je darüber betrübt oder besorgt gewesen zu sein, daß sie niemand darin geliebt hatten.

*

Zürnt dein Freund mit dir, so verschaffe ihm eine Gelegenheit, dir einen großen Gefallen zu erweisen; darüber muß sein Herz zerfließen, und er wird dich wieder lieben.

*

Der Mensch sieht es oft zu spät ein, wie sehr er geliebt wurde, wie vergeßlich und undankbar er war, und wie groß das verkannte Herz.

*

Die zum Schmutz Erniedrigten wissen nicht, daß wir in der Freundschaft etwas Höheres als unser Ich, das nicht die Quelle und der Gegenstand der Liebe zugleich sein kann,

achten und lieben; etwas Höheres, nämlich die Verkörperung und den Wiederschein der Tugend, die wir an uns nur billigen, aber an andern erst lieben.

*

Zwei schöne Seelen entdecken ihre Verwandtschaft am ersten in der gleichen Liebe zum Guten.

*

In den starken Jüngling zieht die Freundschaft eher als die Liebe ein; jene erscheint, wie die Lerche, im Vorfrühling des Lebens und geht erst im späteren Herbste fort; diese kommt und fliehet, wie die Wachtel mit der warmen Zeit.

*

Freunde, Liebende und Eheleute sollten alles gemein haben, nur nicht — die Stube!

*

Die Freundschaft hat Stufen, die am Throne Gottes durch alle Geister hinaufsteigen bis zum unendlichen; nur die Liebe ist ersättlich und immer dieselbe und wie die Wahrheit ohne drei Vergleichungsgrade, und ein einziges Wesen füllt ihr Herz.

*

Wir sind alle offenere, bessere, wärmere Freunde als wir wissen und zeigen. Es begegne euch nur der rechte Geist, wie ihn die dürstende Liebe ewig fordert, rein, groß, hell und zart und warm; dann gebt ihr ihm alles und liebt ihn ohne Maß, weil er ohne Fehler ist.

*

Freude und Freunde haben uns nur bei Ankunft und Abschied beim Herzen.

*

Es ist ein namenloses Gefühl, einen Freund lieben zu wollen aus Erinnerung und ihn fliehen zu müssen aus Ehre.

37. Hundsposttag.

Männer sprechen selten und ungern von abgefallenen und bundbrüchigen Freunden. Weiber unterhalten sich mit ihren jetzigen Freundinnen so erquickt und weitläufig von den Untreuen ihrer vorigen abtrünnigen, als wären ihnen die Freundinnen nur Bekannte gewesen, und jetzo diese jene geworden. Diese Bemerkung würde fast scherzhaft und satirisch klingen, wäre sie nicht ernsthaft und wahr.

Gesammelte Aufsätze und Dichtungen.

*

Die Freundschaft duldet Mißhelligkeiten weniger als die Liebe; diese kitzelt damit das Herz, jene spaltet es damit.

Unsichtbare Loge.

*

Wenn der Mensch vor dem Meere und auf Gebirgen und vor Pyramiden und Ruinen und vor dem Unglücke steht und sich erhebt, so streckt er die Arme nach der großen Freundschaft aus. — Und wenn ihn die Tonkunst und der Mond und der Frühling und die Freudenthränen sanft bewegen, so zergeht sein Herz, und er will die Liebe. — Und wer beide nie suchte, ist tausendmal ärmer, als wer beide verlor!

Titan.

*

Nur die flachsten Seelen sind gleich Freunde eines jeden, den sie sehen; gleich dem Arsenik vereinen sie sich mit allen Metallen und scheinen, wie gewisse Gemälde, jeden anzuschauen, der sie besieht. Ausw. a. d. Teufels Papieren.

A. v. Kotzebue (1761—1819).

Es giebt manches Ungewitter im menschlichen Leben, wo es einem sehr wohlthut, wenn man in den Armen eines Freundes die Augen zudrücken darf, während es blitzt. Der Papagei.

Ein köstlich Ding um einen braven Freund,
Der's treu und redlich mit uns meint,
Der mit uns lacht und mit uns weint,
Und, wenn uns auch die Sonne nicht mehr scheint,
Doch nimmer uns den Rücken dreht,
Bis an des Grabes Rand vereint,
Mit uns durch's Pilgerleben geht.

Erzählungen und lyrische Gedichte.

*

Ein Bissen Brot und Herzensfreundlichkeit sind Wohlthaten, die der Reiche vergebens in seiner Silberkiste sucht.

Graf von Burgund.

*

O Freundschaft, du Schwester der Liebe! Wie wenige sind bestimmt, sich an deinem sanften Feuer zu wärmen! Ein jeder wähnt zwar, daß er seinen Span dazu beitrage; doch dieser Span — meistens ward er abgehauen von dem Baum des Interesses, der das ganze Erdenrund überschattet.

Leiden der Ortenbergischen Familie.

*

Freundschaft, süßes Band von gleichgeschaffnen Seelen!
Wer wird dich, Göttin, nicht zu unsern Freunden zählen?
Gleichst zwar der Liebe nicht, bist nicht blos Leidenschaft,
Doch giebst du uns so oft zu edlen Thaten Kraft.

Erzählungen und lyrische Gedichte.

*

Liebe und Freundschaft werden durch Trennung noch fester.

Der Sonderling.

*

Den Balsam der Freundschaft goß Gottes Liebe auf blutende Wunden,
Wo ist die Last den Schultern des liebenden Freundes zu schwer.

Die kluge Frau im Walde.

Die Freundschaft hat beim weiblichen Geschlechte zwei gefährliche Feinde: Eigenliebe und Koketterie.

Mädchenfreundschaft.

*

Freundschaft ist für die große Welt eine lächerliche Schwärmerei; man sieht sich gern, so lange man sich die Zeit vertreibt; man hört auf, sich zu sehen, wenn andere Verhältnisse eintreten.

Mädchenfreundschaft.

*

Freundschaft zwischen Mann und Mann ist nie so zart, so geistig und innig, als zwischen Mann und Weib, wenn erst das Alter der Liebe sinnliche Täuschung zerstört hat.

Kleine Romane.

*

Freundschaft ist die Blüte des Augenblicks und die Frucht der Zeit.

Die Indianer in England.

*

Freundschaft baut sich, wie die Schwalbe, überall ihr Nest.

Graf Benjowsky.

*

Wenn die Armut ihren Klaggesang anstimmt, so hat die Freundschaft gewöhnlich ihr tacet.

Der Besuch.

*

Wohlthaten aus Feindeshand sind der erste Schritt in das Gebiet der Freundschaft.

Die Versöhnung.

Ernst Raupach (1784—1852).

Was nennst du Freund? Das ähnliche Herz,
Das mit dir jauchzet und bebet
Und sei es erden=, sei's himmelwärts
Nach gleichem Ziele doch strebet!

Das Märchen im Traume.

Es giebt Freunde, die der Freundschaft Recht
Zum Herrenrecht erweitern, ihren Rat
Selbst in des Alltagslebens schlichtem Gange
Dem Freund als unverbrüchliches Gesetz
Aufdringen mögen und aus ihrer Liebe
Die unerträglichste der Ketten machen. Tassos Tod.

*

Der Forscherblick, des Sängers Seelenglut,
Des Bildners Schöpferkraft, der Herrschergeist
Sind seltne Gaben, doch die seltenste
Von allen ist die Gab', ein Freund zu sein!
Und das scheint mir des Alters schlimmste Krankheit,
Daß man den Freund der Jugend überlebt.
Kaiser Friedrich II. Tod.

*

Ist das nicht der Freundschaft Tugend,
Daß sie mit dem Schild des festen
Glaubens an den Freund uns wappnet,
Und kein Wort, im Augenblicke
Der Bewegung rasch gesprochen,
Uns die Brust verwunden läßt?
Das Märchen im Traume.

*

Freundschaft bindet nur das Gleiche;
Ungleich aber kann mit Ungleich
Nur in Liebe sich vereinen!

Rückert (1788—1866).

Mit einem Teil des Lob's sollst du den Freund nur schmücken
Ins Antlitz, einen Teil sag hinter seinem Rücken.
Weisheit des Brahmanen, Bd. V, S. 102.

*

Wenn du vom Freunde seinen Stand nicht abzuzieh'n
Vermagst, so ist kein Freund dir auf der Welt verlieh'n.
Weisheit des Brahmanen, Bd. VI, S. 4.

Der Mann ist thöricht,
Der die Menge der Freunde zählt:
Ein Bündel Röhricht
Hilft dir nicht, wo ein Stab dir fehlt!

Erbauliches und Beschauliches, Bd. II.

*

Dein wahrer Freund ist nicht, wer dir den Spiegel hält
Der Schmeichelei, worin dein Bild dir selbst gefällt.

Dein wahrer Freund ist, wer dich seh'n läßt deine Flecken
Und sie dir tilgen hilft, eh' Feinde sie entdecken.

Weisheit des Brahmanen, Bd. II.

*

Was man nicht kann hassen
Und noch weniger lassen,
O Herz, da ist kein Mittel geblieben,
Als es von ganzer Seele zu lieben.

*

In langem Umgang kann vermeiden ganz kein Mann,
Zu kränken und gekränkt zu werden dann und wann.

Wer aber weis' ist, sucht des Freunds Entschuldigung
In sich, und wer da sucht, der findet bald genung.

Weisheit des Brahmanen V, S. 203.

*

Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer,
Wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch schlimmer.

Und wenn der Freund dich kränkt, verzeih's ihm und versteh':
Es ist ihm selbst nicht wohl, sonst thät' er dir nicht weh.

Und kränkt die Liebe dich, sei dir's zu Lieb ein Sporn,
Daß du die Rose hast, das merkst du erst am Dorn.

Weisheit des Brahmanen I, S. 15.

Um Mißverständnisse, ihr Freunde, zu vermeiden!
Verständigt euch nur, wo sich eure Wege scheiden.

Soweit ihr einig denkt, sucht ganz euch zu versteh'n;
Und wo die Grenz' angeht, da laßt einander geh'n.

Weisheit des Brahmanen IV, S. 233.

*

Nachrede, böse, mag leicht Freundesbund vergiften,
Zurede, gute, schwer Feindes Versöhnung stiften.

Weisheit des Brahmanen V, S. 222.

*

Zwei scheinen sich so nah und kommen nicht zusammen,
Zwei andre finden sich, die aus der Ferne stammen.

Was ist's? Wie Linien verhalten sich die Seelen,
Zwei haben Neigungen, zwei bilden Parallelen.

Gleichgiltig laufen die stets aneinander hin,
Jene begegnen sich zuletzt in einem Sinn.

Weisheit des Brahmanen VI, S. 172.

*

Nicht alles, was du weißt, darfst allen du vertrauen,
Noch minder alles, was du nicht weißt, lassen schauen.

Nur dem Vertrauten darfst du jeden Schatz dein eigen,
Nur dem Vertrauten auch du jede Blöße zeigen.

Weisheit des Brahmanen VI, S. 186.

*

Das eine, das du liebst, wird dir vom Tod entzogen,
Und um das andre hat die Ferne dich betrogen.

Ein drittes lebt und ist dir nah und doch getrennt:
Das ist die Trennung, die ein Herz am meisten brennt.

Weisheit des Brahmanen IV, S. 286.

Wenn du mich fragst: auf wen darf ich in Treuen bauen?
Ich sage dir: auf die, die selber andern trauen!

Und fragst du aber: wem zu trau'n dir nicht gebührt?
Nur dem nicht, der im Mund stets Treu' und Glauben führt.

Weisheit des Brahmanen V, 26.

*

Wer nicht sein eig'ner Freund, dein Freund kann der nicht sein;
Auch der nicht, wer nur ist sein eig'ner Freund allein.

Weisheit des Brahmanen XVI, 13.

*

Die Freunde bitte fein, zu sehr dich nicht zu ehren,
Sonst werden Feinde dir dafür den Krieg erklären.

Weisheit des Brahmanen XVI, 48.

*

Wenn Freund zum Freunde kommt, stirbt des Verleumders Macht,
Und alle Reden hat ein Blick zu nicht gemacht.

Weisheit des Brahmanen XVI, III, 9.

*

Des Freunds entbehren kann das Herz nicht um zu leben,
Gieb's einem schlechten, kannst du's keinem guten geben!

Weisheit des Brahmanen XVI, II, 58.

Schleiermacher (1768—1834).

Es ist das Leben der Freundschaft eine schöne Folge von Akkorden, der, wenn der Freund die Welt verläßt, der gemeinschaftliche Grundton abstirbt. Zwar innerlich hallt ihm ein langes Echo ununterbrochen nach und weiter geht die Musik: doch erstorben ist die begleitende Harmonie in ihm, zu welcher ich der Grundton war, und die war mein, wie diese in mir sein ist.

Monologen.

Verschiedene.

Des Lebens Ufer ist die Freundschaft, da alle Gedanken sicherlich einlaufen können. Joh. Riemer.

*

Die Achtung ist nicht die Wurzel, aus welcher die Liebe wächst, aber sie ist die Ulme, an der jene sich aufrankt und ihre köstlichen Früchte reift. Fr. Jacobs.

*

Freundschaft ist ein geschliffener Stahl, dem schon ein feuchter Hauch einen Rost zuzieht. Th. G. v. Hippel.

*

Es giebt einige Freundschaften, die im Himmel beschlossen sind und auf Erden vollzogen werden. M. Claudius.

*

Das Recht sagt: Jedem das Seine — die Liebe: Jedem das Deine. Wilh. Müller.

*

Des Freundes Wunden sind besser als des Feindes Kuß.
Joh. Riemer.

*

Manchmal im Leben geschieht es, daß wir uns einer Persönlichkeit gegenüber befinden, zu welcher wir uns innerlichst *hingezogen fühlen*, aber es ist, als ob noch eine kalte Scheidewand einer gewissen Förmlichkeit die innige wechselseitige Erkenntnis und Mitteilung aufhielte; plötzlich aber finden sich beide Seelen durch innere oder äußere Veranlassung von solcher Hemmnis befreit, und hell und freudig tritt nun das reine Gefühl in freierem, unbedingtem Einklang hervor.

Carus.

Die Liebe scheint die zarteste der Triebe,
Das wissen selbst die Blinden und die Tauben,
Ich aber weiß, was wenige Menschen glauben,
Daß wahre Freundschaft zarter ist als Liebe.

Platen.

*

essʼre den Freund durch traulichen Rat, durch warnende Weisheit,
ber dein Beispiel nur lehre die Tugend dem Feind.

C. G. v. Brinckmann.

*

Liebʼ alle Menschen, sei nicht eines Lebens Feind,
Doch welcher Tugend übt, den bitte: Sei mein Freund!

Gleim, Die goldenen Sprüche des Pythagoras.

*

art ist die Blume der Freundschaft — benagt vom Wurme des Mißtrauns,
enkt sie traurig das Haupt, trocknet von innen und stirbt.

J. Halbkart.

*

Weise Freunde bleiben
Stets das beste Buch des Lebens,
Weil sie durch Belehrung würzen
Ihres Umgangs Lieblichkeit.

Calderon.

*

Wählʼ zum Vertrauten nicht jeden du,
Ein leeres Haus steht offen, das reichʼ ist zu.
Wählʼ einen dir, den zweiten schon kannst du missen,
Es weiß die ganze Welt, was Dreie wissen.

Es. Tegnér.

*

Wer für sich stets zu schwach und klein,
Und wer nicht gerne steht allein,
Mag an den Freund sich schmiegen!

A. Grün.

Ein Freundestrost ist wie ein warmer Regen, der auf die sonnverbrannten Fluren fällt. Köhler.

*

Die Liebe hat noch Wiederkehr,
Getrennte Freundschaft nimmermehr!

Hegner.

*

Ein Freund ist ein Wesen, das uns ganz trägt mit allen unsern Fehlern und Mängeln. G. Forster.

*

Freunde erwirbt uns das Geschick, Feinde wir selbst. Wir glauben gewöhnlich umgekehrt! K. Gutzkow.

*

Ein Freund, der mir den Spiegel zeiget,
Den kleinsten Flecken nicht verschweiget,
Mich freundlich warnt, mich herzlich schilt,
Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt:
Der ist mein Freund,
So wenig er es scheint. —
Doch wenn mich einer schmeichelnd preiset,
Mich immer lobt, mir nichts verweiset,
Zu Fehlern gar die Hände beut:
Der ist mein Feind,
So freundlich er auch scheint.

Chr. F. Gellert.

*

Wem der Himmel keinen Freund beschert,
Weh' ihm, der Mann ist keines Grußes wert.

Fr. Bodenstedt.

*

Ich will aus reinem Busen singen,
Ich fliehe den verstellten Sang;
Mein sei der einfach süße Klang:
„Freundschaft ist Liebe ohne Schwingen.“

Lord Byron.

Nur dann ist nicht verloren
Des toten Freundes Treu',
Wenn sie in dir geboren
Mit jedem Tag auf's neu'.

Fr. Kirchner.

*

Ach, durch der Erde dunkles Schattenthal
Ist Freundschaft wohl ein traulicher Begleiter —
Doch kaum erwacht der schön'ren Sonne Strahl,
Schwebt sie verklärt als Liebe mit uns weiter.

Ernst Schulze.

*

Die Liebe macht den Menschen selig,
Die Freundschaft macht den Menschen groß.

E. Reuff.

*

Ein Herz, das mich von Herzen liebt,
Getreu mein ganzes Sein umfaßt,
Das sich mir ganz zu eigen giebt,
Dasselbe liebt, dasselbe haßt;
Das froh vereint mit mir den Streit
Auskämpft mit Lüge, Wahn und Welt,
Das fest mit mir in Ewigkeit
Durch Not und Tod zusammenhält —
Herr, laß solch Herz mich finden!

Fr. Kirchner.

*

Nur große Geister, die den Zusammenhang der Welt und aller Wissenschaften übersehen, sind zur Freundschaft geeignet; denn nur die können sich hochschätzen. E. Ch. v. Kleist.

*

Ist Freundschaft zwischen einem Mann und einer Frau möglich? — Ja, wenn sie Mann und Frau sind!

Hans Marbach.

Von Freundschaft zur Liebe —
Ein herrliches Ziel!
Von Liebe zur Freundschaft —
Ein Trauerspiel!

W. Backhaus.

*

Die Luft geht scharf und rauh
Auf jenen Höhen, wo die Throne steh'n.
Freundschaft ist eine Blume, die im Thale,
Nicht auf der Menschheit strenger Höh' gedeih't.

E. v. Wildenbruch.

*

Wer sich ganz dem Dank entzieht,
Der erniedrigt den beschenkten
Freund, indem er sich erhebt.

Fr. Grillparzer.

*

Was lieb dir, wird dir lieber sein
Noch schmerzlich lieber durch die Ferne!

A. Grün.

*

In den befreundeten Busen versenkst du der Seele Geheimnis,
Fühlest dich leichter, und ach! Fühlest dich doppelt beklemmt!

Gerh. Busch.

*

O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst,
Es kommt die Zeit, es kommt die Zeit,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

F. Freiligrath.

*

Man liebt einen Menschen nur dann, wenn uns auch seine Fehler sympathisch sind. Fliegende Blätter.

*

Mädchenfreundschaft gleicht dem Mondlicht: es verblaßt, wenn die Sonne der Liebe aufgeht. F. v. Schönthan.

Glaube immer, und du wirst wohl dabei fahren, daß die meisten Menschen nicht halb so gut sind, wie ihre Freunde sie schildern, und nicht halb so böse, wie ihre Feinde sie ausschreien.

A. v. Knigge.

*

Mitgefühl erweckt Vertrauen,
Und Vertrauen ist der Schlüssel,
Der des Herzens Pforte öffnet.

F. Bodenstedt.

*

Den Kampf mit dem Schicksal können Freunde für und mit uns kämpfen — Seelenkämpfe müssen wir allein ausringen.

L. Habicht.

*

Das verkannte Herz schließt sich wider Willen,
Blutend, doch im Stillen duldet es den Schmerz.

F. v. Kotzebue.

*

Ohne Selbstschätzung hat die Freundschaft nicht viel Wert.

J. Klinger.

*

Ein Mann, dem Freunde fehlen, wie stark er sei,
Stirbt wie ein Baum der Wüste, von Rinde frei;
Ein Mann mit Freunden doch wie ein Waldbaum stehet,
Der Bach benetzt die Wurzeln, wenn Sturm auch wehet.

Es. Tegnér.

*

Leicht baut der Sinn des Jünglings auf tausend Dinge,
Doch Not erprobt die Freunde und Kampf die Klinge.

Es. Tegnér.

*

Recht halte heilig bis in Tod,
So bleibt ein Freund dir in der Not!

Matth. Claudius, Ein gülden ABC.

Siehst du, daß ein Nächster zagt,
O so nahe ihm und tröste!
Denn der Sorgen allergrößte,
Die an seinem Herzen nagt,
Wird durch Freundes Trost vermindert,
Und sein herber Schmerz gelindert.

F. W. Sommer, Goldne Sprüche S. 43.

*

Tugend und Freundschaft, heilig verkettete beide!
Ihr nur gewährt dem Sterblichen dauernde Freude;
Ihr nur erheitert, wenn Wolken den Himmel umschwärzen,
Auch die mit Kummer belasteten Herzen!

Die Weisheit an die Menschen, S. 344.

*

Was nützen uns oft die wärmsten Freunde? Sie lieben uns höchstens wie sich selbst — aber wie lieben sie sich selbst!

L. Börne.

*

Freunde sind ein kostspieliger Luxus!

Henrik Ibsen.

*

Die Bedingung jeder Freundschaft ist, daß wir bei dem andern von vornherein ein Doppeltes zuversichtlich voraussetzen: Redlichkeit eines guten Willens und menschliche Schwachheit.

R. Rothe.

*

Niemand wird so sehr hintergangen als der Mißtrauische.

R. Rothe.

*

Thut dir ein Freund ein Unrecht an,
So legst du ohne Schonung
Auf's Unrecht, das er dir gethan,
Nicht auf den Freund Betonung.

J. Hammer.

Die Vergessenheit ist ein zweiter Sarg für die Toten; die Erinnerung ein zweites Dasein für die Lebenden.

Charlotte v. Hayn.

*

Zwei der Wege nur giebt's zum heit'ren Tempel der Freundschaft,
Offenherzigkeit heißt einer, der andre Vertrau'n.

F. Kirchner.

*

Nach dem Tode liebender Freunde verlöscht nicht die Liebe,
War sie herzlich, so wird sie unsterblich gewiß.

J. L. Lavater, Worte des Herzens.

*

Liebe nur zürnt und versöhnt sich geschwind; die bescheidene Freundschaft
Schweigt bei verletztem Gefühl, aber auf immer, und stirbt.

C. G. v. Brinckmann.

*

Kein Frühling weiß so traut und wohl zu klingen,
Als wenn zum Herzen Freundesworte dringen;
So tönt kein Lied in kummervollen Stunden,
Als wenn der Freund das rechte Wort gefunden!

N. Lenau, Albigenser.

*

Nicht den Schwächren wähle zum Freund dir, um reichlich zu ruhen,
Sondern wer gleich dir an Geist, kräftig dich regt und ergänzt.

F. Schlegel, Herkules Musagetes.

*

Das Heil der Freundschaft ist die heiligste der Gaben;
Nichts Heiligeres kann uns Gott verleih'n;
Und einen Freund kann jeder haben,
Der würdig ist, ein Freund zu sein.

Tiedge, Werke, Bd. 7.

Man muß die Freunde wägen in der Not,
Dann geh'n gewöhnlich fünfzig auf ein Lot.

Auffenberg, Unvergoldete Pillen.

*

Die Freundschaft ist ein Kind an Liebe und Vertrauen,
Ein Jüngling an Gemüt, an Kraft und Wirksamkeit,
Ein Greis an Weisheit, und einst bei des Todes Grauen
Ein Engel, der uns mild den Kelch des Trostes beut.

Th. Hell.

*

Ein Rosenbaum ist Freundschaft im Lebensgarten trau'n!
Er ist voll zarter Blumen und Knospen anzuschau'n.
Die Jugend naht und pflückt sich zum Strauß der Rosen viel,
Doch Rosenblätter werden gar oft der Winde Spiel.
Und mancher kluge Gärtner nimmt von dem Baum ein Reis,
Nimmt Leben von dem Leben und pflegt's mit rechtem Fleiß,
Und freut sich still der Blüte, die seine Treue lohnt —
Und jedem blüht noch einmal der Freundschaft Rosenmond.

Bechstein, Faustus.

*

O Freundschaft, holde Wundersaite,
Die lieblich durch den Busen klingt,
Und alles Schöne wiederbringt,
Der Kindheit Traum, der Jugend Weite,
Du Männerstahl und Frauenschutz,
Das Herz zur Tugend zu ermannen,
Zu groß für Sklaven und Tyrannen,
Beutst du gemeinen Gütern Trutz.

E. M. Arndt, Gedichte.

*

Die Freundschaft fließt nicht von den Zungen,
Die Herzen lesen ohne Schrift,
Es wird kein schöner Spruch gedungen,
Sie reden durch die That, die in die Seele trifft.

Seume, Gedichte.

Das Endziel der Tugend ist die Freundschaft. Der Anfang der Freundschaft ist die Frömmigkeit. Die Frömmigkeit aber enthält den Samen alles Guten, und die Freundschaft ist die vollendete Frucht der Tugend. Jacobs, Ährenlese I.

*

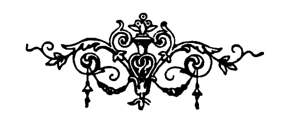
Wahrlich, es giebt einen mystischen Kultus, eine Religion der Freundschaft. Jean Paul hat sie uns aufgedeckt, aber wir lächeln darüber; wir haben verlernt, einer dem andern Freund zu sein, wir sind nur einer des andern gehorsamster Diener, Trinkgesell, Borger, Nichtwiederzahler, Wucherer oder Zankteufel.

Marggraf, Gebrüder Pech.

*

Doch was alle Freundschaft bindet,
Ist, wenn Geist und Geist sich findet.

L. Uhland.

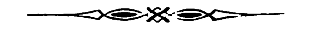


Namen-Verzeichnis.



Von demselben Verfasser sind unter anderm erschienen:

F. Kirchner, Gedichte. 2. Aufl. Köthen 1878.
" Helden des Glaubens. Die Kirchengeschichte im Spiegel der Poesie. Bremen 1890.
" Leibniz. Sein Leben und Denken. Köthen 1876.
" Synchronismus zur deutschen National-Litteratur. Berlin 1885.
" Über den Zweck des Daseins. Hamburg 1882.
" Über den Spiritismus, die Narrheit unseres Zeitalters. Hamburg 1883.
" Diätetik des Geistes, eine Anleitung zur Selbst-erziehung. 2. Aufl. Berlin 1886.
" Über Gemütsbildung. Hamburg 1888.
" Geschichte der Philosophie. 2. Aufl. Leipzig 1884.
" Katechismus der Pädagogik. Leipzig 1890.
" Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. 2. Aufl. Heidelberg 1890.
" Logik. 2. Aufl. Leipzig 1890.



Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei in Halle (Saale).

H. .42

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410



